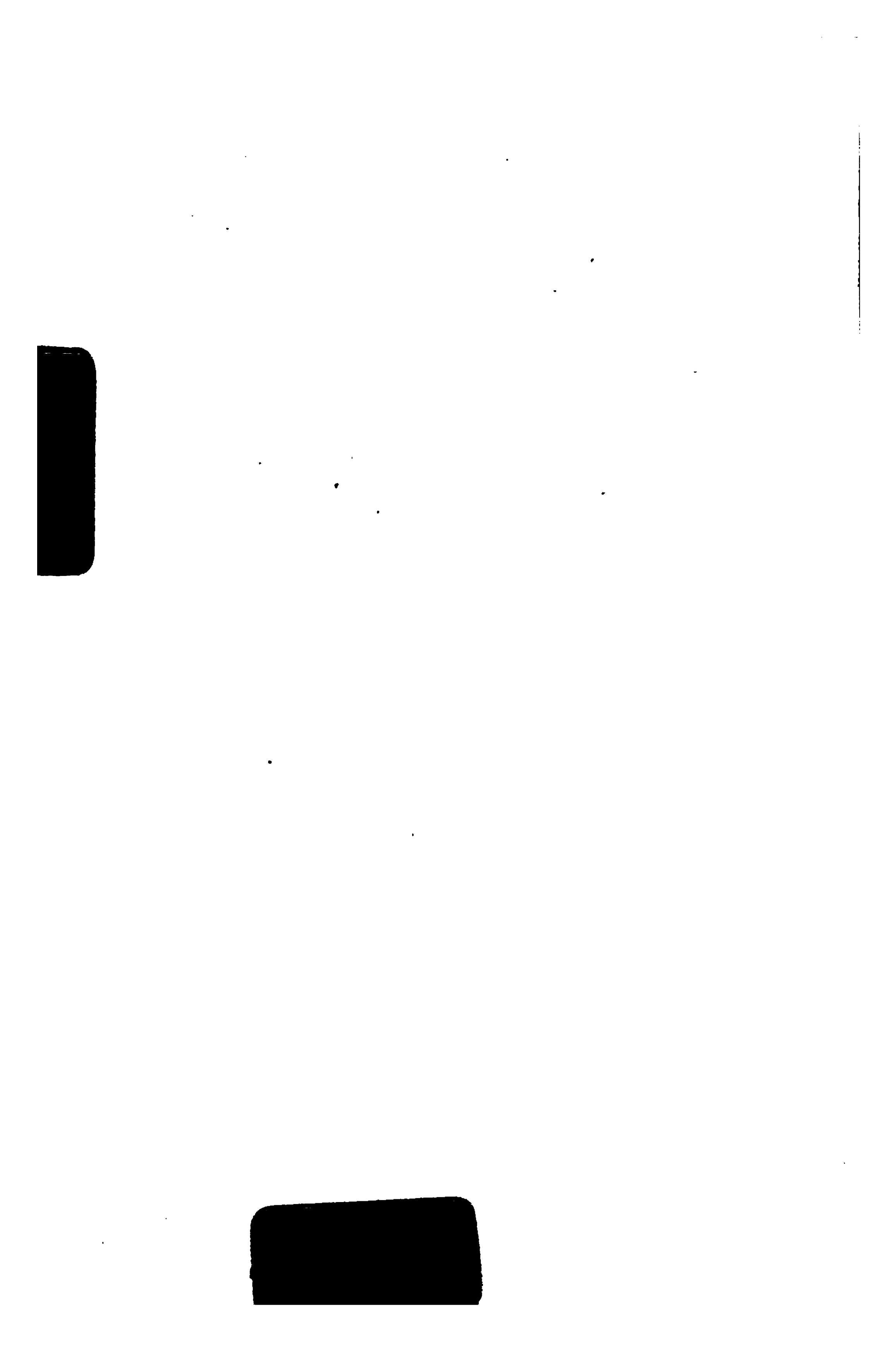
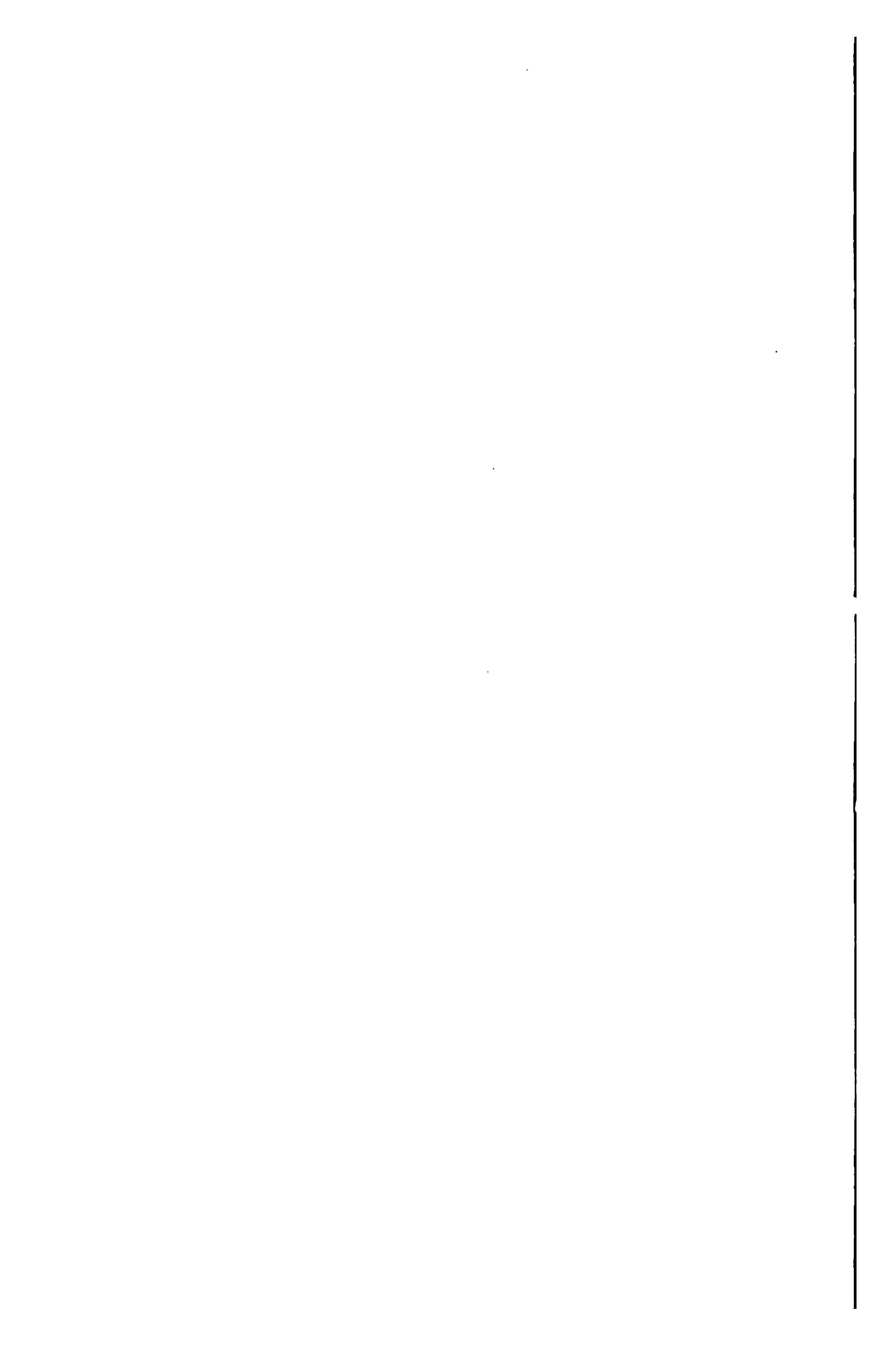


ECN

Hel[illegible]lohe



Aus meinem Leben.

Aufzeichnungen

des

Prinzen Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen,

weiland General der Artillerie

und

Generaladjutant Seiner Majestät des Kaisers und Königs Wilhelm I.

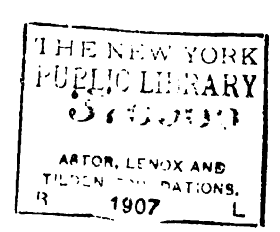


Zweiter Band.

Flügeladjutant unter Friedrich Wilhelm IV. und König Wilhelm
1856—1863.

Siebente Auflage.

Berlin 1906.
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 68—71.


THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
1907



Vorwort.

Durch das unerwartete Hinscheiden Seiner Exzellenz des Herrn Generalleutnants v. Teichman und Logischen, der mit selbstloser Hingabe und Treue den ersten Band des vorliegenden Werkes herausgegeben, wurde die Fortsetzung plötzlich unterbrochen, und widrige Zeitverhältnisse zwangen uns die Veröffentlichung zu vertagen, um so länger, als es noch nicht an der Zeit war, damit hervorzutreten.

Von nah und fern, von militärischen und wissenschaftlichen Kreisen gedrängt, halten die Hinterbliebenen des verewigten Herrn Verfassers es nunmehr für ihre Pflicht, das Werk der Öffentlichkeit zu übergeben. Es will kein Geschichtswerk sein, denn es sind nur Aufzeichnungen persönlicher Erlebnisse, die wohl zur Erläuterung der Ereignisse beitragen, nicht aber abschließende Urteile zu fällen beanspruchen. Welche Bedeutung aber für die Kenntnis der vaterländischen Geschichte diese Aufzeichnungen haben dürften, geht aus den treffenden Worten des Herrn Oberstleutnants v. Bremen hervor, der das Werk zur Herausgabe bearbeitete.

Er schreibt darüber:

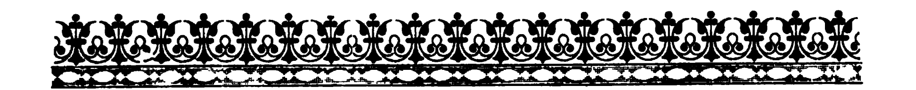
„Der Prinz hatte durch seine Stellung als Flügeladjutant zweier preußischer Könige Gelegenheit, während bedeutsamer Epochen unserer geschichtlichen Entwicklung die treibenden und bewegenden Kräfte des Staates in unmittelbarer Nähe kennen zu lernen und wichtigen Vorgängen persönlich beizuwohnen.

Der erste Eindruck, den wir gewinnen, ist, daß er alle seine Kräfte in den Dienst seiner Monarchen stellte, ohne je eigensüchtige Ziele zu verfolgen. Das hat er in den schweren Leidensjahren Friedrich Wilhelms IV. bewiesen. Von wie feiner Beobachtung zeugt seine Charakterzeichnung dieses so verschieden beurteilten und so oft verkannten Fürsten. Selten hat ein Herrscher von so vielseitiger, von so blendender Begabung einen Thron geziert wie dieser Monarch, und auch in diesen Aufzeichnungen findet das Wort, das Ranke einst von ihm zu König Max von Bayern sprach: »Er ist mein Meister, er ist Ihr Meister, er ist unser aller Meister!« seine glänzende Bestätigung.

Es folgt der Übergang zu König Wilhelm. Kaum dürfte man anderswo einen feiner gezeichneten Vergleich der Persönlichkeiten der beiden fürstlichen Brüder finden, als ihn der Prinz gibt. Wie können wir hier die nie rastende Tätigkeit dieses bei seinem Regierungsantritt schon dem Greisenalter nahen und doch unermüdlichen Herrschers im einzelnen verfolgen. Wir durchleben wieder die Jahre des Konfliktes wegen der Militärreorganisation mit ihren Kämpfen und Aufregungen, die uns die unbeugsame Festigkeit des Königs bei der Verfolgung des einmal gesteckten Zieles im hellsten Lichte zeigen. Auch von dem kraftvollen Auftreten Bismarcks, vom Beginn seiner Laufbahn an, werden hier manche bezeichnenden Züge erzählt. Mit dem Aufrollen der dänischen Frage, dem Ausgangspunkt der Wiedererrichtung des Deutschen Reiches, schließt dieser Band der Aufzeichnungen."

Pritzen, Frühjahr 1905.

Die Hinterbliebenen.



Inhaltsverzeichnis.

Viertes Buch.

Flügeladjutant vom Dienst in den gesunden Tagen des Königs Friedrich Wilhelm IV.

4. 1857. Bis zur schweren Erkrankung des Königs.

Fünftes Buch.

Die Krankheit des Königs. Oktober 1857 bis Januar 1861.

1. Erkrankung des Königs.

2. Tegernsee.

3. Die Regentschaft.

4. Italien.

5. Neapel und die Rückreise.

6. In der Heimat bis zum Ende.

Sechstes Buch.

Flügeladjutant bei König Wilhelm. 1861—1863.

1. Das Jahr 1861.

2. Das Jahr 1862.

3. Das Jahr 1863.



Viertes Buch.

Flügeladjutant vom Dienst in den gesunden Tagen des Königs Friedrich Wilhelm IV.





1. Der erste Dienst als Flügeladjutant bis Mai 1856.

Meine Ernennung zum Flügeladjutanten Seiner Majestät des Königs überraschte mich im hohen Grade. Zugleich konnte ich mich der Ansicht nicht erwehren, daß ich gar nicht zu dieser Stellung geeignet sei. Da ich selbst empfindlich bin, so war ich fest davon überzeugt, daß ein Konflikt nicht lange werde auf sich warten lassen, der meine Stellung beim Könige unmöglich machen würde. Dazu kam das Bewußtsein von einem meiner Fehler, nämlich dem, daß ich zu wenig Wert auf Formen legte, meinem Äußern zu wenig Sorgfalt zuwendete. Ich fühlte daher, daß ich nicht an einen Hof paßte, und glaubte, daß ich bald Anstoß erregen und mich unmöglich machen müßte.

Vielleicht hat gerade diese Einsicht mich so lange an den Hof gefesselt. Denn ich nahm mir fest vor und habe es durchgeführt, mich immer nur so zu geben, wie ich bin, fühle und denke, mir nie etwas zu vergeben und gefallen zu lassen, und jederzeit bereit zu sein, meine Entfernung vom Hofe zu beantragen. Dies fühlten am Hofe alle durch, und deshalb hielt man mich. Ich glaube, das ist in allen Verhältnissen gleich. Wer da stets bereit ist, seine Stellung aufzugeben, der steht fester, als wer krampfhaft an seiner Stellung festhält.

Damals gab ich meiner Meinung meinem Vater gegenüber Ausdruck, indem ich ihm sagte, ich glaube nicht, daß es lange mit mir am Hofe gehen werde. Er gab mir recht.

Der König. Ich reiste mit ihm nach Berlin, statt allein nach Wien, und meldete mich beim Könige. Der Empfang, der mir vom Monarchen zuteil wurde, übertraf alle Erwartungen, die ich mir hätte machen können. Nachdem er einen Scherz gemacht hatte, indem er sich dahin äußerte,

1*

er habe mich zu elend aussehend befunden und wolle mich erst herausfüttern, ehe er mich anderweitig verwenden werde, nahm er mich in sein Arbeitszimmer und sprach mit mir liebevoll, wie ein Vater mit seinem Lieblingssohne. Er war geradezu bezaubernd herzlich, und er ist es so gegen mich geblieben bis ans Ende seines Lebens.

Ich merkte fortwährend, daß er einen Unterschied machte zwischen denen seiner Umgebung, die nur ihrer Pflicht lebten, und denen, die sich auf Intrigen einließen oder nach kleinen Vorteilen strebten. Die letzteren erkannte er, er ließ sie es merken, er behandelte sie oft so schlecht, daß ich nach einer einzigen solchen Szene den Hof verlassen haben würde, aber er entfernte sie nicht. Er hatte eine so schlechte Meinung von den Menschen im allgemeinen, daß er nicht hoffte, so leicht bessere Charaktere zu finden.

Die Königin. Die Königin Elisabeth war ebenfalls voll Gnade gegen mich und sprach sich an dem Tage, an dem ich mich meldete und zur Tafel gezogen wurde, sehr erfreut aus, mich bei Hofe zu sehen. Seit den ersten Worten der Begrüßung aber sprach sie mehrere Monate kein Wort mehr mit mir. Oft aber sah ich, daß sie mich beim Tee oder beim Diner durch ihre Lorgnette lange und dauernd beobachtete. Sie war eine merkwürdige Frau. Ohne Falsch, gerade und rechtschaffen, war sie eine Feindin aller herkömmlichen Redensarten. Sie konnte daher nicht leicht mit jemand eine Unterhaltung machen, mit dem sie kein Thema hatte. Wie ein scheues Reh mußte sie sich erst an den Anblick eines neuen Gegenstandes, eines neuen Menschen gewöhnen. Erst wenn sie ihn genau kennen gelernt, lange beobachtet hatte, faßte sie Vertrauen zu ihm. Nachdem ich mehrere Monate Flügeladjutant gewesen war, erregte ich einmal durch die Art, wie ich einen Auftrag des Königs ausgeführt hatte, ihr Mißfallen, und sie tadelte mich streng in Gegenwart des Königs. Ich rechtfertigte mich dem Könige gegenüber, und er gab mir recht. Ich glaubte, nun hätte ich die volle Ungnade der Königin erregt. Wie erstaunt war ich aber, als die Königin von diesem Tage an auffallend gnädig gegen mich war. Sie hat sich im Anschluß an den berührten Auftritt gegen andere dahin geäußert, daß ich ein Mensch sei, der da wisse, was er wolle, sich in seiner Pflicht nicht irre machen lasse und auf den deshalb Verlaß sei. Eine solche Selbstlosigkeit ist gewiß selten, besonders bei einer Persönlichkeit, die so verwöhnt ist, wie eine Königin.

Die Welt. Im übrigen hatte ich beim Antritt meiner Stellung Gelegenheit, die Menschen von einer minder vorteilhaften Seite kennen zu lernen. Von allen Seiten ward ich mit Freudenbezeugungen und mil

der Versicherung überhäuft, daß der König keine bessere Wahl hätte treffen können. Das sagten mir Leute, die ich kaum kannte, und die mich bis dahin kaum eines Blickes gewürdigt hatten. Derartige niedrige Kriecherei erfüllte mich mit tiefer Verachtung gegen die große Masse des Menschengeschlechts, dem ich selbst mit angehöre. Ich tat mir aber Gewalt an und erwiderte derartige Redensarten, wie man auf Höflichkeitsformeln antwortet. Als aber dieselben Menschen, die in meiner Gegenwart vor wenigen Wochen, ohne mich zu kennen, meinen Vater den Führer einer demokratischen Fraktion genannt hatten, mich aufforderten, in ihren politischen Parteiversammlungen zu erscheinen, da konnte ich mich nicht halten und schleuderte den Herren ihre eigenen Worte ins Gesicht. — Diese Heißsporne unter den Ultrakonservativen, welche königlicher gesinnt zu sein vorgaben, als der König selbst, haben oft viel geschadet.

Mein Vater war unterdessen mit großer Majorität zum Präsidenten des Herrenhauses erwählt worden.

Mein Nachfolger in Wien. Der König stellte mir mit großer Gnade frei, zunächst zu tun, was meiner Gesundheit förderlich sei, ehe ich den Dienst bei ihm antrete. Ich machte ihm bemerklich, daß gründliche Kuren meist nur im Sommer unternommen werden könnten, ich daher zunächst nur um die Erlaubnis bitten werde, noch einmal nach Wien zu gehen, um mich überall zu empfehlen, vom Kaiser angefangen, bis zu allen, mit denen ich dort verkehrt hatte. Der König hielt dies für sehr richtig, und es ward verabredet, daß ich mit der Reise warten sollte, bis mein Nachfolger in Wien ernannt sei, damit ich denselben auch zugleich überall bei meinen Abschiedsbesuchen einführen könne. Über meinen Nachfolger hatte man aber noch keinen Entschluß gefaßt. Der General v. Reyher, Chef des Generalstabes der Armee, sagte mir im Vertrauen, er habe für Wien den Major v. Kameke (späteren Kriegsminister) ins Auge gefaßt. Er wünsche aber nicht, daß irgend ein Name genannt werde, ehe das Kriegsministerium eine Zulage für diese Stellung in Wien flüssig gemacht habe, denn der Major v. Kameke sei ohne Privatmittel, und, wenn der Name genannt werde, fürchte er, er werde ohne Zulage kommandiert. Der König selbst fragte mich, wen ich für Wien geeignet hielte. Ich sagte Seiner Majestät, daß, wenn er dem zu kommandierenden Offizier eine ausreichende Zulage aussetze, um anständig im Auslande zu leben, er Auswahl genug im Generalstabe habe und viele geeignete Offiziere finde, daß er aber, wenn er keine Zulage bewillige, gezwungen sei, einen wohlhabenden Offizier nach Wien zu senden; denn vom Gehalt könne man im Auslande nicht angemessen

leben. Unter den wohlhabenden Offizieren kenne ich aber zurzeit keinen in der Hauptmanns- oder Majorscharge, der den Anforderungen genügen werde, die der Generalstab an dieses Kommando stelle. Auf Anfrage bezeichnete ich zweitausend Taler jährlich außer dem Majorsgehalte als das Minimum der Zulage. Es wurden deshalb Tagegelder von 6 Reichstalern täglich für den Militärattaché in Wien ausgeworfen.

Ehe dies aber festgesetzt war, fand eine nicht unbedeutende Mitbewerbung statt, um den Platz einzunehmen, den ich soeben in Wien verlassen hatte. Er schien vielen als die wahrscheinliche Brücke zur Stellung als Flügeladjutant. Aus dieser Veranlassung hatte ich eine sehr belustigende Unterhaltung mit dem Feldmarschall Grafen zu Dohna, der in dieser Eigenschaft sowie als Oberstkämmerer die höchste militärische Würde und Hofcharge im Staate bekleidete. Wenn schon an sich der vornehmste Mann im Lande durch diese Würde geeignet war, auf einen Neuling am Hofe Eindruck zu machen, so kamen des Feldmarschalls ganze Vergangenheit und sein persönliches Auftreten noch hinzu, um die Hochachtung vor seinem Amt zu vermehren. Er hatte schon 1812 bei der Kapitulation von Tauroggen eine Hauptrolle gespielt und sich in den Befreiungskriegen hervorgetan, seine Tatkraft und sein würdevolles Verhalten hatten 1848 in Königsberg jede revolutionäre Bewegung im Keime erstickt. Eine hohe, vom Alter etwas gebeugte Gestalt, ein an den Krieg erinnernder, lahm geschossener Fuß, eine bedächtige, abgemessene, in der Form immer höfliche, aber sehr bestimmte Sprache erinnerten stets daran, daß man es mit einem Manne von großer Bedeutung zu tun habe. — Dieser alte Herr gehörte zwar nicht zu meinen Vorgesetzten in der neuen Stellung, denn der König hatte mir bei der Meldung gesagt, ich hätte von jetzt ab keinen anderen Vorgesetzten als ihn allein, aber er hatte hinzugefügt, Dohna und Gerlach (der diensttuende Generaladjutant) müßten immer wissen, was aus mir würde. Also stand doch gewissermaßen Dohna über mir.

Diese ehrfurchtheischende Person kam also eines Tages auf einem Balle (es war die Zeit, in der mindestens täglich ein Ball stattfand) auf mich zu und fragte mich über meinen etwaigen Nachfolger in Wien aus. Ich gab ihm dieselbe Antwort, wie dem Könige. Darauf fragte Graf zu Dohna: „Wissen Sie, wen der General v. Reyher vorschlagen will?"

Ich: „Der General v. Reyher will niemand vorschlagen, ehe die Zulage festgesetzt ist."

Graf zu Dohna: „Wissen Sie aber nicht, wen der General v. Reyher vorzuschlagen beabsichtigt, wenn die Zulage festgesetzt sein wird?"

Ich: „Der General v. Reyher will, daß kein Name ausgesprochen werde, ehe die Zulage flüssig ist, damit kein Offizier in Geldverlegenheiten gestürzt wird."

Graf zu Dohna: „Können Sie mir aber vertraulich mitteilen, wen dann der General v. Reyher bezeichnen wird, wenn die Zulage flüssig ist?“

Ich: „Ja, wenn Euer Exzellenz mir versprechen, den Namen zu verschweigen.“

Graf zu Dohna: „Das verspreche ich hiermit.“

Ich: „Der General v. Reyher wird den Major v. Kameke vorschlagen.“

Graf zu Dohna: „So? Meinen Sie? Ich glaube das auch, denn mir hat der General v. Reyher das ebenfalls gesagt.“

Nachher erfuhr ich, daß der Graf Dohna gewünscht hatte, seinen ältesten Sohn nach Wien zu schicken. Er tat nun aber keinen Schritt mehr dafür, begünstigte Kameke, der auch bald darauf nach Wien ernannt ward. Der Graf zu Dohna war eben ein braver, rechtschaffener Charakter, wie man sie selten findet.

Der erste Dienst als Adjutant. Während ich mit meiner Abschiedsreise nach Wien auf die Ernennung meines Nachfolgers wartete, begann ich meinen Dienst als Flügeladjutant. Es waren augenblicklich gerade viel Flügeladjutanten in Berlin anwesend, und es hatte immer einer den Dienst, und zwar drei Tage lang. Für diese drei Tage wohnte der Adjutant vom Dienst, wo der König wohnte, er hielt sich, von dem Augenblick an, wo gemeldet ward, daß der König aufgestanden, bis zu dem Augenblick, wo der König zu Bett ging, im Vorzimmer auf, begleitete den König allenthalben, meldete diejenigen, die zum König kamen, empfing die Befehle des Königs über Zeit und Personen, die derselbe sehen wollte, und schrieb es den Betreffenden; ferner mußte der Adjutant in Gesellschaft dem kurzsichtigen König entfernt stehende Personen nennen, die er nicht erkennen konnte, kurz es war der Adjutant Auge, Feder und Notizbuch des Königs.

In Abwesenheit des Hofmarschalls mußte der Adjutant diesen vertreten, Gäste einladen lassen, das Diner leiten usw. Einfluß hatte der Adjutant nicht den geringsten. Auch erfuhr der Adjutant nichts Besonderes, denn er saß im Vorzimmer, wenn die Minister und Kabinettsräte mit dem Könige arbeiteten, und las zuweilen die wichtigsten Dinge, die gestern ganz in seiner Nähe beschlossen waren, erst heute in den Zeitungen.

Es kam mir oft recht lächerlich vor, wenn sich einige meiner Kollegen den Hof machen ließen und den Leuten den Glauben an ihren Einfluß beibrachten. Nirgends wird man so sehr täglich an das Nichts der eigenen Bedeutung erinnert, als am Hofe in der unmittelbaren Gegenwart des Monarchen. In den seltenen Fällen, in denen man dazu kommt, seine Meinung über eine Kleinigkeit abzugeben, kann es vor-

kommen, daß ein Diener oder Lakai auch gehört wird und recht behält. Die Gegenwart des Monarchen macht alle Menschen gleich.

Der Dienst selbst war nicht leicht, und es gehörte große geistige Anspannung dazu, um ihn richtig durchzuführen, denn man konnte den kleinsten Auftrag des Königs nicht leicht nehmen, ja nicht wissen, was davon abhing. Die Anspannung, in der man von früh 9 Uhr bis abends 11 Uhr sich befand, der stete Dienstanzug, in dem man bleiben mußte, die schnell wechselnden Bilder der Ereignisse, Personen von Rang und Wichtigkeit, mit denen man beschäftigt war, die Eile und Hast. in die man oft versetzt war, besonders wenn zehn Menschen auf einmal Auskunft haben wollten, oder der König einen Befehl zu schreiben auftrug, aber selbst auch bald fortgehen oder fahren wollte, wobei man ihn begleiten mußte, die Hast, in der man sich umziehen mußte, ein Geschäft, welches doch im Laufe des Tages mehrere Male nötig war und wozu man selten mehr als fünf Minuten Zeit hatte, das alles griff die Nerven außerordentlich an. Zuweilen war ich nach einem dreitägigen Dienst so abgespannt, daß ich einen ganzen Tag brauchte, um mich zu erholen.

Dafür war der Dienst im hohen Grade anregend. Man sah alle Menschen von Einfluß, und sie verkehrten mit dem Adjutanten vom Dienst besonders höflich und artig. Wer mir aber unter allen einflußreichen Menschen am anziehendsten erschien, das war der König selbst. Er war in allen Fächern bewandert, wie eine lebende Enzyklopädie, sprach gern über alles und war dem Unwissenden gegenüber von einer belehrenden Liebenswürdigkeit und Geduld, die manchmal in Verlegenheit setzte.

Der König mußte vor Tisch und abends seiner Gesundheit wegen regelmäßige Spaziergänge machen. Auf denselben begleitete ihn der Adjutant vom Dienst meist allein, und während derselben stockte die Unterhaltung nie. Er war die belehrendste Persönlichkeit, die ich jemals kennen gelernt habe, und ich freute mich so sehr auf diese Ausgänge, daß ich denjenigen Tag im Dienst für verloren ansah, an dem ich nicht mit ihm hatte allein spazieren gehen können. Dazu kam der geschichtliche Humor und Witz des Königs, der ja damals im Munde des Volkes war und das Leben würzte.

Eine besondere Eigentümlichkeit des Dienstverhältnisses beim Könige bestand ferner darin, daß alle, die in eine persönliche dienstliche Beziehung zu diesem Königspaare traten, als zur Familie gerechnet wurden. Das Königspaar hatte keine Kinder, aber sie hatten beide ein großes Maß von Liebe und Wohlwollen. Die Liebe zur Menschheit im allgemeinen hatte durch die traurigen Ereignisse vom Jahre 1848 einen bedeutenden Stoß erhalten. Desto inniger fühlte sich das hohe Paar mit

denjenigen verbunden, die sie zu ihrer engeren Familie rechneten, von den Adjutanten, Kammerherren und Hofdamen an bis zum letzten Schloßdiener herab. Sie vergaßen nie jemanden, der in einer solchen näheren Beziehung zu ihnen gestanden, nahmen Anteil an dessen Wohl und Wehe, dessen Tun und Lassen, dessen Familie, auch wenn das engere Dienstverhältnis aufgehört hatte. Derartiges näheres Interesse konnte einem selbständigen Menschen zuweilen sogar unbequem werden, aber es kettete ihn doch enger an die Person des Königs, als da, wo man, wie an anderen Höfen, seinen Dienst tat, wie jeden anderen militärischen Dienst, und vergessen ward, sobald man schied.

Ich erfuhr gleich bei meinem ersten Dienst einen Beweis dieser Sorgfalt. Ich verschluckte mich bei der Tafel und hustete deshalb. Am Abend sagte mir der König: „Ich bin Ihnen wohl bei der Promenade zu schnell gegangen, denn Sie husteten bei Tische?" Ich war ganz gerührt von dieser Aufmerksamkeit, denn bis dahin hatte noch nie ein Vorgesetzter solchen näheren Anteil an meinem Befinden genommen.

Meinen ersten Dienst tat ich zu der ausnahmsweisen Zeit, in der der König in Berlin im Schlosse wohnte. Seit den Tagen des März 1848 hatte der König einen Widerwillen gegen den Aufenthalt im Berliner Schlosse, aber es war doch für ihn zu unbequem, im Winter, zur Zeit des Karnevals, abends von Charlottenburg oder Potsdam immer nach Berlin und zurück zu fahren, und so hatte er sich seit einigen Jahren entschlossen, im Januar und Februar einige Wochen in Berlin zu wohnen.

Abmeldung in Wien.

Als ich im Februar zum zweiten Male Dienst beim Könige tat, war inzwischen der Major v. Kameke nach Wien ernannt, und ich erhielt Erlaubnis, nach Wien abzureisen, sobald meine drei Tage des Dienstes abgelaufen sein würden, um Kameke einzuführen, meine Abschiedsbesuche zu machen und die Überführung meiner Pferde und Effekten von Wien nach Berlin anzuordnen.

Reise und Aufträge in Wien. Der König hatte mir verschiedene mündliche Aufträge gegeben, welche damals geheim waren. Es war die Zeit des Pariser Friedens, der dem Krimkriege ein Ende machte. Außer Aufträgen an den Kaiser von Österreich ganz privater Natur teilte mir der König auch eine Idee mit und befahl, sie dem Grafen Arnim sowie dem augenblicklich wieder nach Wien gesandten Obersten v. Manteuffel, jedem einzeln, mitzuteilen und von jedem einzeln die Ansicht darüber zu erfragen. Diese Idee sollte deshalb ganz geheim bleiben, weil der König ihr nicht eher eine Folge geben wollte, als bis er die

Ansichten gewisser Vertrauenspersonen darüber eingeholt hätte. Jetzt ist dieser Plan durch die Ereignisse überholt, aber als ein Beweis von dem Scharfblick des Königs verdient er Erwähnung.

Der König hatte den Plan, einen österreichischen Erzherzog an die Spitze der Donaufürstentümer zu setzen, dadurch Österreich in seiner natürlichen Bestimmung der Zivilisierung des Ostens zu unterstützen, und anderseits es derart Rußland und der Türkei gegenüber zu beschäftigen, so daß Preußen mehr freie Hand in Deutschland behielt.

Ich kam nach Wien und sprach zunächst mit Graf Arnim, welcher mir erwiderte, das stolze österreichische Kaiserhaus werde einen solchen Plan niemals zugeben. Ich bemerkte dem Grafen Arnim, daß ich diese Antwort doch dem Könige nicht bringen könne, und bat ihn, mich mit einer möglichen Antwort zu betrauen. Nach einigem Besinnen sagte Graf Arnim, ich solle dem Könige sagen, er werde sich die Sache überlegen und dem Könige schreiben.

Manteuffel aber antwortete mir, er werde sich hüten, sich in einer solchen Frage den Mund zu verbrennen. Wieder mußte ich bemerken, daß ich solch eine Antwort dem Könige nicht bringen könne, worauf mir Manteuffel auftrug, ich solle dem Könige sagen, er sei in den Angelegenheiten der äußeren Politik nicht genügend erfahren, um über einen so neuen Gedanken ein bestimmtes Urteil abzugeben, aber er lasse den König bitten, einmal den Professor Leopold v. Ranke zum Tee einzuladen, ihm seinen Plan vorzulegen und dann zu hören, was der Professor dazu sagen werde.

Als ich nach Charlottenburg zurückkam und dem Könige Arnims Antwort brachte, sagte mir der König: „Ich will Ihnen sagen, was Arnim geantwortet hat. Er hat gesagt: Das ist wieder eine der überspannten Ideen des Königs, und wenn er's Ihnen nicht gesagt hat, dann hat er sich's wenigstens gedacht. Sie sollen sehen, er schreibt mir keine Silbe darüber."

Als ich darauf Manteuffels Antwort wiedergab, unterbrach mich der König mit den Worten: „Der hat also gesagt, er will sich den Mund nicht verbrennen", und als ich fortfuhr und Manteuffels Vorschlag vorbrachte, Ranke zu hören, sagte der König, das sei die einzige brauchbare Antwort, die ich ihm über diese Sache brächte.

Ich war ganz starr über die Erratungsgabe des Königs. Er gab die Antworten Arnims und Manteuffels wieder, als ob er unsichtbarer Zuhörer gewesen wäre, und dennoch waren wir dabei jedesmal unter vier Augen gewesen. Es war aber ein Beweis, wie genau der König die Menschen kannte, mit denen er verkehrte. Er dachte sich genau in ihre Lage, in ihre Denkungsweise hinein, und dann kamen ihm deren

Antworten wörtlich. Trotz seiner körperlichen Kurzsichtigkeit hatte er einen geistigen Scharfblick, der alle Menschen durchschaute.

Was aber seinen Plan selbst anbetrifft, so bedarf es heutzutage keines langen Kommentars, um zu beurteilen, ob er gut oder schlecht war. So gut wie ein Hohenzoller konnte sich ein Erzherzog auch für eine Zeit der Oberherrlichkeit eines Sultans fügen, und in neuester Zeit hat Bismarck den Plan, Österreich im Osten zu unterstützen, ausgeführt, indem er dessen Besetzung von Bosnien begünstigte.

Auf der Rückreise von Wien traf ich mit meiner Mutter und meinen Schwestern zusammen, die zu meinem Vater nach Berlin reisten. Diesmal war ich glücklicher als zwei Jahre zuvor und konnte ihnen in Berlin behilflich sein, ohne von den Masern befallen zu werden. Zeit genug hatte ich dazu. Wir waren fünf oder sechs Flügeladjutanten, also hatte ich immer drei Tage Dienst und zwölf bis fünfzehn Tage gar nichts zu tun.

Raumers Tod. In diese Zeit fiel der Tod des Polizeipräsidenten v. Hinckeldey, der den König sehr erregte, und ihm folgte Tags darauf eine andere Nachricht, die auch mich nicht gleichgültig ließ. Der Unterstaatssekretär im Hausministerium, Herr v. Raumer, erschoß sich in seiner Wohnung, acht Tage nach seiner Trauung mit einer schönen jungen Witwe.

Diese Frau scheint zu den Menschen zu gehören, welche dazu bestimmt sind, von erschreckenden Schicksalen heimgesucht zu werden. Als Fräulein Treu (Treu & Nuglisch, die bekannte Parfümeriefirma) war sie eine allgemein bewunderte zarte Schönheit. Anfang Januar 1848 hatte sie den Leutnant v. Ferentheil, der mein Regimentskamerad, Freund und Duzbruder war, geheiratet. Am Silvester desselben Jahres braute der junge Gatte noch in der Familie den Silvesterpunsch. Wenige Tage darauf, am Jahrestage seiner Hochzeit, war er eine Leiche infolge einer akuten Lungenentzündung, nach dreitägigem Kranksein. Vier Monate darauf kam sein Sohn zur Welt. Die junge Frau widmete diesem Sohn alle Liebe, die sie dem Manne entgegengebracht hatte. Aber sie ward bald inne, daß sie zu schwach war, den wilden Knaben zu bändigen. Als nun, der Knabe war sieben Jahre alt, der sechsundfünfzigjährige Herr v. Raumer um sie warb, nahm sie seine Hand an, in der Hoffnung, das nötige Ansehen bei ihm zu finden, um den Knaben zu erziehen. Acht Tage nach der Trauung erschoß sich Herr v. Raumer. Die Motive zu dieser Tat sind unbekannt geblieben. Er war ein vortrefflicher, musterhafter Beamter in einer schönen Stellung, sie eine schöne reiche Frau.

Den König bewegte der Tod Raumers sehr, aber bald trat die Hinckeldeysche Katastrophe wieder in den Vordergrund der ihn beschäftigenden Gedanken. Fast täglich und stündlich kam er darauf zurück, und jedesmal geriet er bei dem Gedanken daran in Aufregung.

Im April wurde eine Reise nach Rom geplant. Die Kritiker, die nichts gut fanden, was der König tat, hatten daran manches auszusetzen. Ich war zur Begleitung bestimmt. Ich weiß nicht, warum die Reise aufgegeben ward. Es war nicht mehr davon die Rede.

---

2. Mai und Juni 1856.

Die Reise nach Dresden.

Im Frühjahr begleitete ich den König auf einer Reise nach Dresden, statt nach Rom. In der Regel begleiteten die Flügeladjutanten den König auf Reisen der Reihe nach, und der König band sich dabei gewöhnlich an das Dienstalter, vom ältesten angefangen bis zum jüngsten. Jedoch bestätigte er den begleitenden Adjutanten jedesmal noch ausdrücklich. Es war diesmal die Reihe am jüngsten, also ging ich mit. Eine Reise nach Dresden war im allgemeinen nicht sehr beneidet. Mir machte sie viel Freude.

Dagegen wurde eine Reise nach Hohenzollern später ins Werk gesetzt, und zu der Begleitung hierzu wollten viele sehr gern erwählt sein. Ich wußte gar nicht, warum die Reise nach Hohenzollern so angestrebt ward, die nach Dresden nicht. Da lachte General Gerlach und sagte, ich sei noch sehr naiv. In Dresden erhielt man nämlich keinen Orden, denn die Monarchen von Berlin und Dresden, eng befreundet und nahe verwandt, besuchten sich oft und hatten beschlossen, ihre Besuche als Familienbesuche anzusehen und keine Orden auszutauschen. Bei der Reise nach Hohenzollern wurden aber die Höfe von Stuttgart und München besucht, und dort gab es Orden! Ich habe mich zu dieser Höhe nie aufschwingen können und eine derartige Ausnutzung des Dienstverhältnisses ebensowenig begriffen, wie den Wert von fremden Orden, Ehrenzeichen und Geschenken, die man nach einem Diner von einem fremden Monarchen erhält, der damit lediglich seiner Hochachtung vor unserem Monarchen Ausdruck gibt und ihm vielleicht im nächsten Jahre im Kriege gegenübersteht, dem es jedenfalls ganz gleichgültig ist, wer der Adjutant ist, dem er seinen Orden verleiht.

In Dresden verlebte ich einige sehr gemütliche Tage am sächsischen Hofe. Die beiden Königinnen waren Zwillingsschwestern und einander

so ähnlich, daß ich einmal auf einem etwas trübe erleuchteten Korridor der Königin von Sachsen eine Meldung machte, welche ich auf Befehl des Königs unserer Königin machen sollte. Die beiden Königinnen waren an solche Verwechslungen gewöhnt. Sie liebten sich zärtlich, und die dadurch hervorgerufene Annäherung zwischen den beiden Gatten ward befestigt durch viel Übereinstimmung der Ansichten und gleiche geistige Bedeutung.

Das sächsische Königspaar kam dem unseren bis Riesa entgegengefahren. Sobald unser König den König Johann sah, rief er im sächsischen Dialekt: „Ei Herrjesses, Johann, wie geht's Dir?", und der Sachsenköng antwortete im Berliner Dialekt: „Juten Dag, Fritze, wat machst'n Du?" Der König Johann, in seinem langen, grauen Zivilgehrock, mit der vernachlässigten Körperhaltung, hätte müssen von jedem, der ihn nicht kannte, für einen recht gemütlichen Kleinbürger gehalten werden. Seine Neigungen und Gewohnheiten waren auch höchst einfach, sein Umgang freundlich, herzlich und liebenswürdig, sein Wissen, sein Verstand und seine Menschenkenntnis ganz ungewöhnlich bedeutend. Sein Temperament war sehr ruhig, und wenn er sich dadurch wesentlich von unserm Könige unterschied, so paßte er gerade deshalb zu diesem lebhaften Herrn, mit dem er vortrefflich umzugehen verstand. Alle Zärtlichkeit beider Monarchen hinderte sie nicht, sich einander gegenüberzustellen, wo die Bedürfnisse der Länder sich durchkreuzten. Damals schwebte eine Eisenbahnfrage. Es war sehr unterhaltend zu sehen, wie sich die beiden Monarchen mit aller Liebe und Zärtlichkeit gegenseitig zu überreden suchten und keiner nachgab.

In Dresden lebte im Sommer der Prinz Albrecht, Bruder des Königs, auf seinem Schloß Albrechtsberg mit seiner morganatischen Gemahlin, Gräfin Hohenau geb v. Rauch. Prinz Albrecht kam nach der Ankunft des Königs ins Schloß und ward empfangen. Dieser Prinz ist vom ersten Augenblick an, wo ich ihm vorgestellt worden, bis an seinen Tod sehr gnädig und liebenswürdig gegen mich gewesen. Als er beim Könige gewesen war, kam er sogar in meine Stube und plauderte eine Weile mit mir. Ich hielt es deshalb für schicklich, daß ich ihm auf Albrechtsberg meine Aufwartung machte, wenn ich Zeit dazu fände. Als daher den folgenden Morgen der König mich frei ließ, mir in Dresden anzusehen, was ich wollte, weil er keine Befehle für mich habe, bestellte ich mir einen Wagen, um diesen Besuch zu machen. Ich fuhr hinaus, ward vom Prinzen sehr freundlich empfangen und in seinem Schloß herumgeführt. Dem Könige erzählte ich, sobald ich Gelegenheit hatte, daß ich auf Albrechtsberg gewesen, und ihn unterhielt dies sehr, denn er interessierte sich sehr für alle Arten von Bauten. Ich mußte ihm das

ganze Schloß beschreiben, und er meinte schließlich, er hätte große Lust, es zu sehen, aber es kam nicht dazu.

Nach einem Erholungsaufenthalt von einigen Tagen kehrte der König nach Charlottenburg zurück, wo sich der Stoff der Regierungsgeschäfte derartig angehäuft hatte, daß er in seiner poesiereichen Sprache sich äußerte: „Nach den schönen Tagen in Dresden kommt es mir vor, als geriete ich gerade in den Rachen des Löwen hinein."

Plötzliches Unwohlsein des Königs im Mai 1856. In den Mai fiel dann ein Unwohlsein des Königs. Ich war nicht im Dienst, habe aber später genaueres erfahren. Abends beim Tee sprach die Königin von der Insel Bornholm. Der König, der diesen Abend etwas verstimmt schien, fragte, was das für eine Insel sei, er habe noch nie davon gehört. Alle Anwesenden erschraken, denn bei den weitumfassenden Kenntnissen des Königs war eine solche Äußerung allerdings wunderbar. Als ihm die Königin Bescheid sagte, stützte der König die Stirn mit der Hand, seufzte und sagte: „Mein Kopf, mein Kopf!" Dann war er einsilbig bis zur Schlafenszeit. Als er sich zurückzog, klagte er zum Adjutanten wieder über seinen Kopf, wollte aber nicht, daß ein Arzt geholt werde. Eine Stunde später klingelte der König und konnte sich dem Kammerdiener schwer verständlich machen. Es fehlten ihm Worte und Namen. Er sah entsetzlich erhitzt aus. Der Kammerdiener erriet mehr, als daß er verstand, der König verlange nach einem Arzt. Der Adjutant vom Dienst sandte sogleich einen Wagen mit einem Lakaien von Charlottenburg nach Berlin, mit dem Befehl, den Leibarzt Prof. Schönlein mitzubringen. Dieser schickte jedoch den Wagen wieder fort, mit der Antwort, es sei morgen auch noch Zeit. Kutscher und Lakai aber fuhren sofort zum Leibarzt Dr. Grimm, der auch morgens 3 Uhr nach Charlottenburg kam. Mittlerweile hatten kühlende Umschläge um des Königs Kopf einige Beruhigung herbeigeführt, und die weitere Behandlung durch den Arzt brachte Besserung. Indessen blieb der König zu Bett und noch weiter in ärztlicher Behandlung.

Tags darauf wollte der König der Kaiserinmutter von Rußland, seiner Schwester, nach Gumbinnen entgegenreisen. Zum Glück kam die Nachricht, daß die Kaiserin ihre Reise verschoben habe. Nach acht Tagen war der König wieder hergestellt. Im Publikum ward weiter nichts bekannt, als daß der König wegen eines Unwohlseins einige Tage das Zimmer gehütet habe.

Die Ärzte berieten und verordneten eine totale Änderung der Lebensweise des Königs. Statt der bisher alljährlich gebrauchten Ostseebäder wurde eine Marienbader Brunnenkur an Ort und Stelle vorgeschrieben.

Vorher aber war noch eine Anwesenheit der Kaiserinmutter von Rußland auf ihrer Durchreise nach Wildbad in Aussicht, während welcher der Kaiser Alexander II. nach Berlin kam, und dann fand die Reise nach Hohenzollern statt, von der ich oben gesprochen.

Der Hof.

Bis zur Ankunft des russischen Hofes hatte ich genügend Zeit und Gelegenheit gehabt, alle Personen an unserem Hofe kennen zu lernen.

Über das Königspaar bleibt zu dem, was ich darüber schon früher geschrieben habe, noch zu ergänzen, daß bei aller gegenseitigen Zärtlichkeit und bei gegenseitiger Opferfreudigkeit und Übereinstimmung in allen Hauptsachen beide Teile sich oft zu spät über die kleinen Alltäglichkeiten des Lebens, z. B. Essenszeiten, einzuladende Personen, Theaterbesuch usw., vereinbarten und darum oft den Hof so lange im Zweifel ließen, daß manchmal schließlich die Ausführung unmöglich wurde. Das kam daher, weil von beiden Seiten das Bestreben vorhanden war, das als Wunsch oder Befehl auszusprechen, was dem anderen Teil wohl angenehm sein möge. Nun ging es an ein gegenseitiges Ausfragen und Zurückhalten mit den eignen Wünschen, und wenn das nicht zum Ziele führte, wurde Kammerdiener oder Kammerfrau ausgehorcht, was wohl anderseits gewünscht werde, und dann kam es wohl vor, daß die Dienerschaft nach ihren Wünschen den Ausschlag gab, und beide Majestäten das taten, was ihnen unangenehm war. Stellt man dazu in Rechnung, daß der König keine Idee von Raum und Zeit hatte, sondern in der Genialität seines Gedankenfluges einen einmal gefaßten Gedanken gern im Augenblick ausgeführt sah, so kann man die Schwierigkeiten ermessen, welche infolgedessen dem Hofmarschall und dem Adjutanten erwuchsen, wenn alle vorher getroffenen, wohl vorbedachten Anordnungen zuweilen im letzten Moment über den Haufen geworfen wurden.

Graf Keller. Der Hofmarschall Graf Keller überwand alle daraus entstehenden Schwierigkeiten mit einem Humor, der selten versagte. Er war ein ganz vortrefflicher lauterer Charakter, tüchtiger Geschäftsmann, der seine Überzeugung stets vertrat und deshalb zum Hofmann eigentlich nicht geboren war. Er widersprach dem König, wenn er es für recht hielt, rücksichtslos. Eben deshalb schätzte ihn der König und behielt ihn auf diesem Platz, ließ es ihm auch dahingehen, wenn ihm die Geduld einmal riß und seine Entgegnungen nicht in die Hofformen gekleidet waren.

Auch der Behandlung der Hofgebräuche konnte Keller nicht diejenige Wichtigkeit beilegen, welche das Lebensziel anderer Hofmarschälle aus-

macht. Einst beschwerte sich ein Minister, daß er an der Tafel nicht den ihm zukommenden Platz erhalten habe. Graf Keller, der sich nicht anders hatte helfen können, weil im letzten Moment durch den König befohlene Gäste die ganze Tafelordnung gestört hatten, antwortete ihm: „Sie haben recht. Aber ich dachte, Sie wären ein zu verständiger Mensch, als daß Sie auf so dummes Zeug, wie die Etikette, Wert legten. Da ich sehe, daß ich mich darin geirrt, bitte ich um Entschuldigung." Der König, dem nun der Minister die Klage vorbrachte, wollte sich totlachen und meinte, Keller habe recht.

Dagegen war Graf Keller unermüdlich in der Wahrung des Vorteils und der Würde des Königs. Die Verwaltung des Königlichen Hofstaats war unter ihm eine musterhafte. Der König hielt einen Hof, den man für verschwenderisch ansah. Er hatte täglich Gäste bei Tisch. Oft entwickelte sich von früh bis Mittag durch stündlich hinzugeladene Gäste eine Dinergesellschaft von über fünfzig Personen, obgleich vielleicht früh 10 Uhr nur sieben Personen bestimmt waren, und Graf Keller machte auch dieses möglich. Dennoch kostete der Hofstaat des Königs weniger als der durch seine Einfachheit berühmte seines Vaters, weil Keller eine so gute Kontrolle eingeführt hatte, daß Unterschleife fast zur Unmöglichkeit wurden, die unter Friedrich Wilhelm III. mehrfach vorgekommen sein sollen.

Wo es galt, mit der eigenen Person einzutreten für den König und die Königin, da war Graf Keller immer bereit. Man konnte nicht genug von seiner Geistesgegenwart und seinem Mut erzählen, als im Jahre 1848 die Majestäten in Gefahr waren.

Es kam auch nicht selten vor, daß Keller anderer Ansicht war als der König, und dann verfocht er seine Meinung, wenn es galt, Unrecht zu verhindern, Verleumdete in Schutz zu nehmen usw., ohne Rücksicht darauf, ob er deshalb seine Stellung verlieren werde. Der König aber schätzte seinen Widerspruch hoch und vertrug ihn deshalb. Es ist mehrere Male vorgekommen, daß der König zur Königin sagte: „Sieh mal, Elise, der Keller wird so wütend, daß ihm das Kinn zittert, da muß ich schon nachgeben." Dann lachten alle drei, und die Sache war ausgeglichen. Es ist dem Grafen Keller selbst von seinen Gegnern nie nachgesagt worden, daß er irgend etwas aus Rücksicht auf seinen persönlichen Vorteil gesagt, getan oder vorgeschlagen hätte, und er hatte Gegner genug, sowohl unter denen, die er kontrollierte, als auch unter denen, die gern seine Stelle eingenommen hätten oder denen seine Rechtschaffenheit sonst unbequem war.

Der Graf Keller leitete die Verwaltung durch Hofstaatssekretäre, von denen die meisten den Titel „Hofräte" hatten. Diese im Publikum

recht angesehenen Beamten waren durchweg ehrenwerte Leute. Sie gehörten aber nicht zur Gesellschaft und konnten nicht an der Tafel mit den Majestäten speisen. Bei großen Diners leiteten und beaufsichtigten sie stehend die Dienerschaft, zu der sie aber auch nicht gehörten. Ich erwähne dies nur, weil Schneider*) in seinen hinterlassenen Memoiren oft empfindlich über seine Zwitterstellung schreibt und doch keine bessere Stellung erhalten konnte, denn wenn er als der jüngste Hofrat zur Tafel gezogen worden wäre, dann hätten jene anderen Hofräte dies auch beanspruchen können. So kam es, daß dieser brave Mann bei seinen Vorlesungen immer eine etwas peinliche Stellung hatte. Wenn der König den Anfang der Vorlesung befahl, mußte sich Schneider an ein besonderes kleines Tischchen setzen, auf das zwei Lichter gestellt waren. Kam die Zeit des Abendbrotes, dann wurde für Schneider in einer Zimmerecke aufgetragen, und um ihm dies weniger empfindlich zu machen, setzten sich dann Adjutant und Kammerherr zu ihm. Übrigens war Schneider ein Ehrenmann, und wenn in der Presse über seine Memoiren übel geschrieben ist, weil daraus hervorgehe, er sei eine Bedientenseele gewesen, so ist zu bedenken, daß er sich aus der unteren Sphäre der vom Hofe abhängigen Familien emporgearbeitet hat und eine treue, ehrliche, brave, mutige, dem Könige auf Tod und Leben ergebene Seele war, die sich 1848 erprobt hat, was man nicht von allen sagen kann.

Gefolge der Königin. Die übrigen Zivilpersonen, die zum engeren Hofe gehörten, bildeten das Gefolge der Königin: Oberhofmeister Graf Dönhoff, alt, schwerhörig, zerstreut und bereits an den Augen schwach, ganz in seine formellen Pflichten vertieft, Kammerherr Graf Finckenstein, schon alt, aber heiter, sehr kirchlich und ultrakonservativ in seinen politischen Gesinnungen, deren Orakel die Stahl-Gerlachsche Parole war, übrigens freundlich und wohlwollend, Kammerherr Freiherr v. Canitz, klug, witzig und gewandt, ferner die vier Hofdamen Gräfin Dönhoff, Gräfin Hacke, Gräfin Kanitz und Freiin v. Alvensleben. Diese vier Damen waren an Eigenschaften sehr verschieden und einander nur an vornehmen Gesinnungen und lauterem Lebenswandel gleich.

*) Der hier erwähnte Hofrat Schneider ist der ehemalige Schauspieler Louis Schneider, der durch seine glühende Vaterlandsliebe und seine selbst mit persönlichen Opfern bewährte Anhänglichkeit an den König im Jahre 1848 seine hervorragende Stellung am Königlichen Theater verlor, darauf aber vom König zum Vorleser gemacht wurde und später den Titel Hofrat erhielt. König Wilhelm behielt ihn in der gleichen Stellung und ernannte ihn 1865 zum Geheimen Hofrat. Er begleitete den König häufig und auch in den Feldzügen 1866 und 1870/71.

Gerlach. Das militärische Gefolge des Königs, welches persönlichen Dienst bei ihm tat, bestand aus dem diensttuenden Generaladjutanten, General v. Gerlach, und den Flügeladjutanten.

Ersterer war eine originelle Erscheinung. Er war älter als der König (im Kriege 1813 war er Adjutant bei Müffling), geistreich, witzig, heiter und dadurch dem Könige sehr sympathisch. Er war dem Könige so ergeben und anhänglich, daß er ohne ihn nicht leben konnte. Drei Tage nach der Beisetzung des Königs war Gerlach eine Leiche infolge innerer Aufregung. Er liebte das Neue und Pikante, behandelte alles gern in Unterhaltungsform und sprang willig auf einen anderen Gegenstand über, ehe der alte erledigt war. So war das Produkt nicht selten ein unfertiges. Dabei liebte Gerlach widersinnige Behauptungen und wollte sich totlachen, wenn er jemanden dadurch erschreckte. Aber seine Stellung war zu einflußreich, als daß er dadurch nicht auch schaden konnte. Insbesondere hielten zuweilen fremde, in die Eigentümlichkeiten des Hofes nicht eingeweihte Personen solche Widersinnigkeiten für die wahre Ansicht des Generaladjutanten und brachten sie ins Publikum.

Dabei war Gerlach liebenswürdig und wohlwollend. Er hatte kein bestimmtes Dienstgebiet und keinen bestimmten Vortrag. Er wohnte aber fast immer da, wo der König wohnte, und konnte stets zu ihm. Meistens wohnte er dem Morgenkaffee bei, den die beiden Majestäten zusammen einnahmen, und dabei besprach dann der König wohl alles mit ihm, was vorkam. Deshalb nannte sich Gerlach scherzhaft selbst den Kaffeeminister und ward am ganzen Hofe so genannt. Politisch teilte Gerlach vollkommen die Ansichten seines Bruders, des Präsidenten, der mit Stahl an der Spitze der Kreuzzeitungspartei stand, einer Partei, die eben wegen der Stellung des Generals die „kleine, aber einflußreiche Partei" genannt ward. Er war royalistischer als der König und harmonierte in der Politik mehr mit den Auffassungen der Königin.

Diese Verschiedenheiten der politischen Ansichten schadeten aber dem guten Einvernehmen nicht. Der König schätzte die Offenheit des Widerspruchs Gerlachs, hörte ihn an und tat dann doch, was er für recht hielt. Die Königin vermied, Einfluß auf die Politik auszuüben, denn sie hielt das für unweiblich. Sie hatte eine Ansicht, hielt aber damit zurück. Dabei war es komisch zu sehen, wie die beiden Majestäten Zeitungen lasen, welche ihren Ansichten widersprachen. Der König las die „Kreuzzeitung" und ärgerte sich darüber, die Königin las die „Vossische" und ärgerte sich auch darüber. Mit Sehnsucht erwartete der König jeden Sonnabend den „Kladderadatsch", den die Königin abscheulich fand.

Die Flügeladjutanten. Die Flügeladjutanten waren, als ich an den Hof kam: Oberst v. Alvensleben, nebenbei Oberstallmeister, der selten Dienst tat und bald Kommandant von Berlin wurde; Oberst v. Schlegell, der bald ein Regiment erhielt, Major v. Loën, Rittmeister Graf Bismarck, Rittmeister Graf v. der Gröben. Unsere Zahl schmolz also bald auf vier. Einfluß hatten wir alle nicht.

Die Kabinette. Die eigentlichen laufenden Geschäfte wurden durch den Vortragenden des Militär-Kabinetts, General v. Schöler, und den Geheimen Kabinettsrat Illaire, Vortragenden des Zivil-Kabinetts, beim Könige erledigt. Der erstere war ein militärischer Bureaukrat, in „Bestimmungen" vertrocknet, ohne irgend eine politische Ansicht; der letztere war ein vortrefflicher Jurist, mit bedeutenden demokratischen, wenigstens adelsfeindlichen Tendenzen, aber von unüberwindlichem Gerechtigkeitssinn beseelt.

Ihm zur Seite stand für finanzielle und für Fragen der Kunst und Wissenschaft Kabinettsrat v. Niebuhr, ein Mann von rechtschaffenen Absichten, aber von so lebhaftem, erregbarem Temperament und so voll Mißtrauen, daß er immer Ränke witterte und ihnen rechtzeitig zuvorkommen wollte, dadurch aber oft selbst der Ränkeschmied wurde. Sein reicher Schatz von Kenntnissen war dem König angenehm. Aber sonst war seine Nähe kein Glück für einen Monarchen, dessen Lebhaftigkeit und leichte Erregbarkeit mehr der steten Beruhigung als der fortwährenden Aufregung bedurfte, in die ihn Niebuhrs Wesen versetzte.

Die wichtigsten Angelegenheiten trug der Ministerpräsident v. Manteuffel selbst vor, der fast täglich eine Stunde zum König kam, für spezielle Dinge wurden auch die anderen Fachminister zum unmittelbaren Vortrage zum König befohlen.

Die Kamarilla. In jener Zeit brachten regierungsfeindliche Blätter oft Klagen über die einflußreiche Kamarilla, welche neben dem Ministerium am Hofe herrschte. Unter dieser Kamarilla hat man sich aber nichts Greifbares gedacht. Ich suchte sie, so lange ich am Hofe war, und habe sie nicht gefunden. Der Köng sprach mit vielen Leuten, er entschied aber im Einverständnis mit den Ministern, oder die laufenden Sachen, d. h. solche, zu deren Vortrage die Minister ihre Anwesenheit nicht nötig hielten, die sie also an die Kabinette sandten, auf Vortrag der Kabinettsräte. Sollte vielleicht Illaire zur Kamarilla gehört haben, der in seinen politischen Ansichten auf dem Boden der Fortschrittspartei stand? Dann hätten fortschrittliche Blätter nicht über solche Kamarilla geklagt. Ich habe die Überzeugung gewonnen, daß die Kamarilla ein Hirngespinst der Opposition war, ein Gespenst, um den gegen den König persönlich gerich-

teten Widerstand dem königstreuen Preußenvolke mundgerecht zu machen, und es in den Glauben zu versetzen, der König regiere unfrei.

Außer den genannten Personen gehörten zum Hofe noch andere, welche nicht durch den Dienst an denselben gebunden waren, aber doch in näherem Verkehr mit ihm standen.

Da seien zuerst diejenigen erwähnt, welche täglich gefragt wurden, ob sie zur Tafel kämen; sie hatten „bouche en cour“.

Graf Dohna. Zu ihnen gehörte vor allem der Oberstkämmerer Feldmarschall Graf zu Dohna. Ich habe dieses würdigen Herrn schon früher einmal gedacht. In seiner Eigenschaft als Oberstkämmerer wachte er über die Ehre und Würde des Königlichen Hauses und der Krone. Er folgte in solchen Fragen lediglich seiner Überzeugung, ohne Rücksicht auf die Neigung des Königs und ohne Furcht vor dessen etwaigem Unwillen. Er kam natürlich selten in den Fall, dem Könige entgegen zu treten, denn dieser wollte nie Unrecht tun. Es konnte ein solcher Fall nur eintreten, wenn Dohna überzeugt war, der König sei falsch berichtet, und es war ihm dann um so schwerer gemacht, dem Könige entgegen zu treten, da der letztere sich seiner eigenen guten Absichten wohl bewußt war. In solchem seltenen Falle vernahm dann Dohna alle betreffenden Personen eigenhändig schriftlich und setzte seine Ansicht ebenfalls schriftlich auf, worauf er sie mit großer Bedächtigkeit und Weitschweifigkeit dem Könige auseinandersetzte und mit einer Bestimmtheit auf seiner Ansicht beharrte, welche keinen Zweifel darüber aufkommen ließ, daß er seine Stellung im Verneinungsfalle aufzugeben entschlossen sei. Er machte den König oft entsetzlich ungeduldig, aber derselbe hatte große Achtung vor ihm und gab ihm schließlich immer nach.

Trotz seiner hohen Würde war Dohna immer freundlich und höflich gegen jedermann und versäumte nie, den letzten Leutnant mit den Worten zu verabschieden: „Ich danke Ihnen verbindlichst!“ Ich hatte eine große Hochachtung vor dem felsenfesten Charakter dieses alten Veteranen, und diese Hochachtung bewahrte mich auch davor, den schuldigen Ernst nicht zu verlieren, wenn der Feldmarschall mit Konsequenz in Fremdwörtern unglücklich war, von Brustaffektationen, von Expatriarchieren oder von der Oper Morpheus sprach. Bei dem letzten Versehen tat mir der alte Herr sogar leid, denn ich ärgerte mich, daß andere lächelten, und ich sagte ganz ernst: „Entschuldigen Euer Exzellenz, aber ich glaube die Oper heißt Orpheus.“ — „So?“, sagte er, „also Orpheus! Ich danke Ihnen verbindlichst, Sie sind sehr gütig“, und drückte mir freundlich die Hand. Er lächelte nie und war immer ernst und bedeutungsvoll.

Alexander v. Humboldt. Bouche en cour hatten ferner die Vortragenden vom Militär- und Zivil-Kabinett an den Vortragstagen und täglich Alexander v. Humboldt. Er trug die Uniform eines Königlichen Kammerherrn, bezog ein Gehalt von sechstausend Talern aus den Privatmitteln des Köngs, hatte freie Disposition über Königliche Equipage und konnte zum Diner kommen wenn es ihm beliebte. Eine bestimmte amtliche Tätigkeit hatte er beim Könige nicht. Aber seine Berühmtheit und der leichte Zutritt, den er zum Könige fand, brachten es so mit sich, daß er der Mäcen für Wissenschaften geworden war. Was der König aus seinen Privatmitteln für die Wissenschaften tat, geschah lediglich nach Humboldts Anweisung. Auch auf die Verwendung von dazu bestimmten Staatsgeldern und auf die Anstellung höherer Gelehrten hatte Humboldts Wort einen großen Einfluß. Sein Gedächtnis war trotz des hohen Alters von achtundachtzig Jahren ungeschwächt. Aber diese bei seinen umfangreichen Kenntnissen sehr kostbare Eigenschaft verlor dadurch bedeutend an Wert, daß man das, was er sagte, nie als den Ausspruch einer Autorität ansehen konnte. Beim Könige sprach er nur das, was, wie er glaubte, dem Könige angenehm sein würde.

Was beim Könige das schlimmste an Humboldt war, das war seine Taktik, den König durch irgend eine Mitteilung, bei der Wahrheit und Dichtung gemischt war, in Harnisch zu versetzen, um dann, die Aufregung benutzend, die Genehmigung zu dem zu erlangen, was Humboldt durchsetzen wollte. Ich war bald gezwungen, vom König herbeigerufen, einmal bei solcher Gelegenheit dem Nestor der Wissenschaften entgegenzutreten, als er, um dem König für Krupps Gußstahl Anteil zu erwecken, demselben meldete, die preußische Artillerie habe sich dauernd geweigert, den Versuch zu machen, ein Geschütz von Krupp aus Gußstahl anfertigen zu lassen, und ich tat es, indem ich den König bat, bei der nächsten Spazierfahrt am Zeughause auszusteigen und die gezogenen Geschütze aus Krupps Fabrik daselbst stehen zu sehen, welche von der Artillerie-Prüfungs-Kommission versucht wurden. Gewöhnlich schlug Humboldt jeden Widerspruch durch Grobheit und Berufung auf seine eigene Autorität nieder; diesmal schwieg er.

Er war sehr eifersüchtig auf sein Ansehen in Sachen der Wissenschaft und sah jeden Gelehrten, der in die Nähe des Königs kam, mit mißgünstigen Augen an. Es gehörte zur Regel, daß Humboldt abends zum Tee kam, und er las dann, wenn keine größere Gesellschaft geladen war, irgend etwas Lehrreiches zwischen Tee und Abendbrot vor. Solche Abende gehörten zu den lehrreichsten und interessantesten, die ich in meinem Leben verbracht. Leider war die Stimme des Gelehrten eintönig, und es

kam nicht selten vor, daß diejenigen, die sich nicht für die Wissenschaften interessierten, dabei fest einschliefen. Solch ein Fall konnte den König unendlich erheitern. Humboldt aber nahm das sehr übel. Einem Flügeladjutanten begegnete dies auch einmal in Sanssouci, und als er bemerkte, daß Humboldt sich dadurch verletzt fühlte, sprach er ihm sein Bedauern aus, die belehrende Vorlesung verloren zu haben, aber er sei heute durch den Dienst sehr überanstrengt gewesen. Humboldt erbot sich, ihm das Versäumte persönlich noch einmal vorzulesen, worüber sich der Adjutant in der Hoffnung sehr erfreut zeigte, Humboldt werde das vergessen. Nun brauchte der alte Herr aber wenig Schlaf (vier bis fünf Stunden). Den folgenden Morgen um fünf Uhr trat Humboldt beim wißbegierigen Adjutanten ein, setzte sich an das Bett des Protestierenden und wiederholte die Vorlesung bis halb sieben Uhr.

Sehr ärgerlich war Humboldt, wenn der König wünschte, daß jemand anders lese. Als es nun gar Regel geworden war, daß der Hofrat Schneider, der frühere Schauspieler, des Sonnabends humoristische Dinge lesen mußte, da kam Humboldt Sonnabends gar nicht mehr zum Tee und pflegte am Freitage mit einem bitteren Lächeln zu sagen: „Morgen komme ich nicht, da liest mein Kollege Schneider."

Humboldt war äußerst witzig, dabei immer boshaft und brachte durch seinen Witz den König und die ganze Gesellschaft oft so zum Lachen, daß des Lachens kein Aufhören war. Nur einer war ihm an Witz und im Wortstreit überlegen, und das war unter allen, die am Hofe verkehrten, vielleicht der, der sich am wenigsten mit Wissenschaften beschäftigte, nämlich W r a n g e l. Er war aber dabei so rücksichtslos und so beleidigend gegen Humboldt, daß dies jeden verletzte, auch wenn darüber augenblicklich das Zwerchfell erschüttert ward. So sprach einmal Wrangel an der Tafel dem Könige von Smyrna, wandte sich plötzlich zu Humboldt und sagte: „Wie heißt doch der Fluß, an dem Smyrna liegt?" Humboldt bemerkte darauf, Smyrna liege an keinem Fluß, sondern am Meere. Da rief Wrangel: „Daß Smyrna an einem Fluß liegt, weiß ich, wie der heißt, das müssen S i e wissen. Wozu sind Sie denn hier der Hofweise?" Er nannte ihn nur „Hofweisen", „Weltweisen" oder „alte Mumie". Humboldt ärgerte sich, wenn er Wrangel sah und schwieg in der Regel ganz, so lange derselbe da war. Der König amüsierte sich über solche Feindschaften, wie zwischen Humboldt und Niebuhr, Schneider und Wrangel. Auch Friedrich der Große soll es gern gesehen haben, wenn sich die Männer seiner nächsten Umgebung gegenseitig anfeindeten, weil er dadurch alles besser erfuhr.

Man hatte Humboldt im Verdacht, daß er seine Tätigkeit als Mäcen und seinen Einfluß bei Begünstigung der Wissenschaften miß-

brauche, um sich zu bereichern. Dieser Verdacht war, so weit er Humboldt selbst betrifft, unbegründet. Aber er hatte einen Kammerdiener, der ihn völlig beherrschte und ausbeutete. Nur wer sich mit diesem Kammerdiener auf „guten Fuß" setzte, wurde dem berühmten Gelehrten überhaupt angemeldet. Ehe ich noch alle diese Eigenschaften Humboldts kennen gelernt hatte, sagte mir einst der alte Herr, er wünsche meine nähere Bekanntschaft zu machen, ich möchte ihn doch besuchen. Es hätte mich erfreut, mit Humboldt in nähere Berührung zu kommen. Also ging ich bald zu ihm. Aber Seyffert maß mich mißtrauisch von oben bis unten und fragte, was ich denn eigentlich wollte. Ich sagte ihm, daß Exzellenz mich zu sprechen wünsche, und gab ihm meine Karte, aber der Diener las sie achselzuckend und sagte, es werde wohl sehr schwer sein, daß ich angemeldet würde. Ich ließ also dem Mann meine Karte und hatte meinen Besuch gemacht. Der Geheime Kämmerer Schöning (Schatullenkassierer des Königs) fragte mich, als er dies hörte, ob ich denn dem Seyffert nicht die üblichen drei Taler gegeben, daß er mich anmelde. Dabei erzählte mir Schöning, der König habe ihm einmal befohlen, sich unter der Hand zu erkundigen, was sich wohl Humboldt zu Weihnachten wünsche, und Seyffert habe auf Befragen geantwortet, eine neue Bettstelle tue dem alten Herrn dringend not. Es wurde also eine besonders raffiniert bequem konstruierte Bettstelle mit Sprungfedern usw. beschafft. Zum nächsten Weihnachten wünschte Seyffert für seinen Herrn noch so eine Bettstelle. Da Humboldt nie verheiratet gewesen ist, so setzte der Wunsch nach einer zweiten Bettstelle in Erstaunen. Die erste hatte nämlich Seyffert für sich genommen, die zweite brauchte er für seine Frau. Humboldt blieb in der alten liegen.

Eine komische Angewohnheit Humboldts sei noch erwähnt. Er fing jede seiner Redensarten mit dem Wörtchen „davon" an; so z. B. sagte er bei dem oben erwähnten Gespräch mit Wrangel wegen Smyrna: „Davon, Euer Exzellenz, Smyrna liegt am Meere und an keinem Fluß."

Steten Zutritt und häufigen Verkehr beim Könige hatten ferner die Generaladjutanten, welche in Berlin lebten, ohne den persönlichen Dienst zu haben. Das waren Nostitz, der bekannte Adjutant Blüchers aus der Schlacht von Ligny, zu der Zeit, über die ich schreibe, eine vollständige Ruine, geistig wie körperlich, Neumann, früherer Chef des Militär-Kabinetts, eigentlich noch nominell erster Vortragender für militärische Angelegenheiten, der aber selten kam, weil er geistig und körperlich ebenfalls schon sehr abnahm, Graf v. der Gröben, der kommandierende General des Gardekorps, intimer Freund des Königs, der sich 1806 den Orden pour le mérite verdient und fünfzig Jahre später noch eine so außerordentliche körperliche Rüstigkeit bewahrt hatte, daß die kräf-

tigsten Adjutanten es bei ihm nicht lange aushielten. Dagegen war er geistig nicht immer klar, für sich, seine Untergebenen und den König. Er sagte selbst, es gehe in seinem Kopfe alles durcheinander. Er war durch und durch nobel denkend, wohlwollend gegen alle Menschen, sehr religiös und kirchlich und sehr selbstlos. Er hatte die komische Angewohnheit, alles „lieb, gut" zu nennen. Im Feldzug in Baden hatte er gesagt: „Geben Sie mir das liebe, gute Fernrohr, damit ich den lieben, guten Feind ansehen kann." „Der liebe, gute Zwölfpfünder", „der liebe, gute Nero", sind Ausdrücke, die er ebenfalls gebraucht hat. Er hat noch sehr lange gelebt. Nach dem Kriege von 1870/71 habe ich ihn noch einmal gesehen. Da nahm er mich bei beiden Händen und sagte: „Sie lieber, guter Prinz, Sie haben die lieben, guten Pariser so lieb und prächtig zusammengeschossen."

Willisen. Endlich ist als Generaladjutant der Herr v. Willisen noch zu nennen, der damals eine Division des dritten Armeekorps, mit dem Sitz in Berlin, kommandierte. Es war ein sehr geistreicher, vielseitig gebildeter Mann und dieserhalb vom Könige geschätzt und geachtet. Leider war sein Geist gar zu beweglich und in seinen Richtungen wechselnd. Er berührte sich dabei mit dem Geiste des Königlichen Herrn. Alle Augenblicke brachte er eine neue Erfindung auf und suchte den König damit zu unterhalten. Der König ergriff das Neue stets mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit und betraute Willisen dann mit dessen Vervollkommnung und Durchführung. Wenn das Neue aber alt geworden, ehe es lebensfähig, dann beachtete es der König nicht mehr. Da kam zur rechten Zeit Willisen wieder mit einer neuen Erfindung, die die alte in Schatten stellte, für welche letztere sich dann Willisen auch nicht mehr erwärmte, über Ränke oder ungeschickte Ausführungen klagend. So hat er nach und nach dem Könige das Reitsystem von Baucher, das Minié-Gewehr, die Amusetten (Infanteriekanonen), das mechanische Pferd, auf dem man reiten lernen sollte, usw. vorgebracht. Er hatte viele Gegner in der Armee, welche der Meinung waren, er bringe alle diese Dinge nur vor, um den König von seinem Geiste zu überzeugen und sich unentbehrlich zu machen.

Gewissermaßen zum Hofe, wenigstens zu den häufig dort verkehrenden und in ihren Kreisen beim Könige geltenden Personen, gehörten weiter der Herr v. Olfers, Direktor der Museen, Mäcen für Künste, d. h. Malerei und Bildhauerkunst, der Graf Redern, früher Theaterintendant, Mäcen für Musik, deshalb auch „Musikgraf" genannt, und endlich der stets liebenswürdige, freundliche und wohlwollende Geh. Oberbaurat Stüler, des Königs Autorität und rechte Hand in architektonischen Fragen.

Lebensweise des Königs.

Des Königs Tag in dieser Umgebung war folgendermaßen eingeteilt (ich spreche von solchen Tagen, die regelmäßig verliefen, ohne Festlichkeiten, Besuche, militärische Tätigkeit usw.):

Morgens um sieben Uhr ließ sich der König wecken. Zwischen halb acht und acht Uhr kam er zum Kaffee zur Königin. Beim Kaffee fand sich Gerlach ein, und holte sich der Hofmarschall Graf Keller, oder in dessen Vertretung der Adjutant, die Befehle für die Einteilung des Tages, das Diner, die einzuladenden Personen usw. Gewöhnlich um neun Uhr, manchmal um halb zehn Uhr, begannen die regelmäßigen Arbeiten mit dem Zivil- und Militär-Kabinett, dem Ministerpräsidenten, oder anderen zum Vortrage bestellten Ministern oder Persönlichkeiten. Diese Arbeiten durften nur dann vom Adjutanten vom Dienst durch irgend eine Meldung unterbrochen werden, wenn Außergewöhnliches zu melden war. Nur um elf Uhr ging der Adjutant herein und meldete die Militärpersonen an, die persönliche Meldungen zu machen hatten. Der König kam dann heraus, nahm die Meldungen entgegen, während die vortragenden Herren im Arbeitszimmer seine Rückkehr erwarteten. Dann vollendete er die Arbeit mit denselben. In dieser Zeit wurden die hauptsächlichsten und wichtigsten Regierungsgeschäfte erledigt.

Selten war der König viel vor drei Uhr damit fertig. Denn so schnell er auch faßte und arbeitete, so hatte er doch, da er sich für alles interessierte, immer so viele Einzelheiten, nach denen er fragte, daß die Erledigung des Geschäfts nicht sehr schnell vonstatten ging. Der König aß gern um drei Uhr zu Mittag. Da es aber seiner Gesundheit dringend geboten war, vor dem Essen einen Spaziergang zu machen, so wurde auch oft das Mittagessen um vier Uhr bestellt, wenn vorauszusehen war, daß die Vorträge lange dauerten. Nach den Vorträgen ging er im Garten spazieren, wobei der Adjutant ihn begleitete. Das Mittagessen dauerte eine Stunde. Der König trank gern ein Glas Champagner. Das goß er ins Wasserglas und mischte es mit Wasser. Was er dann abtrank, füllte er mit Wasser nach. Obgleich somit der König mittags nicht mehr als ein Glas Wein trank, war er doch stets nach dem Essen ganz besonders gut aufgelegt, und da er dann von Witz sprudelte und dabei leicht erhitzt aussah, so verleitete er die, welche nicht gesehen hatten, was er getrunken, zu dem Glauben, daß er zu viel Wein getrunken habe. Ich habe mir nur so erklären können, wie über einen so überaus mäßigen Mann im Volke das Gerücht verbreitet sein konnte, er sei dem Trunk ergeben. Er war eben dem Einfluß seiner Nerven ganz unterworfen. Ich habe es erlebt, wie er durch eine einzige Tasse Bouillon aus dem Zustande der größten Er-

schlaffung und Teilnahmlosigkeit in den der größten Heiterkeit, Lebhaftigkeit und des sprudelnden Witzes versetzt worden ist.

Nachdem er bei Tafel die lebhaftesten und heitersten Tischgespräche geführt hatte, unterhielt er sich nach dem Diner noch stehend gewöhnlich eine Stunde mit den einzelnen Personen. Hierbei sprach er meistens auch wichtige Gegenstände mit solchen ab, die zu diesem Zweck geladen waren. Die Stabsoffiziere, die sich um elf Uhr gemeldet hatten, wurden gewöhnlich zur Tafel gezogen, und bei derselben sprach er dann über ihre Truppen, Garnisonen usw.

Wenn die Dinergesellschaft entlassen war, also um fünf oder sechs, zog sich der König in sein Kabinett zurück und arbeitete entweder allein, oder er hatte jemanden zum Vortrage bestellt. Es war dies auch die gewöhnliche Zeit für den Ministerpräsidenten, wenn derselbe nicht des Morgens schon dagewesen war. Es kam auch vor, daß einige der Kunstmäcene Vortrag hielten. Wenn der König allein arbeitete, so konnte der Flügeladjutant vom Dienst gewärtig sein, gerufen zu werden, um eingegangene Depeschen vorzulesen oder Berichte usw. Bei solcher Gelegenheit habe ich den weitumfassenden Geist des Königs kennen zu lernen Gelegenheit gehabt. Denn während ich ihm Depeschen vorlas, schrieb er immer Briefe. Manchmal unterbrach er mich durch Fragen, welche bewiesen, daß er dem Vorgelesenen genau gefolgt war. Die Depeschen waren immer Berichte von auswärtigen Gesandten.

Um halb neun Uhr ward der Tee bei der Königin serviert. Vorher ging der König im Garten spazieren. Nur im Hochsommer, wenn es noch hell war, durfte ihn bei der Abendpromenade der Adjutant begleiten. War es dunkel, dann ging der König allein und wollte mit seinen Gedanken allein sein. Es kam auch vor, daß er nach dem Abendbrot noch spazieren ging. Das waren jene Promenaden, auf denen er manchmal im Dunkeln an einen Baum anstieß und sich verletzte, oder, weil er die Losung und Parole vergessen hatte, von Posten oder Patrouillen angehalten wurde, die ihn im Finstern nicht erkannten. Damit solches nicht vorkomme, wurde er vom Offizier der Wache, einigen Patrouillen, dem Adjutanten vom Dienst und den Kammerdienern beobachtet. Wenn er das bemerkte, machte er sich zuweilen den Spaß, sich vor dieser Schar von Verfolgern zu verstecken, gewöhnlich aber war er sehr ungehalten, daß er nicht einmal in seinem eigenen Garten allein spazieren gehen dürfe.

Eines Tages hatte er im Charlottenburger Garten wieder seine Verfolger beobachtet und befahl mir, als er zurückkehrte, in sehr ärgerlicher Stimmung, ich solle veranlassen, daß eine derartige Beobachtung seiner Ausgänge unterbleibe. Es sei ganz unmöglich, daß sich ein Königsmörder in den von Posten gespickten Garten schleiche. „Übrigens", setzte

er hinzu, „wenn ich nicht mehr frei spazieren gehen kann, mag ich auch nicht mehr leben.“ Ich bemerkte ihm, daß die Beobachtung seiner Person nicht aus Besorgnis vor Königsmördern geschehe, sondern um ihn vor Festnahme zu bewahren, wenn er Losung und Parole vergessen, wo er dann, nachdem er sich warm promeniert, ins Schilderhaus gesperrt, heftigen Erkältungen ausgesetzt sei.

Da lachte der König herzlich und erzählte mir, wie ihm das schon vorgekommen sei. Der betreffende Posten, an einem wenig beleuchteten Ort aufgestellt, habe ihn angerufen, im Schneetreiben nicht erkannt und, als er die Losung nicht gewußt, ins Schilderhaus gesperrt, nachdem er auf die Äußerung: „Ich bin ja der König!“ erwidert hatte: „Das kann ein jeder sagen!“ Auf weitere Widerrede hatte der Posten gedroht, ihm das Bajonett durch den Leib zu stoßen, und der König mußte im Schilderhaus, mit dem Gesicht nach der Rückwand, eine halbe Stunde stehen, der Posten mit gefälltem Bajonett davor, bis Ablösung kam. Der König setzte hinzu, er kenne die Instruktion und die Gewissenhaftigkeit seiner Soldaten viel zu gut, also habe er sich weiter nicht widersetzt.

Ein andermal hatte ihn ein Soldat arretiert, um ihn nach der Wache zu führen. Bei einer Laterne erkannte der Soldat den König, präsentierte und sagte: „Kann passieren!“

Als der alte Wrangel von den Abendpromenaden des Königs hörte, setzte er sich eines Abends im Schneegestöber auf seinen Schimmel und ritt nach Charlottenburg, die Posten zu revidieren. Er richtete seine Revision so ein, daß er dem König begegnete. Den folgenden Morgen hatte er in Berlin ein gnädiges Billett vom König, zu dem ein Schimmel aus dem Königlichen Stall vor der Tür stand, „um dem anderen Schimmel bei den nächtlichen Ritten zu helfen“.

Der König befahl mir nun, bei der Wache anzuordnen, daß die Beobachtungen seiner Promenaden so eingerichtet würden, daß er es wenigstens nicht merke, denn es störe ihn in seinen Gedanken, wenn er sich beobachtet sehe.

Den folgenden Abend war es sehr trübe und dunkel. Sobald der Kammerdiener gemeldet hatte, der König sei im Garten, brachen auf allen Wegen die wohlgeordneten Schleichpatrouillen aus dem Wachtlokal heraus. Der wachthabende Offizier tat, als ob er spazieren ginge und wählte die große Hauptallee. Er sah eine gebückte, auf den Stock gestützte Gestalt auf sich zugehen und hörte sie husten. Auf: „Halt! Wer da!“ antwortete eine tiefe, heisere Stimme: „Gut Freund!“ Darauf sagte der Offizier: „Sind Sie der alte Invalide, der heute die Wache am Mausoleum hatte?“, und setzte auf das „Ja“ hinzu: „Na, dann gehen Sie nach Hause!“ Vergeblich suchten nun Offizier und Patrouillen nach dem

König. Als der Offizier abends dem Könige den Wachtrapport übergab, sagte letzterer zur Königin: „Sieh mal, Elise, diesen jungen Mann an. Sagt mir eben vor einer halben Stunde, ich sei ein alter Invalide."

Punkt neun Uhr mußte nämlich der Offizier der Wache dem Könige den Rapport überreichen. Dies geschah auch in den größten Gesellschaften. Hierbei unterhielt sich der König sehr leutselig über seine Familie mit ihm und schloß diesen militärischen Akt gewöhnlich mit den Worten: „Nun nehmen Sie sich ein Stühlchen und setzen Sie sich!", worauf der Offizier an der Gesellschaft teilnahm. Für die jungen Offiziere war es daher eine große Auszeichnung, beim König auf Wache zu ziehen.

Das Zusammensein des Abends dauerte gewöhnlich bis in die elfte Stunde, worauf sich der König zurückzog. Während der Abendgesellschaft, wenn nämlich keine große Gesellschaft geladen war, pflegte der König zu zeichnen, besonders während vorgelesen wurde. Seine Zeichenmaterialien lagen auf einem großen Reißbrett, auf dem das Zeichenpapier ausgespannt war. Niemand sah, was der König zeichnete. Selten brachte er einen Entwurf zu einem Bau zum Vorschein. Die meisten Zeichnungen aber verschwanden ungesehen. Fama, die wohlwollende Göttin, war bei der Hand, die Kammerdiener zu verleumden, sie verkauften des Königs Zeichnungen für hohes Geld. Als aber der König gestorben war, übergaben die Kammerdiener alle die Zeichnungen des Königs, nach Jahrgängen wohlgeordnet, bis einschließlich der kleinsten, der Königin-Witwe, welche die vollendetsten Zeichnungen später aussuchte und photographisch vervielfältigen ließ. Jeder von uns aus der Umgebung des Königs erhielt dann ein solches kostbares Album zum Geschenk. Man sieht, wie vorsichtig üble Nachrede über Personen des Hofes aufzunehmen ist. Diese Kammerdiener waren von beispielloser Treue und Anhänglichkeit an den König, der ihnen auch unbegrenztes Vertrauen zuwandte. Nicht nur, daß Kammerdiener und Leibjäger immer Gold bei sich haben und dem Könige lose in alle Taschen stecken mußten (es mußte in jeder Tasche immer ein Friedrichsd'or sein, für den Fall, daß der König ein Almosen gäbe), er siegelte auch nie einen Brief, sondern gab seine genausten eigenhändigen Privatbriefe dem Kammerdiener, um sie draußen zu siegeln, da dem König der Geruch verbrannten Siegellacks zuwider war. Ich bin fest überzeugt, daß nie ein Kammerdiener des Königs Mißbrauch getrieben mit dem Vertrauen, das er in ihre Ehrlichkeit setzte. Sie hatten es auch nicht nötig, denn abgesehen davon, daß sie ein hohes Gehalt bezogen, schenkte ihnen der König auch immer Geld, wenn sie es brauchten und darum baten. Dem einen hat er ein reizendes Landhaus geschenkt und mehrere Male für 20 000 Taler abgekauft und wieder geschenkt.

Nichts kam der Verehrung gleich, von der die Kammerdiener und

Leibjäger gegen den König beseelt waren. Sein kleinster Wunsch war im Augenblick erfüllt, man möchte sagen, in dem er ihn dachte. Sehr komisch war die Etikette unter der Dienerschaft, von ihr stets weit strenger aufrecht erhalten, als vom Zeremonienmeister unter den Gästen einer Galatafel. Ich kam einmal dazu, wie der Kammerdiener vom Dienst sehr erzürnt war über die Abwesenheit des Leibjägers vom Dienst und rief: „Wer, um alles in der Welt, frage ich, soll nun diese Stiefel des Königs aus diesen Hosen herausknöpfen, damit sie geputzt werden?" Ich bemerkte, da stehe ja der Hofjäger; aber der war nicht vornehm genug dazu, und der Kammerdiener selbst war zu vornehm, um die Stiefel anzufassen. Erst als ich mich erbot, es zu tun, schämte sich der Kammerdiener und tat es.

Es gab viele Rangklassen unter der Dienerschaft, die sich gegenseitig mit Geringschätzung bezw. Neid ansahen. Kammerdiener, Leibjäger, Hofjäger, Leiblakaien, Hoflakaien, Schloßdiener (vulgo Hausknechte) und endlich Lohnlakaien. Letztere waren Lohndiener der Stadt, die bei großen Festen gemietet und in Livree gesteckt waren. Es dauerte lange, ehe ich mich in ihren Würden und Abzeichen orientierte. Bei der weiblichen Dienerschaft Ihrer Majestät der Königin ist mir dies nie gelungen, da ich sie selten sah. Nur weiß ich, daß ich es nicht begreifen konnte, wie einmal eine Witwe als Jungfer angestellt ward, und daß es allgemeine Heiterkeit erregte, daß der Mohr sich gerade die Silberwäscherin zur Frau wählte.

Wocheneinteilung. Nach dieser Abschweifung zur Dienerschaft will ich fortfahren, das Bild von der täglichen Beschäftigung und dem Leben des Königs zu vervollständigen, indem ich zur Einteilung in die Tage der Woche übergehe. Am Montag war Vortrag des Zivil-Kabinetts, am Dienstag des Militär-Kabinetts und des Polizeipräsidenten, am Mittwoch Zivil-Kabinett, am Donnerstag Militär-Kabinett und Kriegsminister, am Sonnabend, dem sogenannten großen Vortragstage, kam von neun bis elf das Zivil-Kabinett, von elf Uhr ab das Militär-Kabinett. Der Freitag wurde der freie Tag genannt, an welchem keines der Kabinette Vortrag hielt, und auf den außer dem Generalintendanten der Schauspiele und dem Polizeipräsidenten alle Extraordinaria bestellt wurden. Dadurch gestaltete sich dieser freie Tag für den König zumeist zum arbeitsvollsten. Abends nach dem Mittagessen war kein regelmäßiger Vortrag, wohl aber wählte der Ministerpräsident zumeist diese Stunde, und dann bestellte der König zu dieser Zeit gern die Mäcene, wie Olfers, Redern, Stüler, die dazu vorher zu Tisch eingeladen wurden. Humboldt kam nie zum Vortrag ins Kabinett, sondern brachte seine Anliegen bei Tisch oder beim Tee vor.

Sonntags nahm der König keine Meldungen an, keine der regelmäßigen Vorträge. Er ging jeden Sonntag pünktlich in die Kirche, empfing nach dem Gottesdienst den betreffenden Geistlichen und erledigte auch die die Kirche betreffenden Regierungsgeschäfte. Da er aber für alle außergewöhnlich zu erledigenden Vorkommnisse auch am Sonntag arbeitete, übrigens Sonntag nachmittags auch die Mäcene der Künste empfing, so war auch der Sonntag kein Tag der Erholung für ihn.

Die Einteilung der Zeit des Königs, wie ich sie beschrieben, soll bei Friedrich Wilhelm III. genau dieselbe gewesen sein. Derselbe soll aber zu allem weniger Zeit gebraucht haben, einesteils, weil er noch mit keiner konstitutionellen Regierungsmaschine zu arbeiten hatte, anderenteils, weil sich dieser Monarch nicht so wie sein Sohn für alle Einzelheiten interessierte. Diese Einteilung galt für diejenige Zeit, in der alles seinen ruhigen Gang ging, und keine großen Feste, Paraden, Exerzitien, Manöver oder fremder Besuch usw. die Zeit des Königs noch mehr in Anspruch nahmen. Und dennoch sieht man daraus, daß der König eigentlich von früh bis abends in seinem Beruf anstrengend beschäftigt war, denn selbst zu Tische und nach Tische sprach er mit Leuten, die er behufs seiner Pflichten als Monarch sprechen wollte oder mußte. Er ruhte nie. Die absolute Ruhe, das dolce far niente, dem sich andere Sterbliche zuweilen bei einer Zigarre hingeben, kannte er nicht. Er brauchte sie auch nicht, denn er hatte Freude an seinen Regierungsgeschäften, und alles, was geschah, gereichte ihm zur Unterhaltung, denn er kannte alles und nahm an allem teil. Deshalb ging er auch sehr selten ins Theater. Wenn er aber einmal dahin ging, dann wollte er auch herzlich lachen, und darum hatte er auch, der geistreiche, gelehrte und wissenschaftliche König die größte Freude an burlesken Witzen. Das letzte Stück, das er vor seiner Erkrankung gesehen hat, „die Dienstboten“, erheiterte ihn noch Jahre nachher durch das Andenken daran.

Waren große Festlichkeiten (dem Könige immer eine große Last), militärische Besichtigungen, Manöver und Paraden, dann war seine Zeit ganz entsetzlich besetzt. Besonders war dies aber der Fall, wenn fremde Herrschaften zum Besuch waren, und der König den liebenswürdigen Wirt spielen mußte. Solch ein fremder Besuch griff ihn daher ungewöhnlich an und war die größte Strapaze für ihn, so daß er manchmal erleichtert aufatmete, wenn selbst geliebte Verwandte abreisten.

Königin Elisabeth. Wir sehen, daß der Verkehr des Königs mit der Königin im Laufe des Tages auf die Mahlzeiten (Frühstück, Mittag, Abend) und auf die Teegesellschaft beschränkt blieb. Bei den wichtigsten Entscheidungen war die Königin fern. Sie wußte meist gar nichts davon.

Wenn sie daher auch nicht grundsätzlich einen Einfluß auf die Politik vermieden hätte, so würde sie doch durch den ganzen Gang der Regierungsmaschine daran verhindert gewesen sein. Es erwies sich somit das allgemein verbreitete und früher auch von mir geglaubte Gerücht, die Königin habe einen bedeutenden Einfluß auf die Regierungshandlungen des Königs, als eine leere Erfindung. Sie war nichts und wollte nichts anderes sein, als seine Frau, im guten edeln deutschen Sinne des Worts. Und das war sie. Sie liebte den König, wie nur die verliebteste Braut ihren Bräutigam lieben kann, sie lebte nur für ihn und in ihm, und ihr ganzes Sinnen und Trachten war auf ihn gerichtet. Sie war leutselig, wohlwollend und konnte jedem vergeben, der ihr Unrecht getan hatte. Niemals im Leben vergab sie aber jemandem, der sich gegen den König vergessen hatte.

Im ganzen Lande war damals der Glaube verbreitet, die Königin sei im geheimen katholisch geblieben, habe auch noch einen versteckten katholischen Kaplan. Wer das nicht glaubte, beschuldigte sie mindestens der katholischen Neigungen. Wie ward ich auch hierin eines besseren belehrt! Der katholische Kaplan muß wie der Nibelungen-Siegfried eine Tarnkappe gehabt haben, denn gesehen hat ihn niemand am Hofe, und was die religiösen Neigungen anbetrifft, so ward ich bald inne, daß der König in seinen kirchlichen Auffassungen und seinem Streben nach einer bischöflichen Kirchenverfassung, nach dem Muster der englischen, dem katholischen Kultus weit näher stand als die Königin. Ich mußte auch, was im Lande wenig bekannt war, am Hofe erfahren, daß sie gar nicht vor der Vermählung zur protestantischen Kirche übergetreten war. Der damalige Kronprinz hat dadurch die Unzufriedenheit seines Vaters erregt, daß er ihm gesagt hatte, er wolle keine Frau, die ohne Überzeugung den Glauben wechsele. So ist damals eine katholische Kronprinzessin aus München nach Berlin gekommen. Sie ist ein und ein halbes Jahr katholisch geblieben und hat sich bei S t r a u ß in den Grundsätzen der protestantischen Kirche unterrichtet und die Gegenbeweise ihres katholischen Geistlichen angehört. Eines Tages verlangte sie nach dem Abendmahl unter beiderlei Gestalt, und der Übertritt vollzog sich ohne viel Aufhebens in aller Stille. Der katholische Geistliche ward entlassen. Ich sollte später noch Gelegenheit genug haben, mich davon zu überzeugen, eine wie feste Protestantin die Königin geworden war.

Ich habe mich oft darüber gewundert, woher es wohl gekommen sein mag, daß diese vortreffliche Königin, eine der vollendetsten Frauen, die je gelebt haben, nicht nur so unpopulär war, sondern auch, so lange der König regierte, verleumdet und gehaßt wurde.

Daß man die zum Katholizismus hinneigenden kirchlichen Ideen des

Königs ihrem Einfluß zuschrieb, ist erklärlich, da sie früher katholisch war. Warum man aber sonst im größeren Publikum eine Abneigung gegen eine Frau hatte, deren einziger Lebenszweck das Wohl ihres Mannes und Linderung der Not Armer durch Wohltätigkeit war, ist schwer erklärlich.

Sie war eine bescheidene Natur. Der Grundzug ihres Wesens waren Wahrheit und Natürlichkeit. Dazu kam eine Art von Schüchternheit, welche es ihr schwer machte, in sehr großen Gesellschaften ihrer hohen Stellung gemäß aufzutreten. Allgemeine Redensarten zu machen, Tausenden von Menschen, einem nach dem andern, angenehme, oberflächliche Dinge zu sagen, die Unterhaltung als Selbstzweck, das alles widerstrebte ihrer Natur als eine Komödie, die sie verachtete. Wer ihr noch fremd war, den konnte sie mit ihren schönen großen Augen wie ein scheues Reh lange schweigend ansehen, und dann gewann sie den Ausdruck, als ob sie scheu und böse sei. Es dauerte oft Monate, bis sie mit einem Neuling am Hofe unbefangen zu sprechen imstande war. Da mag wohl mancher, den sie selten oder nur einmal sah, sich verletzt gefühlt haben, weil er mehr Huld, mehr Redensarten erwartete.

Ihre Sittenreinheit war bekannt. Weniger bekannt war, daß sie trotzdem über die Menschen im allgemeinen sehr nachsichtig urteilte, denn sie hatte in ihrer eigenen Familie schon vor der Vermählung genug erlebt, und der König sprach in ihrer Gegenwart bei seiner Lebhaftigkeit über alles, was vorkam, so ungeschminkt, daß sie weit davon entfernt war, zu glauben, aus der Welt könne je ein Himmel voll Engel gemacht werden. Aber bei ihrer Sittenreinheit und dem in der Öffentlichkeit zurückhaltenden strengen Ausdruck ihres Gesichts fühlte sich mancher bei schlechtem Gewissen vorwurfsvoll getroffen und mag deshalb auch eine Abneigung gegen sie verspürt haben. Nur so kann ich mir die Abneigung erklären, die in weiten Kreisen gegen sie vorhanden war. Erst als der König erkrankt war, und allmählich bekannt wurde, mit welcher Hingabe und Aufopferung sie ihn Tag und Nacht durch mehr als drei Jahre hindurch bis zur Erschöpfung ihrer Kräfte gepflegt hatte, erst da ist die öffentliche Meinung zu ihren Gunsten eines besseren belehrt worden.

Allmählich mag auch ihr in der Stille wirksamer Wohltätigkeitssinn bekannt geworden sein. — Der Umfang, in dem sie Almosen spendete, im Vergleich zu dem, was sie einnahm, übersteigt allerdings alles, was wohl je ein dem Samaritertum zugewendetes Gemüt getan hat. So lange der König lebte, gab sie so ziemlich alles, was sie einnahm, für Arme hin, denn für ihre Toilette sorgte der König durch Geschenke, und sonst hatte sie keine anderen Ausgaben, als etwa das Gehalt der Kammerfrauen und die Weihnachtsgeschenke und Geburtstagsangebinde innerhalb der Königlichen Familie. Als sie aber Witwe geworden war, betrugen ihre Einnahmen

etwas über 40 000 Gulden aus Bayern und 150 000 Taler jährliche Witwendotation. Davon mußte sie ihren ganzen Hofstaat usw. bestreiten. Sie richtete sogleich, damit die Armen nicht weniger als früher erhielten, ihr Leben so ein, daß es nur 100 000 Taler kostete. Aus Bayern bezog sie nichts, sondern wies alles, was sie von dort beziehen sollte, für Unterstützungen in ihrem Heimatlande an. Die 50 000 Taler, die ihr von der Witwendotation übrig blieben, verwandte sie zu Unterstützungen in Preußen. Somit hatte sie sich derart beschränkt, daß die Hälfte ihres Einkommens den Armen zugewendet wurde. Da es ihr sehr schwer war, irgend eine Bitte abzuschlagen, so kam es vor, daß auch diese Summe nicht reichte. Kam dann die Kammerfrau mit der Meldung, die Königin müsse notwendig ein neues Kleid haben, während zu einem Bittgesuch die erbetenen fündundzwanzig Taler fehlten, da hat wohl manchmal die Königin der Kammerfrau gesagt, das alte Kleid könne wohl noch einmal geflickt werden, und sie könne die fündundzwanzig Taler statt zur Toilette, für diesen Armen besser verwenden. Und dann ging sie zuweilen in einem Anzuge, der nichts weniger als königlich war, alle Vorstellungen darüber mit der Bemerkung abweisend, daß es bei einer Witwe ganz gleichgültig sei, während vielleicht die berücksichtigte Bittstellerin eine jener unverschämten „verschämten Armen“ war, die sich besser kleidete als die Königin und für die erhaltene Summe ein neues Kleid von Seide kaufte.

Kleinlichkeiten. Bei einem so vortrefflichen Königspaare hätte man meinen sollen, müßte das Leben des Hofes in einem ewigen Frieden verlaufen. Dem war aber durchaus nicht immer so. Die Menschen scheinen ein gewisses Maß von Streit zu ihrer Gesundheit nötig zu haben, und wenn es auch nur ist, um sich zu vertragen, nachdem man sich die nötige Aufregung verschafft hatte. Kam daher nichts Besonderes vor, so entstand gewiß irgend ein Streit, wozu die Veranlassung vom Zaune gerissen ward, und mir kamen dabei manchmal ganz nebelhafte Erinnerungen aus der Kinderstube. Da wurde einmal eine cause célèbre daraus gemacht, wer wohl ein Licht aus Versehen ausgeblasen habe (was der König des Geruchs wegen nicht liebte). Der Streit wurde so heftig, daß ich schließlich sagte, ich sei's gewesen, obgleich ich gar nicht in der Nähe war. Die Königin drohte mir lachend. Den andern Tag bekannte sich die schuldige Hofdame, weil sie Gewissensbisse hatte, reumütig bei der Königin als Täterin, unter Tränen! Da sagte die Königin ärgerlich: „Machen Sie doch nicht solches Aufheben von einer Kleinigkeit, ich hab's ja gesehen, daß Sie's waren.“ So etwas wäre nicht der Rede wert, wenn daraus nicht hervorginge, daß bei einem minder vortrefflichen Herrscherpaare solche Kleinigkeiten große Wirkungen haben können, und daß Ereignisse, wie sie

Scribe in seinem „Glas Wasser" auf die Bühne gebracht, an anderen Höfen möglich wären.

Es gehört ein bedeutender Charakter für die Monarchen dazu, um durch ihre Umgebungen nicht verdorben zu werden. Die stete Abhängigkeit von dem Monarchen, die stete Pflicht, für dessen Wohl zu sorgen, setzt aber auch die Charakterstärke eines jeden einzelnen am Hofe sehr auf die Probe, daß er sein eigenes Selbst nicht verliere und wenn auch das Wohl, so doch nicht die Gunstbezeugung dieses Monarchen zu seinem einzigen Lebenszweck mache. Wer diese Probe nicht bestanden, der weiß nicht, wie groß die Versuchung ist, und der urteile nicht vorschnell zu hart über eine am Hofe alt gewordene Persönlichkeit, die vielleicht als Hofschranze lächerlich geworden.

So kamen Ränke vor, in Ermangelung anderen Stoffes, weil Graf Keller an der Marschallstafel keinen Kuchen hatte auftragen lassen, und dergleichen mehr.

Anfangs staunte ich darüber, später lachte ich nur.

Intrigen ernsterer Art aber fanden in mir einen ernsten Gegner. So wurde einmal eine Verschwörung gemacht, um den vortrefflichen Grafen Keller aus seinem Amte zu entfernen. Man benutzte dazu eine Zeit, in der der König eine Meinungsverschiedenheit mit Keller hatte. Der König wollte nämlich die im Bau begriffene, jetzt vollendete Orangerie oberhalb Bornstedt durch einen bei der historischen Windmühle über die Chaussee führenden Viadukt mit Sanssouci verbinden. Graf Keller erklärte sich dagegen, weil das so bescheiden gebaute Schloß von Sanssouci zu einem Anhängsel der großartigen Orangerie geworden wäre, und er erklärte dem Könige rund heraus, er habe dazu gar nicht das historische Recht. Sanssouci sei eine Schöpfung des großen Friedrich und müsse als solche eine selbständige Schöpfung bleiben, und er (Keller) werde nie die Hand dazu bieten, sie zu einem Anhängsel einer Schöpfung Friedrich Wilhelms IV. herabzudrücken. Der König war dadurch verstimmt gegen Keller, dessen Gegner den Moment für gekommen hielten, um ihn zu stürzen. Eine Flut von inhaltlosen Anklagen ergoß sich gegen ihn. Das Königspaar merkte die Absicht und wurde wieder besser gestimmt gegen Keller. In der Sanssouci-Frage gab der König nach, und im übrigen blieb alles beim alten. Kein Wunder, daß der König, der solche Erfahrungen oft genug gemacht haben mochte, umsomehr an den Männern seiner Umgebung festhielt, je mehr sie angefeindet wurden.

3. Sommer und Herbst 1856.

Fürstliche Besuche in Berlin.

Exerzitien. Im April und Mai fanden die regelmäßigen Paraden und Truppenbesichtigungen statt, welche der König beim Gardekorps wie alle Jahre mit großer Pflichttreue abhielt. Es gehörte für ihn große Pflichttreue dazu; denn diese alljährlichen Übungen mit neuen Rekruten usw., welche im günstigsten Falle in jedem Jahre genau dasselbe brachten wie im vergangenen, hatten für ihn lange schon den Reiz der Neuheit verloren. Sein lebhafter Geist interessierte sich aber nur für das Neue, oder das täglich und jährlich besser Werdende. Er konnte eine großartige, schöne architektonische Leistung, auch wenn sie Jahre zu ihrer Vollendung brauchte, täglich mit der größten Anteilnahme während ihres Entstehens und ihrer Vollendung verfolgen, wenn sie dann fertig war, konnte er sie dann und wann einmal ansehen, aber lebhafte Teilnahme wandte er dann einem neuen Gegenstande zu. Nun gar diese jährlich wiederkehrenden Evolutionen, und bei verschiedenen Regimentern täglich die Wiederholung derselben Bewegungen! Für ihn, der Freude an Ideen, Plänen und genialen Gedanken hatte, nicht aber an der Zähigkeit der Ausführung und an derjenigen langwierigen und langweiligen Beschäftigung, in der die Arbeit der Erhaltung der Schlagfähigkeit des Heeres im Frieden besteht. Er erkannte die Notwendigkeit dieser Arbeit, er wußte, daß sie erlahmt und schlechter getan wird, wenn der Monarch kein Interesse dafür zeigt, und deshalb hielt er alle Besichtigungen ab. Er war zu kurzsichtig, um die kleinen Unterschiede zu sehen und zu rügen, und so kam ihm ein Regimentsexerzieren wie das andere vor. Dazu kam, daß ihm, der nie ein besonderer Reiter gewesen war, das Reiten beim zunehmenden Alter schon recht lästig fiel.

Leider konnte es öffentlich nicht ganz verborgen bleiben, wie wenig der König diese Vorstellungen liebte, die doch das Resultat einer anstrengenden einjährigen Arbeit waren. Bei einem zweistündigen Vorexerzieren eines Infanterie-Regiments ritt er umher, bis er unter den Zuschauern den einen oder den anderen fand, mit dem er ein ihn anregendes Gespräch anknüpfen konnte. Dann ließ er Exerzieren Exerzieren sein, bis er die Trommeln der entwickelten Truppe zur Attacke schlagen hörte. Dann galoppierte er schnell bis vor die Mitte.

Froh über das Ende des Exerzierens, freute er sich vornehmlich über den Parademarsch, der so nahe an ihm vorbeikam, daß er alles sehen konnte. So kam es, daß er viel Parademärsche befahl und lediglich

hierbei etwas zu kritisieren fand, und die weitere Folge war, daß unter keinem Monarchen solcher Wert auf den Parademarsch gelegt worden ist, wie unter ihm, dem ärgsten Feinde des Paradedrillens, dem geistvollen Kriegsherrn, der bei dem Antritt seiner Regierung so viel Schwung und geistige Regsamkeit in die Armee gebracht hatte.

Die Exerzitien der Kavallerie erfreuten ihn mehr, weil sie kürzer, schneller und lebhafter verliefen. Aber er war sich bewußt, über die Kavallerie nur ein beschränktes Urteil zu haben, und sprach es noch weniger aus. Recht bedenklich war der Moment der Attacke der Kavallerie. Der König ritt einige hundert Schritt voraus, etwas abseits des Flügels über Wind. Sobald Marsch! Marsch! kommandiert ward, wandte er sein Pferd auf das Regiment zu und geriet dadurch in Gefahr, von dem Flügel der attackierenden Truppe, deren Pferde nicht zu halten waren, oder gar von einem durchgehenden Zuschauer, deren Zahl sehr groß war, überritten zu werden. Da drängten wir Adjutanten die den König gefährdenden Reiter seitwärts und ritten so manchen willenlosen Reiter an, ehe er den König umritt. Wenn der Knäuel recht wirr gewesen war, lachte der König am meisten und erzählte wohl gar von jenem sächsischen Regimentskommandeur, der seinen Reitern, die den König fast umgeritten hätten, zurief: „Ihr verfluchten Kerls, habt Ihr denn Euern himmelsackermentsten König nicht gesehen?"

Am Schluß jedes Exerzierens lobte der König gar zu überschwenglich. Tadel hörte ich nie von ihm. Einen guten Eindruck machte das auf die Dauer nicht auf die Truppen. Sie fühlten durch, daß der König ihnen keine Aufmerksamkeit geschenkt hatte.

Der russische Besuch. Gegen Ende des Monats Mai kam endlich die verwitwete Kaiserin von Rußland, Schwester des Königs, und wenige Tage darauf auch der Kaiser Alexander II. an den preußischen Hof, der bereits von Charlottenburg nach Sanssouci verlegt war.

Die Kaiserin von Rußland, welche eine Kur in Wildbad brauchen wollte und sich auf der Hinreise einige Wochen in Sanssouci aufhielt, war im Grunde eine wohlwollende preußische Prinzessin. Seit dem entsetzlichen Aufstande von 1825 in Petersburg litt sie an einem nervösen Zittern und war vom Kaiser Nicolaus sehr verwöhnt, der ihren leisesten Wunsch erfüllte, um ihre Nerven zu beruhigen. Der Sohn verwöhnte die Mutter womöglich noch mehr, als es der Gemahl getan hatte, und so kam es, daß sie im Inlande wie im Auslande nur befahl.

Der ritterliche Bruder, König Friedrich Wilhelm IV., tat alles, was die Schwester wünschte, die bei ihm zu Gaste war. Sie kam also nach Sanssouci und befahl, im linken Flügel des Schlosses zu wohnen. Er

wurde ihr eingeräumt. Wo sonst das Königspaar Tee trank, da war der Salon der Kaiserin, wo der König Ministerrat abzuhalten und zu arbeiten pflegte, da schlief die Kaiserin. Der König behielt ein einziges Zimmer für sich, in dem er schlief und seine Regierungsgeschäfte erledigte. Der Königin ging es nicht besser. Der Flügeladjutant vom Dienst mußte seinen Dienstaufenthaltsort an die Kammerfrau der Kaiserin abgeben und durfte auf die Befehle seines Königs im Freien warten und naß werden, wenn es regnete. Einen Salon hatten unsere Majestäten eigentlich nicht mehr, denn der mittlere Marmorsaal in Sanssouci war Durchgang zum Salon der Kaiserin. Diese aber befahl jeden Mittag und jeden Abend, in welcher Gesellschaft sie sein wollte, und wenn sie einmal die Königin, bei der sie zu Gaste war, nicht zum Diner befohlen hätte, dann hätte diese in ihrem Schlafzimmer zu Mittag essen müssen. Die Kaiserin dachte sich gar nichts dabei, denn sie war seit dreißig Jahren daran gewöhnt, nicht danach zu fragen, was außerhalb der Räume vorging, in denen sie war.

Sie bestrebte sich sogar, freundlich zu sein. Sie war schon sehr geschwächt in ihrem Augenlicht, wollte das aber nicht zeigen, und es wurde geheim gehalten. Sie sah daher von den Menschen nur einen schwachen schattenhaften Umriß. Es kam vor, daß sie ganz nahe vor jemand hintrat, ihn anblickte und dann fragte: „Wer ist das, was stellt man hier vor, wie kommt man hierher?“

In der ganzen Zeit, in der sie in Sanssouci war, einige Wochen lang, konnte die Königin ihren gesellschaftlichen Verpflichtungen nicht nachkommen, sondern konnte nur die Personen sehen, die die Kaiserin befahl. Als Kaiser Alexander ankam, wohnte dieser auch in Sanssouci und zwar unten in den sogenannten „neuen Kammern“, und die Hofdamen der Königin mußten ihre Zimmer für den Kaiser und die Hofdamen der Kaiserin hergeben.

Es fanden die großen Frühjahrsparaden vor dem Kaiser Alexander statt, auch kam sein Ulanen-Regiment nach Berlin, dessen Chef er war. Er sah es exerzieren, und es ward verabredet, daß er dazu gleichzeitig mit dem Könige nach dem Exerzierplatze fahren werde. Als aber unser König erfuhr, daß der russische Kaiser ihm dieses Regiment vorzuexerzieren die Absicht habe, da ließ er sich im letzten Moment entschuldigen, er sei unwohl. Ich war erschrocken (ich hatte den Dienst) und eilte zum König, nach seinem Befinden zu fragen. Aber der König lachte und sagte mir, der Kaiser huste und sei zarter Gesundheit. Er fürchte, es könne demselben schaden, wenn er ein Regiment kommandieren wolle, deshalb habe er sich krank gestellt. So zart war die Rücksicht, die der König auf seinen Neffen nahm.

Erzherzog Maximilian von Österreich. Im Juni machte der König seine Reise nach Hohenzollern und besuchte dabei die Höfe von Stuttgart und München. Ich begleitete den König nicht auf dieser Reise.

Ende Juni kam ein Besuch an unsern Hof, der mich deshalb besonders berührte, weil ich zu dem Herrn zur Dienstleistung kommandiert ward. Es war dies der Erzherzog Maximilian von Österreich, der spätere unglückliche Kaiser von Mexiko, Bruder des Kaisers Franz Joseph von Österreich. Dieser junge Herr kam aus Paris, wo er dem Kaiser Napoleon seine Aufwartung gemacht hatte. Es war der erste Besuch, den ein Mitglied irgend einer der alten Dynastien am Hofe Louis Napoleons erwies, und dieser hatte den Erzherzog mit allen denkbaren Aufmerksamkeiten überschüttet. Es war dem schlauen Kaiser gelungen, den jungen, poetischen, phantasiereichen, erfahrungsarmen Erzherzog so zu bestricken, daß derselbe den neuen Franzosenkaiser und die schöne Kaiserin Eugenie geradezu vergötterte. In seinem Gefolge war Graf Mensdorff, der spätere Ministerpräsident, ein Kapitän zur See und ein Diplomat für etwaige Unterhandlungen, Baron de Pont. Letzterer schwärmte mir auch von der „Gnade" des Kaisers Napoleon gegen den Erzherzog vor. Als er so weit ging, entzückt zu sein darüber, daß der Erzherzog schon früh den Kaffee bei den Kaiserlichen Majestäten in Paris habe nehmen müssen, da riß mir die Geduld, und ich sagte ihm: „Da müßte ja aber auch diesem Aventurier ein Donnerwetter auf den Kopf fahren, wenn er einen Erzherzog aus dem alten Habsburgischen Hause nicht gut behandeln wollte, der ihm die Ehre seines Besuchs antut." Der kleine Baron de Pont erschrak gewaltig über diesen meinen wenig diplomatischen Zornesausbruch.

Als der Erzherzog nach seinem dreitägigen Aufenthalt abgereist war, fragte mich die Königin Elisabeth, ob ich auch bemerkte, daß ihr Neffe so entzückt von Napoleon sei. Ich erzählte ihr meine Unterredung mit dem kleinen Diplomaten. „O weh", sagte die Königin, „das wird man Ihnen in Wien sehr übelnehmen. Ich sage Ihnen, die Verehrung meines Neffen für diesen Napoleon grenzt ans Fabelhafte. Er hat mir gesagt: »Ma tante, ce n'est pas une admiration que j'ai pour cet homme, c'est un culte«. Mir ist ganz unheimlich dabei geworden. Wer weiß, wozu dieser Mensch meinen Neffen noch verleitet, der ein solcher Phantast ist." Wie richtig ahnte die klarsehende Königin!

Der Johanniter-Orden. Unmittelbar nach der Abreise des Erzherzogs mußte ich bei einem Kapitel des Johanniter-Ordens das Protokoll führen, da ich den Sekretär dieses Ordens, Grafen Bismarck-Bohlen, zu vertreten aufgefordert war, so lange er auf Urlaub ging. In dieser Funktion blieb ich auch das nächste Jahr, auch bearbeitete ich beide Jahre die Geschäfte des

Ordens. Graf Bismarck, der sich schwer mit dem Herrenmeister, Prinzen Carl von Preußen, einigen konnte, hatte nicht übel Lust, mir dieses Ehrenamt ganz und gar zu übertragen, da ich die Geschäfte mit dem Prinzen glatt erledigte. Aber ich verspürte dazu keine Lust. Dennoch hat der Einblick in das Getriebe des Johanniter-Ordens im hohen Grade meine Teilnahme erweckt.

Der Plan des Königs, aus diesem Orden, der seit der Einziehung der Güter desselben im Anfange des Jahrhunderts lediglich ein Schmuckstück wie jedes andere geworden war, wieder einen Ritterorden, d. h. eine geschlossene Korporation zu machen, war zwar nicht ganz in der romantischen Weise durchzuführen gewesen, in der sie der König gedacht hatte, aber sie hat in anderer Richtung doch so nützliche Früchte getragen, daß sie vielfach die Erwartungen des Königs übertraf. Der Orden wurde von jetzt ab nicht mehr als Auszeichnung für Verdienste oder aus bloßer Königlicher Gnade verliehen, sondern wer in den Orden als Ritter aufgenommen werden wollte, mußte sich jetzt dazu melden, und sein Gesuch wird vom Rittertag, dem ein Kommendator der Provinz vorsteht, und vom Kapitel, den vereinigten Kommendatoren, geprüft. Wird das Gesuch genehmigt, dann kann er als Ritter den Orden tragen. Daß er dann ein nicht unbedeutendes Eintrittsgeld und einen jährlichen Beitrag zu zahlen hatte, verbreitete vielfach den Glauben, man könne sich jetzt den Orden „kaufen", und setzte zu Anfang den Orden etwas in der öffentlichen Meinung herab. Das wurde aber schnell anders. Wer sich mit der geringsten Andeutung davon, daß er den Orden „kaufen" wolle, um den Eintritt bewarb, der wurde bestimmt vom Kapitel abgewiesen.

Auf der anderen Seite machte die nützliche Verwendung der einlaufenden Gelder bald einen vortrefflichen Eindruck im Lande. Allenthalben entstanden Krankenhäuser, wo Arme unentgeltlich Pflege fanden, und das große, über ihrem Eingang prangende Johanniterkreuz hatte einen guten Namen.

Es soll nicht bestritten werden, daß manche, die sich zu dem Eintritt in den Orden drängten, lediglich in ihm ein Toilettenstück haben wollten, um sich damit zu schmücken und dieserhalb Eintrittsgeld und Beiträge zahlten. Wenn somit die Eitelkeit der Menschen ausgebeutet wurde, so haftete wenigstens Segen an dieser Ausbeutung, denn viele Tausende von Leidenden fanden dadurch jährlich Linderung. Es gab Schwärmer für die neue Einrichtung, die ihr ganze Kapitalien, ja ganze Vermögen schenkten oder vermachten, andere Schenkungen folgten aus Eitelkeit, Häuser wurden zu Johanniterhospitalen geschenkt, Ärzte meldeten sich, die Krankenpflege freiwillig zu übernehmen u. s. f. Es war deshalb eine Freude, in dieser Tätigkeit mitzuwirken.

Aber es war nicht leicht, den Prinzen Carl bei einer statutenmäßigen Behandlung der Geschäfte festzuhalten. Seit seiner Jugend war er an den Absolutismus gewöhnt. Die Einführung von Verfassungen hielt er für einen Schwindel. Seine Ideen waren lediglich absolutistische geblieben, und er glaubte als Herrenmeister des Johanniter-Ordens ebenso gebieten zu können, wie als kommandierender General eines Armeekorps. Nun hatte aber der König dem Orden eine Verfassung gegeben, wonach die Genossenschaften und das Kapitel bestimmte Beschlüsse zu fassen hatten. Wenn nun die Ansicht des Prinzen diese Beschlüsse nicht billigte, dann war es sehr schwer, ihn davon zu überzeugen, daß er sich fügen müsse, solange die Beschlüsse sich in den Grenzen der betreffenden Rechte hielten. Bismarck war ihm in solchen Fällen wohl oft zu schroff oder zu pedantisch entgegengetreten, statt allmählich die Ideen zu entwickeln, welche der neuen Einrichtung zugrunde liegen.

In einem solchen Falle, den ich mit dem Prinzen erlebte, war das Ende sehr komisch. Der Fürst Pückler-Muskau, in der literarischen und vornehmen Welt allgemein bekannt, Ehren-Ritter des Johanniter-Ordens seit undenklichen Zeiten, wünschte durch den Ritterschlag Rechtsritter zu werden und hatte dieserhalb dem Prinzen geschrieben, der ohne zu bedenken, daß dazu ein Beschluß der Genossenschaft und des Kapitels gehörte, ihn aufgefordert hatte, zum Ritterschlage nach Berlin zu kommen. Ich erwirkte vom Prinzen den Befehl, die Sache der Genossenschaft vorzulegen, die sie ablehnte. Der Prinz war in großer Verlegenheit darüber und beauftragte mich, den Fürsten zu bescheiden. Das tat ich, so höflich und objektiv wie möglich. Der Fürst, auf das Unangenehmste berührt, verklagte mich beim Prinzen und zwar in Ausdrücken, welche für diesen wenig verbindlich waren. Jetzt geriet auch der Prinz in Aufregung, und zwar zuerst gegen mich, der ihm diese Geschichte „eingerührt" habe. Ich setzte ihm auseinander, daß er und ich lediglich dies ganz falsch angebrachte Gesuch des Fürsten in die richtige Form gebracht, und daß es unerhört sei, wenn letzterer dem Prinzen für seinen guten Willen einen unverbindlichen Brief schriebe. Vom Prinzen aufgefordert, ihm diese unangenehme Sache in Ordnung zu bringen, setzte ich ihm einen Brief an den Fürsten Pückler als Antwort auf, den er unterschrieb. Auf seine Klage gegen mich erhielt nun also der Fürst einen von meiner Hand geschriebenen, vom Prinzen Carl unterschriebenen zurechtweisenden Brief als Antwort. Seit dieser Zeit grüßte mich der alte Fürst immer mit einer gewissen Achtung, wenn er mir begegnete. Es gibt eben Leute, die ihre Achtung lediglich nach dem Einfluß bemessen, den sie beim andern vermuten.

Badereise nach Marienbad.

Bald nach dem Kapitel des Johanniter-Ordens reiste der König nach Marienbad, um dort die ihm von den Ärzten verordnete Brunnenkur zu gebrauchen. Der Major v. Loën und ich begleiteten ihn. Die Königin fuhr bis Teplitz mit, wo sie die ihr von den Ärzten verordneten Bäder gebrauchen sollte. Auf dem Hinwege stieg das sächsische Königspaar in Dresden in den Extrazug und begleitete das unsrige, um an der ihrem Sommeraufenthalte Pillnitz zunächst liegenden Station auszusteigen. Da unser König inkognito reiste, war der König von Sachsen auch mit seinem langen, grauen Zivilgehrock angetan. Als sich die vier Majestäten an der Station trennen sollten, an der die sächsischen Wagen harrten, fanden die Herrschaften, daß sie sich noch viel zu erzählen hatten, und die sächsischen Majestäten fuhren noch eine Station weiter. Dort waren keine königlichen Wagen, und der König Johann stieg aus, nahm seine Königin Amalie an den Arm, und so wanderten sie selbander einen Fußweg durch das Getreide ohne Lakaien oder sonstige Begleitung, dem weitergehenden Zuge noch mit den Taschentüchern nachwinkend.

Von Teplitz, wo der König einen Tag blieb, wurde zu Wagen über Karlsbad nach Marienbad gefahren. Ich hatte den Dienst und saß neben dem Könige. Solch eine Reise im Wagen war immer voll von den buntesten Wechselfällen und deshalb im hohen Grade anregend und belehrend. Der König hatte das Talent, allen Dingen die freundlichste Seite abzugewinnen. Deshalb ereigneten sich auch für ihn die meisten komischen Dinge. Es war aber für den Begleiter nicht immer leicht, den schicklichen Ernst zu bewahren, z. B. wenn ein Schulmeister an der Spitze einer Kinderschar eine ebenso lange als langweilige Rede hielt, die der König gutmütig und geduldig mit anhörte, bis ein Esel auf dem nahen Felde laut schrie, und der König dann leise dem Adjutanten ins Ohr sagte: „Stille, stille, immer hübsch einer nach dem andern."

Oder wenn ein Bürgermeister den König anredete und stotternd sagte: „Im Auftrage von Hunderten bin ich gekommen, Eure Majestät zu begrüßen, ich begrüße Eure Majestät im Auftrage von Tausenden …, von Hunderttausenden …, von Millionen", und der König ihn unterbrach mit den Worten: „Na dann grüßen Sie sie alle wieder von mir, aber wenn ich bitten darf, jeden einzeln."

Es sei noch ein Zug des gutmütigen Humors des Königs erwähnt, den mir General v. Neumann erzählte. Ein Schulmeister hatte den König mit einem selbstgedichteten Liede durch die Schulkinder gelangweilt. Dann hatte er um Erlaubnis gebeten, das Gedicht dem König überreichen zu dürfen, holte es aus der Brusttasche des neuen Fracks, und der König

gab es an General v. Neumann mit den vielen Papieren und Bittschriften, die bei solchen Reisen in den Wagen gegeben werden. Abends meldet Neumann dem Könige, daß der Schulmeister statt eines Liedes die unbezahlte Rechnung über den neuen Frack aus der Brusttasche gezogen, in die sie der Schneider gesteckt, und dem Könige gegeben hatte. „Hören Sie mal, Neumann", sagte der König, „da habe ich aber Pech! Denn nun bleibt mir nichts anderes übrig, als die Rechnung zu bezahlen." Und er befahl es.

Ganz ohne empfindliche Unbequemlichkeiten war die Ehre, neben dem Könige zu sitzen, nicht immer. Der König benutzte die Zeit, um unterwegs Kenntnis von den eingegangenen Depeschen zu nehmen, die ihm der Adjutant vom Dienst vorlesen mußte. War es schon an sich nicht leicht, im offenen, schüttelnden Reisewagen laut vorzulesen, so vermehrte sich diese Schwierigkeit außerordentlich, wenn die Sonne auf das Papier brannte, dieses hell erleuchtete und die Augen blendete. Manchmal ward mir so schwarz dabei vor den Augen, daß ich glaubte, ich sei blind geworden.

In Karlsbad ward eine Stunde Aufenthalt gemacht, um dort die Porzellanfabrik zu sehen. Beim Gasthof, in dem der König abstieg, standen eine Menge Herren mit weißer Kravatte, lauter Preußen, welche dem Könige durch ihre Anwesenheit ihre Verehrung bezeugen wollten. An ihrer Spitze war Minister v. Uhden und Präsident Graf Rittberg. Der König war zuletzt, ermüdet von der Fahrt in der heißen Sonne auf staubiger Straße, kurz vor Karlsbad eingeschlafen gewesen. Jetzt hielt der Wagen, der König sah eine Menge bekannter Gesichter, sprang aus dem Wagen und ging in das für ihn bereite Zimmer des Gasthofs. Ich folgte ihm, und als die Tür hinter uns zu war, bedeutete er mich, daß er zu ermüdet sei, um jetzt jemand sprechen zu können. Ich ging hinaus und sagte dem Minister Uhden, Seine Majestät sei sehr ermüdet, ich wüßte nicht, ob er die Herren werde begrüßen können, aber der Minister möchte die Güte haben, mir zu sagen, wer da sei, damit ich dem Könige nachher die Herren melden könne. Ich schrieb mir die Namen alle auf, um sie wenigstens später dem Könige melden zu können. Noch war ich damit nicht fertig, als mich der Kammerdiener zum Könige rief. Der König war wie umgewandelt, fragte, wer da sei, und als ich ihm die Namen vorlas, sagte er, das sei ja prächtig, die Herren möchten alle in sein Zimmer kommen. Ich führte sie herein, und der König unterhielt sich mit jedem einzelnen auf das liebenswürdigste. Nachher erfuhr ich, daß der Kammerdiener nur eine Tasse Bouillon präsentiert hatte, welche die Nerven des Königs völlig erfrischte.

So ein Monarch ist auch auf Reisen übel daran. Wer von einer längeren Fahrt im Gasthofe aussteigt, der sehnt sich nach mindestens einer

Viertelstunde Ruhe, bis die Nerven das stunden- und tagelange Schütteln des Wagens ein wenig vergessen haben, und bis das Summen und Poltern im Kopfe aufgehört hat, das noch eine Weile nach der Fahrt nachtönt. Ein Monarch kann in dem Moment, in dem jeder andere der Ruhe am meisten bedarf, nicht auf Ruhe rechnen. Da ist immer großer Empfang. Alles lauscht nach seinem Munde, und der Augenblick der größten Ermüdung ist gerade der, in dem er die Worte am meisten auf die Wagschale legen, die Gedanken am meisten zusammen haben muß.

In Marienbad war wieder Empfang. Auch war daselbst die Großherzogin-Mutter von Mecklenburg, welche mit dem Könige in einem Hause wohnte und alle Mahlzeiten mit ihm teilte. Diese Schwester des Königs war eine sehr ruhige, verständige und praktische Frau, lachte gern, wie der König selbst, kurz eine Badegesellschaft, wie geschaffen für den König.

Des Königs Tag wurde derart eingeteilt, daß er um fünf Uhr aufstehen und zum Brunnen gehen mußte. Nach einer bestimmten Anzahl Becher des gefürchteten Kreuzbrunnen mußte er eine große einstündige Promenade machen, durfte dann sein erstes Frühstück einnehmen. Zwischen Frühstück und Mittag durfte er die notwendigsten Regierungsgeschäfte erledigen, jedoch sollte alles Aufschiebbare auf später zurückgelegt, alles Aufregende vermieden werden. Nach Tisch war Bewegung verordnet, wie überhaupt der König möglichst viel gehen und in der freien Luft sein sollte. Schlafen sollte er am Tage nicht, daher sollte er unterhalten, aber nie erregt werden. Die Ärzte setzten auf diesen letzteren Punkt keinen geringeren Trumpf, als daß bei einer Erregung während des Gebrauchs des Marienbader Brunnens den König ein Schlaganfall treffen könne. Abends um neun Uhr sollte der König zu Bett gehen.

Die genaue Befolgung der diätetischen Vorschriften ward uns beiden Flügeladjutanten auf die Seele gebunden.

Das war eine schwere Aufgabe für uns. Denn wie sollte eine Aufregung vermieden werden, wenn ihm die laufenden Geschäfte vorgelegt wurden, bei ihm, der bei allen Dingen in die kleinsten Einzelheiten ging? Wie sollte man ihn unterhalten und doch die Grenze innehalten, daß er nicht erregt werde, er, der so an Erregungen gewöhnt war, daß er vor Langeweile einschlief, wenn die gewohnten Erregungen ausblieben? Wie sollte man ihn an genaue Einhaltung der Tageszeiten binden, ihn, der sich nie an die Zeit band, der ein König war, dem man gehorchen mußte, wenn er befahl? Zuweilen, wenn man an die Zeit erinnerte, zu Bett zu gehen, erhielt man die Antwort: „Ach, machen Sie sich nicht lächerlich!"

Wir taten alles Mögliche, um unserer Pflicht nachzukommen, die wir als eine heilige ansahen, eine Pflicht auch gegen das Vaterland, dem wir den Monarchen zu erhalten hatten.

Die Kabinette waren mitgegangen. Illaire an der Spitze des Zivil-

Kabinetts, mit seinem ruhigen Wesen, regte den König nicht auf. An Schölers Stelle, der beurlaubt war, vertrat Oberst v. Manteuffel das Militär-Kabinett. Dieser geistreiche Mann war in diesem Geschäft noch neu, und daher konnte nicht all und jede Erregung vermieden werden. Zur Gesellschaft und zur geistigen Würze während der Mahlzeiten war der Gelehrte Alfred v. Reumont eingeladen, damals Legationsrat. Er lag oft Tage lang an Asthma, woran er mit dem Tode rang, so daß er dann nicht sichtbar war. Da ich Tür an Tür mit ihm wohnte, hörte ich manche Nächte hindurch sein Ächzen und saß oft stundenlang bei ihm, um ihm zu helfen, obgleich ich eigentlich keine Sympathie für ihn hatte, der ein eifrigerer Katholik war, als es sich mit dem von ihm erreichten wissenschaftlichen Standpunkte vertrug, und von dem man allgemein erzählte, daß er ein geheimes Mitglied des Jesuiten-Ordens sei.

Abwechslung und Zerstreuung lieferten die vielen Brunnengäste, welche sich beim Könige meldeten. Sie wurden, soweit es anständige Leute waren, zu zwei bis vier zu Mittag eingeladen, derart, daß jeder, der sich angemeldet hatte, einmal mindestens während der Zeit des Aufenthalts eingeladen wurde. Wer besonders zur Heiterkeit beitrug, der wurde wohl auch mehrere Male befohlen. Die Gäste veranstalteten dann auch nachmittags Gesellschaften, zu denen der König kam, und bei denen Kaffee getrunken, ja sogar getanzt wurde.

Abends zum Tee wurde niemand eingeladen. Da bestand die Gesellschaft des Königs aus der Großherzogin, seiner Schwester, deren Kammerherrn und deren Hofdame, Reumont, Manteuffel, Dr. Grimm und uns beiden Adjutanten.

Beim Tee hatte jeder seinen Platz. Beim Diner aber mußte der Adjutant vom Dienst den Hofmarschall und Zeremonienmeister vertreten, und das war nicht immer leicht. Wenn dann einer von den Gästen nicht mit dem ihm angewiesenen Platz zufrieden war, wälzte der König immer die Schuld auf den Ordner, auch wenn derselbe unschuldig war. Das ist auch richtig, denn es ist ganz unwichtig, wenn sich jemand durch den Adjutanten verletzt fühlt, kann aber sehr wichtig werden, wenn er glaubt, der König selbst sei ihm zu nahe getreten, was vermieden werden muß, wenn es der König nicht beabsichtigt hatte.

Dennoch konnten solche Vorwürfe empfindlich werden. Ich fand eines Tages Gelegenheit, dem Könige anzudeuten, wie ich sie auffaßte. Der König hatte den ungarischen Magnaten Baron Pronay und den bayerischen Grafen Berchem zu Tisch geladen. Vor Tafel ließ er mich rufen und fragte, wen er rechts, wen links von sich sitzen lassen solle. Ich sagte, den Grafen rechts, den Baron links. Der König wandte ein, die Pronays seien alte ungarische Magnaten, die Berchems junge baye-

rische Grafen. Ich bemerkte ihm, der Kaiser von Österreich habe seit 1849 den ungarischen Magnaten alle Rechte und Würden als solche genommen, und der König lebe jetzt in Österreich, nach dessen Landesherrn er sich doch auch richten werde. Der König aber wollte doch den Baron Pronay, der das Haupt der Protestanten in Ungarn sei, nicht verletzen. Da schlug ich dem Könige vor, er möge mir überlassen, den Herren zu sagen, auf welche Seite des Königs sie sich setzten sollten (während sonst der König immer seine Nachbarn selbst rief), und wenn ich bemerkte, daß einer nicht damit zufrieden sei, würde ich ihm Entschuldigungen machen und sagen, der König habe mich getadelt. Ich dachte, der König könne darüber zürnen, aber er sah mich erst von der Seite an, lachte und sagte: „Hören Sie mal, Sie scheinen schon was bei mir gelernt zu haben" und überließ mir die Anordnungen.

Abends beim Tee ward oft vorgelesen, Reumont trug gelehrte und historische Themata vor, die kurzweiligen aber hatte Schneider für die Adjutanten ausgesucht und mitgegeben. Eines Tages sagte mir Loën, der König müsse auch alle die Damen einmal einladen, die er in Marienbad kennen gelernt. Ich machte ihm bemerklich, daß der König doch keine großen Feste geben könne, das werde ihn angreifen. „Nein", sagte Loën, „angreifen darf's ihn nicht. Der König muß einen Kaffee im Freien geben. Zur Unterhaltung veranstalten wir eine Lotterie, bei der jeder Geladene etwas gewinnt. Der König hat hier fast alle Läden ausgekauft, und seine ganze Wohnung ist voll des erbärmlichsten Zeuges. Wenn er das mit nach Berlin schleppt, kriegen wir's noch zu Weihnachten geschenkt, und das wäre schrecklich. Wenn es aber die Badegäste gewinnen, haben sie ein Andenken an den König und an Marienbad und sind überglücklich."

Ich bewunderte die Vorsicht meines Kameraden. Der Kaffee fand im Freien statt. Der König belustigte sich herrlich, überreichte die Gewinste den Damen selbst, und alles war befriedigt. Die Kammerdiener waren auch froh, daß sie die Massen von Gläsern, Servicen, Tassen, Dosen und ähnlichen Marienbader zerbrechlichen Andenken nicht mit nach Hause zu schleppen brauchten.

Einmal fuhr der König auch zum greisen Fürsten Metternich nach dem wenige Meilen entfernten Königswart. Er weilte eine ganze Stunde allein bei dem greisen Staatsmann. Auf der Hin- und Rückfahrt hatten wir einen eigentümlichen, gewiß seltenen Anblick. Wir fuhren auf dem Kamm des nicht sehr hohen bewaldeten Gebirgsrückens. Von einer Stelle aus übersah man einen Talkessel, der vor kurzem von einem gewaltigen, wirbelnden Orkan heimgesucht worden war. Sämtliche Bäume, lauter hundertjährige Eichen, Fichten und Kiefern, lagen umgeworfen, und bezeichneten durch ihre Lage die Richtung des Wirbelsturms, denn sie

lagen nicht in derselben Richtung, sondern bezeichneten durch ihre Lage die Peripherien der Kreise, in denen der Luftstrom des Wirbelsturmes gehaust hatte.

Der Brunnen wirkte sichtlich günstig auf den König ein. Er wurde immer heiterer, immer gleichmäßiger in seiner Stimmung, und schließlich war das Leben sehr gemütlich. Als daher die Kur beendet war, beklagten wir dies alle.

Der König fuhr nachmittags nach Karlsbad. Die Rückreise sollte in kurzen Abschnitten erfolgen. Als die sämtlichen Badegäste bei der Abfahrt versammelt waren, und der Abschiedsblumenregen erfolgte, sah man viele Tränen, und selbst der König mußte seine Augen mit dem Taschentuche trocknen.

In Teplitz vereinigte sich der König wieder mit der Königin. Aber es harrte daselbst auch des Königs der Kaiser Franz Joseph, um den König in seinen Staaten zu begrüßen. Eine Station vor Teplitz ward Toilette gemacht, und der König warf sich in österreichische Husarenuniform, ich in die preußische, die mir zukam.

Am Abend war der Kaiser bei unseren Majestäten zum Tee. Ein Sängerchor brachte ein Ständchen. Die unglücklichen Leute wurden nicht entlassen und sangen immer fort. Ich fragte endlich den König, ob er den Leuten nicht danken wollte. Er sagte mir: „Ich weiß ja nicht, ob's mir gilt oder dem Kaiser." Ich sagte dem Könige, die Wohnung sei die seine, und die Sänger hätten mit der preußischen Hymne angefangen. Da befahl mir der König, den Sängern in seinem Namen zu danken.

Herbstausflüge.

Nach eintägigem Aufenthalt in Teplitz ging's nach der Heimat zurück. Das Hoflager war wieder in Sanssouci.

Ich benutzte die Zeit, die ich bis zu meinem nächsten Dienst hatte, um meine Mutter und Schwestern nach dem Seebade Heringsdorf zu geleiten und dort einzurichten.

Mein nächster Dienst fiel in den Anfang des Monats August.

Die Königin von Bayern war zum Besuch. Sie wollte am dritten August früh abreisen. Unser Königspaar hatte über diesen Tag, den Geburtstag des verewigten Königs, derart verfügt, daß die Majestäten um acht Uhr früh gleichzeitig mit der Königin von Bayern abreisen wollten, und zwar, während diese nach dem Süden fuhr, nach Berlin, von da nach Charlottenburg, behufs Besuchs des Mausoleums, in Begleitung der Brüder des Königs, um elf Uhr wollte man mit der Eisenbahn nach Potsdam-Sanssouci zurückfahren, wohin von zwölf bis vier Uhr die Vorträge bestellt waren. Um vier Uhr war Familientafel in Sanssouci bestellt,

denn an einem solchen ernsten Gedenktage speiste der König ohne Gefolge. Eine große Marschalltafel war für den Hof und das Gefolge der Königlichen Prinzen bestellt. Als ich zwischen sechs und sieben Uhr vom Grafen Keller die Tageseinteilung erfuhr, setzte dieser lachend hinzu: „Machen Sie sich darauf gefaßt, daß es heute große Verwirrung gibt. Ich habe Urlaub und reise heute auf einige Wochen ab. Ich wünsche Ihnen, daß Sie den heutigen Tag glücklich überstehen."

Ich hatte keine Zeit, mich Gedanken über alle möglichen Wenn und Aber hinzugeben, denn bald rief der König. Ich bestellte schriftlich die vortragenden Herren und Minister und mußte bald in den Wagen springen, um nach dem Bahnhof zu fahren, wo die beiden Eisenbahnzüge für die bayerische Königin und unser Königspaar in entgegengesetzter Richtung aufgestellt waren. Die erstere ward in ihren Salonwagen geführt und fuhr ab, unsere Königin stieg in den ihrigen, und als der König im Begriff war, ihr zu folgen, drehte er sich um und sagte: „Hohenlohe, ich dächte, wir äßen in Charlottenburg. Besorgen Sie das. Wir wollen aber bald abfahren." Damit stieg er ein.

Ich war wie versteinert. Kein Teller, kein Koch, kein Feuer, kein Fleisch in Charlottenburg, alle eben bestellten Vorträge anders zu bestellen, die Königlichen Prinzen zum Diner anders einzuladen und zugleich mit dem Könige in der Eisenbahn zu reisen, — das schien mir unmöglich! Zunächst rief ich dem Zugführer zu, noch nicht abzufahren, und, mich ob der Ungeduld des Königs, der abfahren wollte, taub stellend, sah ich mich nach Hilfe um. Ich fand sie bei einem in der Nähe befindlichen Hoffurier. Derselbe sagte mir, es sei möglich, um vier Uhr in Charlottenburg Mittag zu essen, er werde es bestellen. Der Küchenwagen gehe dann, von Pferden gezogen wie beim Manöver, mit allem Material nach Charlottenburg. Nun trug ich ihm noch alles auf, was an Einladungen und Vortragsbestellungen in Potsdam abzumachen war (denn im Sommer wohnten manche in Potsdam) und übernahm persönlich alles für Berlin. Nun stieg ich in ein anderes Coupé, als der König saß, um ungestört alles überlegen und aufschreiben zu können. In Berlin setzte sich der König zur Königin in den Wagen. In solchem Falle folgte der Adjutant den Majestäten im Wagen des Königs mit der Hofdame vom Dienst. Ich mißbrauchte den Wagen des Königs, um zunächst in Berlin alle Bestellungen persönlich zu machen, denn in Charlottenburg war kein Reitknecht zur Disposition, nicht einmal das Telegraphenbureau besetzt. Die Hofdame mußte diese Fahrt mit mir mitmachen und jammerte, daß sie nicht für Dinertoilette sorgen könne. Nicht einmal eine Zahnbürste habe sie mit. Sie habe darauf gerechnet, um zwölf Uhr in Sanssouci zu sein. Ich tröstete sie damit, daß ich auch keine Zahnbürste habe.

Es war an diesem Tage eine so entsetzliche Hitze, wie sie die Sonne nur selten auf dem märkischen Sande ausbrütet, und das will viel sagen. Als ich nach Charlottenburg nachkam, hatte ich noch nichts versäumt. Der König wollte noch bei heruntergelassenen Gardinen ruhen, bis die Prinzen zum Besuch des Mausoleums kämen. Es fand sich eine Gelegenheit, um noch einige Briefe nach Berlin zu senden. Ich eilte, die noch nötigen Briefe zu schreiben. Als ich damit fertig war und überdacht hatte, ob noch etwas vergessen sei, da gewann der Kopfschmerz, der seit meinem Sturz vor sechs Jahren mich nicht verlassen hatte, die Gewalt über mich, und ich brach zusammen. Wie lange ich da auf einem Stuhl gesessen, an dem Dienstschreibtisch des Flügeladjutanten, weiß ich nicht. Plötzlich stand die Königin vor mir. Ich sprang auf, entschuldigte mich, die Hitze habe mich wohl zum Schlaf gebracht. Die gute Königin aber sah, daß ich blaß war und war besorgt wie eine liebende Mutter. Ich erholte mich aber schnell, weil ich mußte. Der Mensch kann eben viel, wenn er muß. Bald kamen die Brüder des Königs.

Nach der stillen Feier im Mausoleum kamen die Vorträge, und jeder der vortragenden Herren, Kabinettsrat oder Minister usw., überschüttete mich mit Vorstellungen, wie lästig so späte Änderungen seien. Ich konnte nicht widersprechen. Gegen halb vier Uhr waren die Regierungsgeschäfte erledigt, und da kam der König, mit dem Befehl, ihn in den Garten zu begleiten.

„Sagen Sie mich mal" (wenn er guter Laune war, sprach er oft den Berliner Straßendialekt), „wat meenen Se denn, werden wir denn wat zu essen kriejen?" Ich bemerkte ihm, daß wohl um Nachsicht zu bitten sei, denn das Diner sei in Sanssouci angekocht und im Küchenwagen nach Charlottenburg gefahren, wo erst Feuer gemacht sei usw. „Na, heeren Se mal, Markeer, denn wird det eene scheene Geschichte werden. Übrigens bei die Hitze ißt ja doch keen Mensch wat." Ich bereitete den König absichtlich auf ein mißglücktes Diner vor. Traf das ein, dann war er wenigstens vorbereitet und fand es erklärlich. War es besser, dann schadete es nichts.

Nach dem Mittagessen war alles zur Abfahrt nach Sanssouci bereit. Da kam der König und sagte mir: „Heeren Se mal, det war ja allens janz scheene, ick dächte, wir blieben heute Nacht hier. Laden Sie uns die beiden Kleenen zum Tee."

Einer der Vorreiter des Königlichen Wagens eilte nach Berlin, die „beiden Kleenen" zum Tee zu laden (das waren die achtzig Jahre alten Töchter des Grafen N é a l e, ehemals Kammerherr, die als junge Damen 1806 durch ihre kühnen Redensarten so sehr den Zorn des ersten Napoleon erregt hatten, daß er den beiden Damen mit körperlichen Strafen gedroht

hatte, und von denen eine, die verwitwete Frau v. Berg, Hofdame der Prinzessin Heinrich von Preußen gewesen war), die Depeschen flogen nach Sanssouci, die Bedürfnisse für die Nacht nach Charlottenburg zu schaffen. Der Tee ward daselbst eingenommen, und erst am folgenden Morgen führte uns das Dampfroß wieder nach Sanssouci.

Nachdem ich in der Zwischenzeit bis zu meinem nächsten Dienst die Meinigen in Heringsdorf besucht hatte, fand ich mich zum Dienst beim Könige ein. Die Kaiserin-Mutter von Rußland war wieder an unserem Hofe. Sie reiste aus Wildbad nach Petersburg zurück.

Fahrt nach Swinemünde. Der König war mit der Königin in Charlottenburg. Oben im Dienstzimmer teilte mir Graf Keller um halb elf Uhr mit, der König werde die Kaiserin bis Stettin begleiten. Abreise um einhalb ein Uhr mit Sonderzug. Ich bat, daß mein Diener benachrichtigt werde, und hatte keine Minute Zeit, mich um meine Sachen zu kümmern. Das war auch nicht nötig, denn es war alles für solche plötzlichen Entschließungen vorbereitet. Der Kammerdiener des Königs hatte ein für allemal den Befehl, den Diener des Adjutanten vom Dienst zu benachrichtigen und mitzunehmen. Ich setzte mich also um einhalb ein Uhr zum Könige in den Wagen, der auf dem Stettiner Bahnhofe die Kaiserin traf. Ich saß, weil der Königliche Salonwagen von den Mitgliedern der Königlichen Familie besetzt war, in einem anstoßenden Coupé. In Angermünde hielt der Zug, weil die Lokomotive Wasser nehmen mußte.

Die Kaiserin stieg aus und befahl, mich zu sprechen. Ich kam ganz erstaunt heran, neugierig, was sie mir zu sagen haben werde. Die Kaiserin sagte mir, sie wolle mich doch einmal sehen, da sie nie Gelegenheit gehabt habe, mich in Sanssouci zum Tee einzuladen. Ich machte meinen schönsten Kratzfuß und sagte ihr, daß sie die Gnade gehabt hätte, mich einmal zum Tee zu befehlen, es werden mir die gnädigen Worte unvergeßlich sein. Die Kaiserin meinte: „Irren Sie sich darin nicht?“ Ich bemerkte der Kaiserin, daß mir das wohl mehr Eindruck mache, wenn ich bei ihr zum Tee befohlen werde, als ihr, und sie lachte und sprach mir sehr liebenswürdig von meinem Vater, und wie derselbe 1830 russische Offiziere und Soldaten gerettet. Der Zweck, zu dem ich gerufen war, bestand einzig darin, daß die Kaiserin dem diensttuenden Adjutanten ein paar artige Worte sagen wollte. Ich hatte das durchgefühlt und war nach meiner Ansicht so hofmännisch wie möglich gegen die Kaiserin gewesen. Kaum hatte ich in dem Coupé Platz genommen, in dem außer anderen ein Königlich preußischer Kammerherr saß, als dieser mich mit Vorwürfen überschüttete, wie ich so grob gegen die russische Kaiserin sein könnte. Ich lachte, denn ich hielt dies für Scherz, und bemerkte, artiger könne man

doch nicht sein, als ich, da ich der Kaiserin gesagt, daß mir die Teeeinladung einen unvergeßlichen Eindruck gemacht. „Nein", sagte der Kammerherr, „wenn die Kaiserin sagt, sie habe Sie nie zum Tee gesehen, dann sind Sie auch nicht da gewesen und dürfen nichts anderes antworten, als daß Sie allerdings bis jetzt tiefbetrübt, aber durch die Worte der Kaiserin getröstet seien." Ich beendete die Unterhaltung mit der Bemerkung, daß ich mich zu einer solchen Höhe niemals aufschwingen werde.

Man muß sich wundern, welche Charakterstärke dazu gehört, damit die Mitglieder der regierenden Häuser, obgleich sie durch solche Kriecher verwöhnt werden, noch Sinn für Menschenwürde bewahren. Von allen Kaisern und Königen ist vielleicht niemand mehr verwöhnt, als diese Kaiserin von Rußland. Welche edle Einfachheit sie sich trotzdem bewahrt hatte, sollte ich später erfahren.

In Stettin entschloß sich der König, nach Swinemünde mit der Kaiserin zu fahren und dort zu übernachten. Man fuhr mit Windeseile vom Bahnhof aufs Dampfschiff und bestellte telegraphisch Quartier in Swinemünde im Gasthofe für ihn, die Brüder Prinzen Carl und Albrecht und Gefolge, während der Prinz von Preußen und der Prinz Friedrich Wilhelm mit der Kaiserin nach Petersburg weiterfahren sollten. Während der Dampfschiffahrt von Stettin nach Swinemünde kam der König aus dem Pavillon der Kaiserin heraus und rief mich bei Seite. „Es ist eine wahre Verschwörung gegen mich. Ich möchte gern heute Abend noch nach Stettin zurück und dort übernachten, aber alle sagen mir, das ginge nicht. Ich sehe nicht ein, warum man nicht auch im Dunkeln soll mit dem Dampfschiff reisen können. Es wäre mir sehr lieb, wenn ich noch heute nach Stettin zurückkönnte, es ist genug zu Hause zu tun. Richten Sie das ein, wenn es irgend geht."

Ich hatte bis dahin keine Nachricht von und keinen Teil an den Vorbereitungen der Reise gehabt, die vom Hofmarschallamte eingerichtet war, mußte mich also erst nach allem erkundigen und erfuhr vom Kapitän des Dampfers, daß er wegen der seichten Stellen der Swine diesen Oderarm nur bei Tageslicht gefahrlos befahren könne. Er könne daher Swinemünde nicht später als sechs Uhr abends in dieser Jahreszeit verlassen. Ich trug ihm auf, seine Fahrt möglichst zu beschleunigen, damit die russische Kaiserin möglichst vor sechs Uhr abends das Kriegsschiff erreiche und meldete dem König, daß wenn die Rückfahrt vor sechs Uhr begonnen werde, sie auch möglich sei. Es gelang. Um dreiviertel sechs Uhr donnerten die Kanonen des Orlog den Abschiedsgruß, ich telegraphierte von Swinemünde nach Stettin und bestellte in Swinemünde das Quartier ab.

So hatte an diesem Tage, wie auch oft später im Kriege, die Aussicht

auf das Nachtlager an einem Tage mehrfach gewechselt. In Stettin, im Königlichen Schlosse, nächtigte der König allerdings besser und würdiger als im Gasthofe von Swinemünde. Auf der Rückfahrt begleiteten den König die Prinzen Albrecht und Carl.

Als letzterer Zweifel äußerte, ob nun auch in Stettin für die Unterkunft gesorgt sein würde, fragte der König mich: „Nun sagen Sie aber einmal im Ernst, ist Quartier bestellt?" Ich antwortete dem Könige: „Gestatten Euer Majestät, daß ich untertänigst statt aller Antwort die Bitte aussprechen darf, auf Deck zu treten. Dort werden Euer Majestät die Antwort sehen, statt sie zu hören." Der König erhob sich mit einem: „Sie sind aber komisch!" und stieg auf Deck.

Welcher überraschende Anblick! Der ganze lange, schmale Hafen von Stettin, den man eine halbe Stunde entlang dampfte, war bengalisch beleuchtet. Jedes Schiff hatte sich geschmückt und geflaggt. Überall die Matrosen en parade in den Masten und Rahen. Ein blendendes Lichtmeer ergoß sich in den verschiedensten Farben über den zum Papenwasser erweiterten Oderstrom. Auf jedem Schiff ertönten vollstimmige Hurras, sobald der Königliche Dampfer vorbeifuhr. Wo ein Böller vorhanden war, wurde unaufhörlich geknallt. Der König war ganz verblüfft. Ich sagte ihm aber: „Euer Majestät werden wohl sich überzeugen, daß die Ankunft der Hohen Herrschaften vorgesehen ist."

Als das Dampfschiff an seiner Landungsbrücke hielt, fuhren die Equipagen in der Königlichen Livree vor, welche die Kaiserin und die Königlichen Herrschaften nach dem Dampfschiff geführt hatten. Der Andrang des Volkes war ungeheuer, und die Polizei war nicht mächtig genug, die Masse der kräftigen Pommern von den Wagen zurückzudrängen. Das Hurrageschrei war sinnbetäubend.

Statt sich in den Wagen zu setzen, sagte der König: „Unter meinen Pommern da hört man doch noch was. Da fahre ich nicht, da gehe ich lieber zu Fuß nach dem Schloß!" und schlenderte gemütlich durch die dichte Volksmenge hindurch.

Dies Unternehmen war wirklich kühn. Zunächst wurde der König von der den Wagen umdrängenden Menge gegen denselben geschoben und wäre von seinem eigenen Wagen umgefahren worden, wenn ich den Pferden nicht in die Zügel gefallen wäre. Da erst erkannten die Zunächststehenden, daß der in unscheinbaren, zugeknöpften Paletot gekleidete, mit Mütze bedeckte Offizier der König sei. Auf den Ruf: „Hier ist er, er geht zu Fuß!" erschollen endlose, ohrzerreißende Hurras. Von allen Seiten stürmte das Volk heran und drängte die vordersten auf den König, den wir, die beiden Prinzen, deren Adjutanten und ich, sowie einige Polizisten nur mit Mühe und nicht ohne Faustkampf vor dem Erdrücktwerden be-

wahrten. Die Dienerschaft hatte den König am Wagenschlage erwartet und war durch den plötzlichen Entschluß des Königs, zu Fuß zu gehen, überrascht, durch die Volksmasse schnell von ihm getrennt worden.

Jetzt ging der König schnell vorwärts. Der „hoch!“ rufende Volkshaufen wälzte sich hinterdrein. Mit Stettin durch seinen früheren Aufenthalt als Gouverneur von Pommern genau bekannt, schlug der König enge, schmale Seitengassen ein, in denen er schnell vorwärts ging.

Wir folgten in geschlossener Phalanx, die Gassen absperrend, und machten dann und wann zurückdrängende Bewegungen auf das nachstürmende Volk. So erreichte der König das Schloß. Am Schloßtor fand der letzte Kampf bei matter Beleuchtung statt, denn das Volk wollte durchaus mit in das Schloß. Als es endlich gelungen war, das Tor zu schließen, fragte der König, ob wir alle da seien und keiner erdrückt, dann lachte er herzlich und sagte: „Seht Ihr wohl, daß man bei meinen Pommern etwas hört!“

Dann begab man sich in die zum Empfang bereiten Schlafzimmer. Den folgenden Morgen reiste alles mit dem frühesten nach Berlin zurück.

Herbstmanöver. Bald fanden die Herbstmanöver statt. Der König wohnte den Manövern des ersten und zweiten Armeekorps bei. Ich gehörte nicht zur Begleitung auf dieser Reise, auf der er nur zwei Flügeladjutanten mitnahm. Außerdem war er bei den Manövern des Gardekorps zugegen, bei denen ihn alle Flügeladjutanten begleiteten.

Bei den Manövern dieses Jahres hatte sich Graf Gröben vorgesetzt, dem Luxus der Offiziere zu steuern. Er verbot deshalb Mitnahme von Zelten, Mitnahme von Köchen — und Trinken von Champagner. Die Folge war, daß bei dem anhaltenden Regenwetter, in dem auch die ältesten Stabsoffiziere die Nächte unter freiem Himmel zubringen mußten, die meisten dieser Herren erkrankten, und daß die Offiziere, die sonst die anstrengendsten Manöver zu ihren freudigsten Festtagen gezählt hatten, durchnäßt, erfroren und schlecht genährt, keine Freudigkeit bei den Übungen an den Tag legten, die trotz der Beweglichkeit des kommandierenden Generals einen immer schleppenderen Charakter annahmen.

Anderseits legte der Graf Gröben den Manövern eine außergewöhnlich geistreiche Idee zugrunde, die er vorerst nur dem Könige mitteilen und mit diesem als Geheimnis bewahren wollte. Aber bei der Beweglichkeit seines Geistes und der Unverständlichkeit seiner Ausdrucksweise verstand ihn niemand. Der König sagte mir seufzend, er könne den guten Gröben nicht begreifen, ich solle mir daher von ihm die Idee mitteilen lassen und sie dann auf eine Karte zeichnen, damit der König sie verstehe. Als ich mit diesem Befehl zum Grafen Gröben kam, wurde derselbe sehr auf-

geregt und sagte mir, die Idee zu den Manövern sei ein Geheimnis zwischen ihm und dem Könige, und er verbitte sich, daraufhin von einem Adjutanten angeredet zu werden. Auf diesen Bescheid hin verzichtete auch der König darauf, die Idee kennen zu lernen. Seine Anteilnahme an den Übungen ward dadurch nicht erhöht, wohl aber boten die Übungen ein merkwürdiges, verwirrungsreiches, weniger ein kriegerisches Bild.

Es wurden auch Nachtmärsche eingelegt, auf welche anstrengende Gefechte folgten. Graf Gröben ließ dem König keine Ruhe, bis auch er sich an dem Nachtmarsche beteiligte. Alles war bis auf die letzten Kräfte erschöpft, selbst ein kräftiger junger Mann, wie der Prinz Friedrich Carl, schlief während des Gefechts am Tage stehend ein. Nur Graf Gröben selbst war immer in Bewegung, Tag und Nacht, beritt die Biwaks des einen Teils, machte dann den Nachtmarsch des andern mit, überall anfeuernd und allseitig durch seine Unverständlichkeit die Verwirrung erhöhend.

Das Manöver endete mit einem großen Siege des Generals v. Bonin über den Prinzen Friedrich Carl, der dem ersteren einen großen Ruf als Truppenführer verschaffte, einen Ruf, den er bei seinem ersten Zusammenstoß mit einem wirklichen Feinde bei Trautenau 1866 auf immer wieder einbüßte.

Während dieser Manöver wurde die erste praktische Anwendung von den Feldtelegraphen gemacht. In jeder Nacht nach dem Einrücken ins neue Quartier stand das Hauptquartier des Königs mit dem des Grafen Gröben und mit der ganzen Welt in telegraphischer Verbindung.

Beim Ausrücken aus Schönfließ ereignete sich ein recht unangenehmer Auftritt. Vor der Tür stand eine Dame mit vier kleinen Knaben. Ich fragte, ehe der König herauskam, was das Begehr dieser Dame sei. Die anwesenden Sicherheitsbeamten sagten mir, es sei eine Patriotin aus der Umgegend, die ihren Kindern den König zeigen wolle. Sie habe versprochen, hinter dem Pfeiler zu bleiben und den König nicht zu belästigen. Kaum war aber der König in die Haustür getreten, da stürzte diese Dame mit den vier Kindern auf den König zu, umschlang seine Knie, und alle fünf schrien Gnade! Der König nahm ihr die hochgehobene Bittschrift ab. Aus deren Inhalt ging hervor, daß der Mann, der durch Unterschlagung von Pupillengeldern die Waisenkinder aller Existenzmittel beraubt hatte, verurteilt war. Daß die Bitte mit Fußfall ohne Erfolg blieb, ist selbstverständlich. Die ihrer Existenzmittel beraubten Waisenkinder waren sicher nicht imstande, sich so stattlich zu kleiden, als diese Dame und ihre vier Kinder.

Als der König nächtlich in Schönwalde aus seinem Zimmer trat, um an dem Nachtmarsch teilzunehmen, gab ihm der Kammerdiener die Mütze.

Er besah sich dieselbe beim dürftigen Schein der Flurlampe genau und sagte dann ganz ärgerlich: „Was gibst Du mir denn des Nachts die gute Mütze? Ist ja schade in der Dunkelheit.“ Auf die Bemerkung des Kammerdieners, es werde hell nach dem Nachtmarsch, und dann könne sich der König doch den Truppen nicht mit einer schlechten Mütze zeigen, sagte er: „Ach was! Dann ist schon Staub und Pulverdampf, und dann sieht alles grau aus.“ Und er setzte „die schlechte Mütze“ auf. Er war eben sparsam in seiner Toilette als Nachkomme Friedrich Wilhelms I.; dabei durften ihm nur wenige etwas sagen. Unter den Adjutanten war nur Major v. Loën berechtigt, ihm etwas über Toilette zu sagen. Dem folgte er, denn er hatte eine gemütlich komisch derbe Art, es vorzubringen: „Nee, Majestät, das geht nicht, mit diesem Paletot (oder Rock, oder Mütze) können Sie sich nicht mehr sehen lassen.“ Nur in betreff der Stiefel blieb der König am liebsten bei den ältesten, denn sie waren ausgetreten und bequem. Daher wurden die alten Stiefel so oft als möglich geflickt, und die großen „Riester“ auf den Stiefeln des Königs waren damals sprichwörtlich.

Ihre Majestät die Königin wohnte den Manövern zuweilen bei. Ich dachte mir erst, sie tue das bloß aus Pflichtgefühl, um den Mannschaften, die aus der ganzen Monarchie zusammenkamen, sich und eine gewisse Teilnahme zu zeigen. Wie groß war daher mein Erstaunen, als ich eines Abends die eingegangenen Dispositionen der Königin vorlesen mußte. Sie hatte einen Plan vor sich, verfolgte alles auf das genaueste, unterbrach mich zuweilen durch sehr sachgemäße Fragen, auch kamen kritische, recht unverblümte Bemerkungen vor, z. B.: „Wie einfältig, den linken Flügel anzugreifen, hier ist ja der rechte Flügel durch die Natur vorgezeichnet.“ Bei allen solchen Bemerkungen traf sie immer den Nagel auf den Kopf. Ich glaube, sie wäre ein vortrefflicher Feldherr gewesen, wenn sie nicht die natürliche Weichheit des Gemüts von einer echten deutschen Frau gehabt hätte.

Die Hubertusjagd. Nach den Manövern kehrte der König nach Sanssouci zurück. Der Oktober verlief ohne bemerkenswertes Ereignis.

Ich machte während des Monats Oktober in meiner dienstfreien Zeit die Generalstabsreise unter Leitung des Generals v. Reyher mit, jenes hochverdienten Generals, dessen Andenken durch die Lebensbeschreibung verewigt ist, die der General v. Ollech über ihn im „Militär-Wochenblatt“ veröffentlichte. Es war die letzte Reise dieser Art, die Reyher leitete. Er war schon körperlich wie geistig im Abnehmen. Dennoch konnte man noch viel von ihm lernen. Wenn er auch nicht so genial war, wie sein Nachfolger, der große Stratege Moltke, so wirkte

er doch desto mehr auf Erziehung technisch gebildeter Generalstabsoffiziere für die Divisionen und Korps. Man wußte nicht, was man mehr an ihm bewundern sollte, das Schlagende seines lakonischen Urteils, seine Liebenswürdigkeit bei der Kritik, oder seine kameradschaftliche Gemütlichkeit, wenn der Dienst beendet war.

Im Anfang November fand die Hubertusjagd im Grunewald statt (dritten November). Es war dies die letzte Parforcejagd, die der hohe Herr mitreiten sollte.

Er fuhr früh nach Schloß Grunewald und erledigte dort die Regierungsgeschäfte. Dann kleidete er sich in sein Jagdkostüm und erschien, mit dem Hubertusstern geschmückt, als die Jagdgesellschaft zum Aufbruch bereit war. Eine endlose Menge von berittenen Zuschauern vermehrt bekanntlich am Hubertustage die Zahl der willenlos fortgeführten Reiter. — Zunächst begab man sich mit Hörnerschall nach dem Saugarten, und der Keiler wurde freigelassen. General v. Alvensleben (seit dem fünfzehnten Oktober General) hatte es als Oberstallmeister übernommen, den König zu führen; mir lag die Pflicht ob, dicht an seiner Seite zu reiten. Das Schwein machte einen großen Bogen und kam nicht weit von der Stelle vorbei, wo es freigelassen war. Alvensleben hatte also die Idee, den König auf die Sehne des Bogens zu führen, sobald angelegt war.

Der König begann in einem Tempo, das so langsam war, daß wir die kurze Strecke in derselben Zeit zurücklegten, wie die Jagdgesellschaft den Bogen auf der Fährte, die, also von rechts her auf uns losstürmend, den König in Gefahr brachte, umgeritten zu werden. Der kurzsichtige König wußte nun nicht, wem er folgen sollte, denn alles hatte rote Röcke. Er parierte und ward ungeduldig. Als der Strom der durchgehenden und jagenden Reiter endlich an uns vorbei war, suchte Alvensleben eine andere Richtung einzuschlagen. Wir gerieten auf eine umgeackerte Waldblöße, auf der nur Schritt geritten werden konnte, und bald hielten wir ratlos vor einem Dickicht, denn kein Laut, kein Lärm, kein Ruf verriet mehr, in welcher Richtung die Jagd sich fortbewegt habe.

Plötzlich entstand in dem Dickicht ein gewaltiger Lärm, bald stürzte aus demselben der Keiler heraus, die Hunde heulend und knurrend dicht hinterdrein. In unmittelbarer Nähe des Königlichen Pferdes fand der Kampf statt, der der Parforcejagd ein Ende machte. Der König war somit der erste beim Halali gewesen und über dieses Endresultat hocherfreut. Er äußerte sich sehr besorgt um den Prinzen von Preußen, der sich verritten hatte und eine halbe Stunde gesucht werden mußte. Als auch dieser sich ohne Unfall einfand, hing der König ab, teilte die Brüche aus und ritt in heiterster Laune nach dem Schloß Grunewald zum Jagddiner.

Beim Diner las Schneider sein Protokoll vor. Es war dies das Diner, bei dem er sich in seinen Memoiren über eine Intrige beschwert, die dagegen gesponnen sei, daß er vorlesen solle. Aber der gute Schneider überschätzt sich dabei sehr. Gegen ihn verschwor sich niemand. Die Sache hing harmloser zusammen. Der Protektor der Jagd, Prinz Carl von Preußen, bestimmte nach jeder Jagd gewöhnlich den, der beim nächsten Diner das Protokoll vorlesen sollte. Nun war die Jagd vor der Hubertusjagd der Witterung wegen ausgefallen und das Protokoll der vorangegangenen Jagd noch nicht vorgelesen. Der Verfasser, einer der Herren der Jagdgesellschaft, hatte sein Protokoll also mitgebracht, und die Königlichen Prinzen, wie die ganze Jagdgesellschaft wünschten nicht, daß er verletzt werde, indem er mit dem ungelesenen Protokoll wieder abziehe. Der König hatte aber Schneider behufs humoristischen Protokollvorlesens nach dem Grunewald befohlen und wollte diesen nicht abweisen, also entschied er für Schneider, und zwei Protokolle wollte er nicht hören.

Nach dem Diner wurde nach Sanssouci zurückgefahren.

Kleinigkeiten. Der König ging in ziemlich guter Gesundheit in den Winter hinein. Er war heiter und geistreich. Man gab sich der Hoffnung hin, er sei in Marienbad ganz hergestellt.

Sein Humor war oft sprudelnd. „Mag wohl sind!", sagte er gewöhnlich bei einer Meldung, die ihm behagte. Es kam aber auch vor, daß er sagte: „Wenn's man wahr ist!", und den, der ihn und seine Gewohnheit nicht kannte, dadurch in Verlegenheit setzte, denn man konnte glauben, der König wolle damit Zweifel aussprechen. Wenn dann jemand erschrak, lachte der König.

„Ist wohl gar nicht möglich!", „Was Sie sagen!", „Ist ja ganz unglaublich!", sind Redensarten, die er gern jemandem machte, der sich befördert meldete. Wer das nicht wußte, erschrak und glaubte, die Beförderung beruhe auf einem Mißverständnisse und erschrak zum Ergötzen des Königs.

Eine Gesellschaft veranstaltete einst eine ernste Musikaufführung von Dilettanten in der Friedenskirche zu milden Zwecken gegen Eintrittsgeld. Die Majestäten besuchten die Aufführung und spendeten beim Ausgang viel Gold in die Hüte der einsammelnden Komiteemitglieder. Als die Königin darunter den Gartendirektor Lenné erkannte, fragte sie, da sie für den Zweck warmen Anteil nahm: „Nehmen Sie viel ein?" — „Jetzt nur Bitterwasser, Euer Majestät", antwortete mit einem kläglichen Gesicht der stets mit seiner Gesundheit beschäftigte Hypochonder. Der König aber wollte sich ausschütten vor Lachen.

---

4. 1857. Bis zur schweren Erkrankung des Königs.

Die Wintermonate.

Der Konflikt mit der Schweiz. Das Neujahr 1857 begann wieder mit einer Verfinsterung des politischen Horizonts. Eine royalistische Erhebung in Neufchâtel und deren Verfolgung durch die Schweizer Behörden machte es dringend nötig, daß die Neufchâteler Frage auch staatsrechtlich erledigt werde. Seit 1707 waren die Könige von Preußen erbliche Fürsten von Neufchâtel. Beim Frieden von 1815 hatte Friedrich Wilhelm III. darauf bestanden, daß dies Fürstentum zugleich einen Kanton der Schweizer Republik bilden sollte. Die Stellung eines Fürstentums innerhalb einer Republik mußte über kurz oder lang zu Konflikten führen. Als daher 1847 die Schweiz ihre Verfassung derart änderte, daß der Staatenbund in einen Bundesstaat verwandelt ward, waren Konflikte unausbleiblich, und das Jahr 1848 mit seinen revolutionären Bewegungen hob auch in Neufchâtel die Autorität des Fürsten tatsächlich auf und setzte eine republikanische Regierung an deren Stelle. Die Anhänger des Fürsten aber versuchten jetzt die Wiederherstellung seiner Gewalt, und ihr Versuch mißglückte.*)

Der König, der sich 1848 damit begnügt hatte, gegen die ihm widerfahrene Rechtswidrigkeit zu protestieren, mußte jetzt auch dies verhängnisvolle Erbe der Politik seines Vaters antreten, denn er konnte unmöglich diejenigen im Stiche lassen, die in ihrer Treue gegen ihn Blut und Leben gewagt hatten, wenn er sie auch vorher hatte warnen lassen und von allen Unternehmungen abgeraten hatte. Die diplomatischen Beziehungen zur Schweiz spitzten sich zu, und die Vorbereitungen zu einem Kriege in den Alpen begannen. Eingedenk der üblen Erfahrungen von 1850, wo

*) Das Jahr 1848 hatte in Neuenburg alle Standesunterschiede beseitigt, aus allgemeinem Stimmrecht hervorgehende Munizipalitäten eingeführt und jedem Schweizer nach zweijährigem Aufenthalt das Bürgerrecht verliehen, so daß bis 1856 fast die Hälfte der Bevölkerung aus Neuzugezogenen bestand. Das Londoner Protokoll hatte zwar die Rechte des Königs anerkannt und dadurch die Hoffnungen der Edelleute und königlich Gesinnten in der Schweiz gehoben, aber auf dem Pariser Kongreß 1856 waren die Erinnerungen Preußens an Neuenburg völlig übergangen, so daß jene nun nach alter Schweizer Art sich selbst zu helfen entschlossen waren. Bei ihren vertraulichen Anfragen in Berlin riet der Minister Manteuffel ab, trotzdem versuchten sie am 3. September unter Führung des Grafen Pourtalès die Wiedereinsetzung der königlichen Gewalt. Die nicht genügend vorbereitete Bewegung wurde schon am 4. September durch die Republikaner mit eidgenössischem Militär erstickt, und 66 Gefangene wurden des Hochverrates angeklagt.

man kriegerische Tätigkeiten mit den Truppen auf Friedensfuß begonnen und die ganze Armee durcheinander gewürfelt hatte, aber doch in der Absicht, die Lasten der Mobilmachung gleichmäßig auf das Land zu verteilen, ward in jedem Armeekorps eine Division mobil gemacht. Man erreichte den Zweck damit nicht, denn die Kreise, in denen die betreffenden Divisionen rekrutierten, wurden doch ganz betroffen, während die Nachbarkreise unberührt blieben. Niemals hat sich die Unzulänglichkeit der damaligen Heeresorganisation deutlicher erwiesen, als zurzeit der Neuenburger Verwicklung. Wie die Armee nach der Schweiz kommen sollte, wenn Baden den Durchmarsch verweigerte, war noch unklar. Um so klarer ward die Ohnmacht Preußens, das zusehen sollte, wie seine Rechte von der Schweiz mit Füßen getreten wurden, wenn Baden einen Durchmarsch nicht gestattete.*)

Unterdessen wurde mobil gemacht, und es sollte auch Gebirgsartillerie geschaffen werden. In Schnee und Eis wohnte ich als stummes Mitglied der Artillerie-Prüfungs-Kommission auf dem Schießplatze den Versuchen mit Gebirgsraketen bei, welche der Oberst Busch soweit vervollkommnet hatte, daß sie zuweilen bis zu 2000 Schritt rechts und links am Ziel vorbeigingen.

Mittlerweile bot sich Louis Napoleon als Vermittler an. Er kaufte dem Könige die Rechte als Fürst von Neufchâtel für drei Millionen ab und schenkte sie der Schweiz, die eine allgemeine Amnestie für die royalistischen Kundgebungen zusicherte, während der König die erhaltenen drei Millionen nach Neufchâtel sandte, um die durch die politische Umänderung Geschädigten zu entschädigen.*)

---

*) Die Vorgänge in Neuenburg hatten den König aufs tiefste erschüttert. Er hielt sich mit seiner Ehre für verpflichtet, den Männern, welche mit ihrem Leben für Wahrung seiner Rechte eingetreten waren, Rettung und Befreiung zu verschaffen, und verlangte bedingungslose Freigabe von der Schweiz, die dies rundweg ablehnte. Ein Appell an den Bundestag erwies sich als vergeblich, ebenso zunächst eine Unterstützung Frankreichs. Die Verhandlungen dauerten den ganzen Winter hindurch, und erst im Januar gab die Schweiz dem scharfen Drängen Napoleons nach, und es trat Anfang März eine Konferenz in Paris zusammen.

**) Diese Angaben sind nicht ganz zutreffend. Die Verhandlungen der Pariser Konferenz zogen sich wieder sehr in die Länge. Der König verlangte völlige Amnestie für die am Septemberereignis Beteiligten, Fortführung des Titels eines Fürsten von Neuenburg und Grafen von Valengin sowie Zahlung von 2 Millionen Franken als Kapital entsprechend der früheren Neuenburger Zivilliste, Entschädigung der durch das Septemberereignis entstandenen Kosten und Herausgabe der 1848 säkularisierten Kirchengüter, Berufung einer konstituierenden Versammlung in Neuenburg aus den Alteingesessenen. Erst am 20. April kam ein Protokoll zustande, in dem die letzten beiden Forderungen gestrichen waren, alles Übrige im wesentlichen zugestanden wurde, das die Schweiz am 28. April annahm; der König erklärte sich erst nach langen inneren Kämpfen

Auch aus dem dritten Widerspruch, den er von der Politik seines Vaters geerbt hatte, ging Friedrich Wilhelm IV. glanzlos hervor. Wie 1848, infolge der Aufrechterhaltung einer autokratischen Monarchie mit versprochenen und nie gewährten Reichsständen, wie 1850 infolge der angestrebten, mit dem Zollverein begonnenen preußisch-deutschen Politik unter Fortsetzung der Anerkennung der Oberhoheit Österreichs, brachte uns auch 1857 die Neuschâteler Frage einen ruhmlosen, wenn auch nicht so kläglichen Ausgang aus dem Wirrsal, in das ein Fürstentum geraten mußte, das einen Teil einer Republik ausmachte. Der König hätte alle diese drei Fragen, welche seine Regierung in den Schatten stellten, glänzender lösen können. Mit dem Schwert in der Hand hatte er die Macht dazu. Dann aber mußte er offen aussprechen, daß er die Versprechungen seines Vaters nicht halten, daß er anerkannte Rechte verletzen wollte. Dazu war er von zu tiefem Rechtsgefühl beseelt. Er bezahlte die rechtschaffene Lösung aller dieser Fragen mit seinem weltgeschichtlichen Ruhme. Ihn selbst aber befiel eine Art von Schwermut und Müdigkeit, die sich besonders nach Beendigung des Schweizer Konflikts im Frühjahr 1857 bemerklich machte.

Schießjagden. Im Winter hatten unterdessen die Reitjagden den Schießjagden Platz gemacht. Alle Dienstage und Freitage fand eine Schießjagd statt. Der König wohnte ihnen allen tätig bei. Am meisten unterhielt er sich beim Kesseltreiben auf freiem Felde, wo er viel gehen und sehen konnte. Er war im Grunde nichts weniger als ein Jäger. Trotz seiner großen Brille sah er nicht weit genug. Auf einsamem Stande stundenlang einem Wilde aufzulauern, das widerstrebte einem so lebhaften Geiste. Bei Waldtreiben kam es vor, daß er in einem Buche las. Der Jäger sollte ihn aufmerksam machen. Wenn dieser dann sagte: „Majestät, ein Fuchs!", und der König fragte: „Wo?", dann war Reineke längst verschwunden, ehe der König ihn sah.

Aber freie Feldkesseltreiben auf dem Schnee, wo man immerzu promeniert und auf der weißen Fläche die Hasen weit laufen sehen konnte, das war des Königs größte Freude. Dabei war er frei von allem Jagdneid. Er schoß schlecht und auf jede Kreatur, gleichviel, wie weit sie war. Aber er war nie unzufrieden, wenn er nicht zu Schuß kam. Wenn es nur sonst tüchtig knallte und die ganze Gesellschaft sich gut unterhielt und heiter war, dann war auch er vergnügt. Einmal fragte er den Fürsten Boguslaw Radziwill, wieviel Hasen er in dem Treiben ge-

am 10. Mai bereit, indem er das Geld überhaupt ablehnte. Der Stachel war in ihm verblieben, daß die Revolution einen neuen Sieg unter der Billigung Europas errungen habe.

schossen. Derselbe hatte siebenundvierzig, „und Euer Majestät?" fragte der Fürst. „Man hat mir vorgelogen", sagte der König, „ich hätte fünf getroffen, aber ich glaube, sie befinden sich alle fünf sehr wohl; ich glaube, ich habe immerzu vorbei geschossen."

Die Jagden waren damals nicht in der glänzenden Verfassung, in der sie jetzt bei Hofe abgehalten werden. Wo man jetzt im Grunewald drei- bis vierhundert Stück Damwild an einem Tage schießt, kamen damals vierzehn bis fünfzehn Stück zur Strecke, und es war ebensoviel Wild vorhanden, wie jetzt. Zu Hunderten konnte man das Wild ziehen sehen, aber es gelang nicht, dasselbe zu Schuß zu bringen. Der gute, alte Oberjägermeister Graf Asseburg verstand es nicht und lachte nur, wenn der alte Wrangel schrie: „Schlappes Wetter, schlappe Jägerei, schlappe Jagd!" Bei solchen Gelegenheiten legte der alte Wrangel seinen Worten gar keinen Zügel an, besonders nach dem Frühstück. „Haben Sie den Hasen geschossen, Exzellenz Manteuffel?", hörte ich ihn einmal fragen. „Nicht? Na, das konnte ich mir denken, denn, meine Herren, der Ministerpräsident schießt ausgezeichnet, aber er trifft nie was!"

Damals wurden aber auch die Jagdgäste bei Hofe nur nach Rang und Würden eingeladen, aber ohne Rücksicht darauf, ob sie Jäger waren oder nicht. Da gab es viele, welche glaubten, auf solche Königliche Einladung nicht absagen zu dürfen, die aber dann ächzten und stöhnten und sich und den Nachbarschützen das Wild verjagten. Solche Jagdgäste aber unterhielten den König am meisten, denn er hatte dann viel Gelegenheit zum Lachen. Er betrachtete überhaupt die Jagd nur als eine Gelegenheit, sich im Winter die für die Gesundheit nötige körperliche Bewegung in lustiger Gesellschaft zu machen und sich von den Staatsgeschäften auszuruhen. Waidmännische Gesichtspunkte waren ihm ganz unbekannt. Es war also nicht zu verwundern, daß das Waidmännische im Hofjagdamte fast unterging.

Der König konnte auch recht unvorsichtig schießen. Wenn ihn der Jäger auf einen Hasen aufmerksam machte, schoß er drauf, ohne Rücksicht darauf, ob Treiber dahinter in der Schußlinie waren, denn er sah sie nicht. Ich konnte damals selbst noch nicht wieder schießen wegen meines vor sechs Jahren durch einen Sturz geschädigten Kopfes, daher ging ich, wenn mein Dienst mich zwang, der Jagd beizuwohnen, in der Nähe des Königs bei den Treibern. Ich fand mehrmals Veranlassung, ihm zuzurufen, er möchte nicht schießen. Es kam dann vor, daß er, wenn er im Jagdeifer doch abgeschossen hatte, rief: „Hab ich jemand getroffen?"

Die Jagden mögen nun waidgerecht abgehalten sein oder nicht, sie mögen große oder kleine Ergebnisse geliefert haben, gleichviel, der König stärkte dabei seine Gesundheit durch Bewegung in der frischen Winterluft,

seinen Geist durch Erheiterung, aber unmittelbar nachher warteten seiner die Regierungsgeschäfte. Der Jagd folgte das Jagddiner unmittelbar, im Jagdanzuge. Wenn die Gäste fort waren und sich von der Anstrengung des Tages ausruhten, dann nahm der König abends die Vorträge entgegen, die am Morgen der Jagd wegen ausgefallen waren. Ich habe es erlebt, daß er den Vortrag des Ministerpräsidenten im Jagdrock annahm, weil er sich keine Zeit genommen hatte, sich umzukleiden.

Der Winter verging mit Jagden, dann mit den geselligen Lasten, Bällen usw., unter denen die Subskriptionsbälle im Opernhaus, die damals neu waren, großen Beifall fanden. Solch ein Wintergesellschaftstreiben kann jemanden allein vollständig beschäftigen, wenn man sich ihm ganz hingibt. Aber mir genügte die glänzende Oberfläche nicht, und ich war froh, daß ich wenigstens noch eine ernste, dauernde Beschäftigung für die dienstfreie Zeit hatte.

Artillerie-Prüfungs-Kommission. Gleich als ich Flügeladjutant geworden war, hatte mich der General v. Hahn aufgefordert, mich in artilleristischen Dingen dadurch auf dem laufenden zu erhalten, daß ich den Sitzungen der Artillerie-Prüfungs-Kommission beiwohnte. Ich ging bereitwillig darauf ein, und es erfolgte eine Kabinetts-Ordre des Königs, welche dies bestimmte. So fand ich mich also in den wohlbekannten Räumen der „Büchsenmacherei" wieder jeden Mittwoch früh neun Uhr ein und wohnte den heftigen Wortgefechten der artilleristischen streitenden Gelehrsamkeit zuweilen bis nachmittags vier oder fünf Uhr bei. Aber diese Kommission hatte doch ein ganz anderes Gesicht, als sieben Jahre früher.

Der kluge und energische General Enke wußte die Arbeiten derart zu fördern, die Verhandlungen derart zu leiten, daß ersprießliche Resultate zutage kamen, und wenn auch zuweilen die alten Kampfhähne auf dieser Bühne von neuem zu fechten begannen, so hielt sie doch der General, und wenn es nicht anders ging, durch klassische Grobheit, bei der Stange und sorgte dafür, daß etwas geschaffen wurde.

Jetzt waren die Versuche mit den gezogenen Geschützen im vollen Gange. Sie versprachen die glänzenden Resultate, die sie auch später wirklich aufwiesen, und General Enke hat dabei das Hauptverdienst, denn ohne seine treibende Energie, ohne seinen Scharfblick, mit der er Nützliches und Wichtiges von Nebensächlichem schied, das Wichtige stets berücksichtigend, das Unwichtige verwerfend und sich nicht damit aufhaltend, wären die gelehrten Mathematiker heute noch nicht über die wissenschaftliche Vorfrage hinausgekommen. Allerdings war er dabei oft sehr derb. Die Mitglieder der Kommission fürchteten sich ebenso sehr vor

seiner Grobheit wie vor seinem Verstande. Eines Tages fragte er ein Mitglied: „Wie steht's mit Ihrem Versuche, Major A.?" — „Ich habe ihn im Auge", sagte der träge Herr. — „Na", sagte Enke, „wenn Sie nur keine Augenschmerzen davon bekommen!" „Und Sie, Hauptmann B., wie weit sind Sie?" — „Ich muß auf den Versuch des Majors A. warten, mit dem ich Hand in Hand gehe." — „Aha", sagte Enke, „das ist der Hans, der dem Peter hilft." Nichts war ihm mehr zuwider, als Trägheit. Beide Herren verschwanden bald aus der Kommission.

Enke war ein Mann von gesundem Sinn, scharfem Verstand, viel Kenntnis und bedeutender Tatkraft. Er war, was man so nennt, vorurteilsfrei in solchem Maße, daß er in den entgegengesetzten Fehler verfallen konnte. Einer bürgerlichen Familie entsprossen, im Hamburger Kontingent als Soldat eingetreten, stellte er das bürgerliche Element über alles. Gegen Adlige hatte er solange Verdacht, bis er sich bei dem einzelnen von dem Ungrunde des Verdachts überzeugte. Dann verzieh er ihm den Adel. Mir brachte er lange Zeit nichts als Mißfallen entgegen. Als ich jetzt die Erlaubnis erhielt, den Sitzungen der Prüfungs-Kommission beizuwohnen, war ihm der Prinz und der Flügeladjutant in mir gleich zuwider. Er war ehrlich und zeigte es mir stets. Da ich aber die Sache über die Person stellte und sein Schoßkind, die gezogenen Geschütze, auch durch persönlichen Einfluß förderte, verzieh er mir, woran ich keine Schuld hatte.

Es war nämlich damals, wie ich schon einmal angedeutet, die Zeit der absonderlichen Erfindungen. General v. Willisen ließ durch den Erfinder der Zündnadelgewehre kleine Infanteriekanonen erfinden, auf zwei Rädern laufend, von Menschen gezogen, welche alle kostbare Artillerie unnütz machen sollten. Der König ging auf Willisens Ideen ein und ließ die Amusetten zur Probe einführen, welche vom Leutnantswitz „Amusements" genannt wurden von den unglücklichen Grenadieren aber, die sie durch den Sand schleppen mußten, „Hundekanonen".

Den Vorstellungen dieser „Amusements" gegenüber mußte die Artillerie ein in die Augen fallendes anderes Resultat vorzeigen können, sonst allerdings konnte ihre Existenz mit den alten glatten Kanonen neben dem Zündnadelgewehr auf die Dauer nicht mehr haltbar sein. Nun ward ich der Vermittler, den König in Kenntnis von den Fortschritten der gezogenen Geschütze zu erhalten. Dadurch ward ich dem General Enke wertvoll. Und er brauchte in der Tat solch einen Menschen, denn der General v. Hahn war ein Feind der gezogenen Geschütze. Es ist vielleicht dieser Widerspruch der Spitze gegen die Fortschritte der eigenen Waffe einzig in der Weltgeschichte. Dieser Generalinspekteur der Artillerie ging in der Abneigung gegen die gezogenen Geschütze so weit, daß ihn eine persönliche

Wut gegen jedes gezogene Geschütz erfaßte, und er sogar später, 1865, als er starb, bestimmte, er wolle nicht, daß gezogene Geschütze die Salutschüsse über seinem Grabe tun sollten.

Der König war bereits geneigt, den Erfindungen Willisens durch organische Einführung dauernde Folge zu geben, als ich ihm die Resultate der Versuche mit gezogenen Geschützen mitteilte. Meine Schießlisten und Berichte schienen ihm so unglaublich, daß er sagte, wenn solche Geschütze eingeführt würden, ginge er in keinen Krieg mit. Vorläufig verschob er die Einführung der Willisenschen Vorschläge und wollte die Vorführungen mit den gezogenen Geschützen abwarten, die für den Herbst 1857 in Aussicht genommen waren. Bis dahin will ich auch vorläufig die gezogenen Geschütze verlassen.

Als ich ihm über dieses Thema mehrfach gesprochen hatte, während ich ihn auf den Spaziergängen begleitete, überraschte er mich wiederholt mit seiner genauen Kenntnis auch von den Einzelheiten der Artillerie. Er hatte die Idee, behufs Einführung billigerer gezogener Geschütze die gußeisernen Kanonenrohre auf galvanischem Wege mit einer bronzenen Hülle zu umgeben und so die Härte des Eisens mit der Zähigkeit der Bronze zu vereinigen, und ich war erstaunt zu hören, daß der König in genauster Kenntnis der kleinsten Einzelheiten der in dieser Richtung 1845 und 1846 angestellten Versuche war. Er wünschte, ich sollte diese Versuche an der Spitze einer außerordentlichen Kommission wieder aufnehmen.

Der König hatte ein unglückliches Mißtrauen gegen seine regelmäßigen Organe und eine ebenso unglückliche Vorliebe für besondere Kommissionen. Solche gehen aber immer mit einem Vorurteil für den Gegenstand ans Werk, den sie unparteiisch prüfen sollen, denn sie töten sich nicht gern selbst, also liefern sie gern gefärbte statt unparteiischer Berichte. Auch werden ihnen von den regelmäßigen Organen nicht bereitwillig alle Vorgänge zur Kenntnis gegeben. Mangelhaft unterrichtet, bringen sie also Mangelhaftes hervor. Das sagte ich dem Könige und bat ihn, die artilleristischen Dinge lediglich von der Artillerie-Prüfungs-Kommission bearbeiten zu lassen, welche im Besitze der Erfahrungen von einem Jahrhundert, viel sicherer vorgehe. Der König hörte meinen Angriff auf die Spezialkommissionen sehr ruhig an und nahm mir meinen Freimut nicht übel, während er sonst den vielen Anfeindungen, die Willisen erfahren, ernsten Zorn entgegengesetzt hatte.

Mir ist da die Geschichte jenes Schahs von Persien eingefallen. Er hatte einen Traum, und ein Traumdeuter rief: „Wehe Dir, alle Deine Verwandten werden vor Dir sterben!" Er ließ ihn hinrichten. Der andere Traumdeuter rief: „Heil Dir, Du wirst lange glücklich leben,

länger als alle Deine Verwandten!", und er überhäufte ihn mit Geschenken.

Die Könige können die Wahrheit sehr gut vertragen. Es kommt nur auf die Form an, wie man sie ihnen sagt. Daß man aber dabei die dem Staatsoberhaupte schuldige Ehrfurcht nicht aus den Augen setzt, können und müssen sie verlangen. Die Monarchen, mit denen ich zu verkehren das Glück hatte, waren sogar auch in diesem Punkte nachsichtig.

Nervöse Reizbarkeit des Königs. Nachdem im Winter die Jagden vorüber waren und die Schweizer Angelegenheit ihren Abschluß erreicht hatte, nahm die Lebhaftigkeit und Nervosität des Königs immer mehr zu. Insbesondere konnte er es gar nicht vertragen, wenn er durch irgend etwas in der laufenden Arbeit gestört wurde. Solche Störungen von ihm fern zu halten, war ja die Pflicht des Flügeladjutanten vom Dienst. Aber es gab Meldungen, mit denen man, nach den eigenen Befehlen des Königs, den Vortrag und die Arbeit unterbrechen mußte. Bei solchen Unterbrechungen zeigte sich seine Nervosität dadurch, daß er zunächst in Erregung geriet, aber nicht über den Adjutanten, der ihn störte, sondern über den, der angemeldet wurde. Sowie dieser Sturm vorüber war, befahl er, den Betreffenden hereinzuführen und war dann gegen denselben von der ausgesuchtesten Liebenswürdigkeit.

Nun hatte der König allen Mitgliedern der Königlichen Familie das Recht gegeben, sich jede Stunde des Tages bei ihm melden zu lassen. Machte einer der Königlichen Prinzen von diesem Recht außer der Meldungsstunde (die um elf Uhr war) Gebrauch, dann erfolgte Störung der Arbeit, Aufregung und dann liebenswürdiger Empfang. Ich hatte den König wiederholt gebeten, den Königlichen Prinzen gelegentlich der Familientafel einmal ans Herz zu legen, daß sie ihre Meldungen so einrichten möchten, wie die allgemeinen Meldungen, damit der König nicht in seinen Staatsgeschäften gestört werde. Aber der König wollte ihnen das Vorrecht nicht entziehen, das er ihnen einmal gegeben, en famille kommen zu dürfen und wollte kein Zeichen des herannahenden Alters von sich geben, obgleich er doch schon über 60 Jahre alt war. So blieb es bei wiederholten Aufregungen, welche seiner Gesundheit nicht zuträglich waren.

Graf Arnims Abschied. Bei Beginn des Frühjahres kam mein früherer Chef, Graf Arnim, aus Wien nach Berlin. Der König schätzte ihn sehr hoch und befahl ihn abends nach Charlottenburg im kleinen Kreise zum Tee. Dabei entwickelte ihm der König ausführlich seine Meinung über die politische Lage. Den folgenden Morgen bat Arnim um seinen Abschied. Ich besuchte ihn gerade, als er das Abschiedsgesuch

geschrieben hatte. Er setzte mir mit der größten Ruhe und Objektivität auseinander, daß er gestern gar nichts von dem verstanden, was der König ihm gesagt. Daraus habe er entnommen, daß seine Harthörigkeit einen Grad erreicht, welche ihn zum Diplomaten unfähig mache. Es sei seine Pflicht, aus dem Dienst zu scheiden, in dem er nichts mehr nutzen könne. Ich war sehr betrübt, denn ich hatte ihn sehr lieb gewonnen. Mich wunderte die Ruhe, mit der er sich in sein Schicksal fand. Der Entschluß schien ihm gar keine Überwindung gekostet zu haben. Ich hatte mich in dem alten Aristokraten und Diplomaten getäuscht, der sich Zeit seines Lebens daran gewöhnt hatte, seine Gefühle und innersten Gedanken zu beherrschen. Den nächsten Morgen kam sein Kammerdiener zu mir mit der verzweifelten Nachricht, daß seinen Herrn der Schlag gerührt habe. So sehr hatte ihn sein Entschluß erregt! Zwar hat sich Arnim noch wieder erholt. Eine leichte Lähmung der Zunge blieb zurück. Er zog nach Berlin. Ein und ein halbes Jahr später machte ein zweiter Schlaganfall seinem Leben ein Ende.

Der Magnetiseur Zinke. Ich bin gezwungen, jetzt wieder einmal von meiner Gesundheit zu sprechen, weil sich daran eine merkwürdige Erfahrung reiht, deren wissenschaftliche Ergründung noch fehlt. Mein Husten hatte sich zwar im Laufe des Jahres 1856 ohne besondere Kuren verloren, und meine Lunge schien ausgeheilt. Aber mein Kopfschmerz, den ich seit dem Sturz vom Jahre 1850 chronisch behalten hatte, nahm jetzt periodisch derart zu, daß ich fast täglich einmal die Besinnung halb oder ganz verlor. Alle Allopathen, die ich konsultierte, zuckten mit den Achseln, oder sie schrieben Rezepte, deren Gebrauch nichts half. Als der Schmerz immer peinigender und die Besinnungslosigkeiten immer bedrohlicher wurden, gab ich den Vorstellungen meines Freundes Gräbenitz nach und befragte den Magnetiseur Zinke, welcher auch Gräbenitz geheilt hatte, nachdem derselbe infolge eines Sturzes so an Kopfschmerzen gelitten, daß er für die Fortdauer seiner Geistesfunktionen zu fürchten hatte.

Dieser Zinke war ein roher Steinmetzgeselle, ohne alle Bildung. In seinem Berufe hatte er bemerkt, daß, wenn andere sich verletzt hatten und er sie anfaßte, die Wunde zu bluten aufhörte. Er wurde dann bei den Gardes du Corps als Soldat eingestellt, denn er hatte eine ungewöhnlich kräftige Statur. Da kam es vor, daß ein Pferd eine tiefe Fleischwunde hatte und Zinke es zufällig anfassen mußte. Das Blut war dadurch sofort gestillt. Seitdem wurde er unter seinen Kameraden immer gerufen, die Hand aufzulegen, wenn irgend jemand blutete.

Nach seiner Entlassung betrieb er derartiges Heilverfahren weiter, wobei er natürlich durch das Bewußtsein seiner Kraft und durch lächer-

liche abergläubische Anforderung der Kranken auch zu viel Marktschreierei verleitet wurde. Sind doch auch wenige der gebildetsten Ärzte ganz frei davon. Das Publikum verlangt es. **Mundus vult decipi!**

Als seine Kuren, die er zunächst in den untersten Schichten der Bevölkerung trieb, anfingen, Aufsehen zu erregen, mischte sich die Polizei hinein und verbot dem „Wunderdoktor" das Handwerk. Er ließ es aber nicht und wurde endlich wegen unbefugten, gewerbsmäßigen Betreibens der ärztlichen Praxis vor Gericht gestellt. Die Verhandlung machte großes Aufsehen. Er erklärte dem Gerichtshof einfach, so lange er die Kraft in sich fühle, anderen zu helfen, werde er es tun. Wenn man ihn bestrafe, so werde er Strafe leiden aber nachher doch wieder seinen Mitmenschen helfen. Das Gericht fand bedeutende Milderungsgründe. Er hatte wohl Bezahlung angenommen, aber nie verlangt. Mittellose hatte er stets umsonst behandelt, ja sogar zuweilen erkannt, daß ihnen nichts fehle, als ein Scheffel Kartoffeln, den er ihnen dann schenkte. So eine Behandlung hatte nie geschadet, aber in den meisten Fällen geholfen, zuweilen den Kranken vollkommen hergestellt. Das Gericht mußte auf Strafe erkennen, bat aber beim König um vollkommene Begnadigung. Die Sache ward gründlich erwogen und nachdem auch medizinische Gutachten abgegeben waren, entschied der König, daß Zinke nicht nur vollständig begnadigt werden solle, sondern auch, daß ihm weitere Praxis zu gestatten sei, solange er durch dieselbe keinen Schaden anrichte, zu welchem Zwecke er sich einer Überwachung durch die Polizei unterziehen mußte. Seitdem betrieb er sein Geschäft offen und fing an, in seinen äußeren Verhältnissen vorwärts zu kommen.

Als ich ihn kennen lernte, wohnte er in der entlegenen Holzmarktstraße im ersten Stock. Sein Vorzimmer war immer von einer Menge Leidender belagert, wovon die meisten in Lumpen gehüllt waren. Für anständig Gekleidete hatte er ein besonderes Wartezimmer. Er war noch sehr einfach eingerichtet und sehnte sich, wie er in seiner Unwissenheit sagte, nach soviel Geld, um sich eine „Scheeselahn" (statt **Chaise-longue**) zu kaufen. Später kaufte er sich Häuser.

Bei meinem Eintreten hatte ich die Empfindung, es mit einem Schwindler zu tun zu haben. Indessen dachte ich, könne mir ein Versuch bei nüchterner Beobachtung nicht schaden. Der vierschrötige, große Mann hatte viel Widerliches. Er war an seinem Körper äußerst unreinlich und roch nach genossenem Branntwein, Bier und Wein. Er meinte, geistige Getränke seien ihm nötig, weil er durch das Magnetisieren seine Kräfte stark in Anspruch nehme. Ich ward in sein Kabinett gebeten, um untersucht zu werden. Als ich ihm meine Leiden klagen wollte, sagte er sehr bestimmt, was mir fehle, werde er mir sagen, nicht ich ihm. Darauf

mußte ich den Oberkörper entkleiden und mich ihm gegenüberstellen. Er strich mir mit seinen dicken, schmutzigen Fingern wiederholt vom Kopf über die Augen, dann Schultern und Arme herunter, und nachdem er dies etwa zehn Minuten lang getan, faßte er mich fest an beide Handgelenke und stierte mir in beide Augen.

„Allzu kräftig sind Sie nicht!", sagte er, während ich fühlte, daß eine gewisse Mattigkeit in meine Glieder kam. Mit einem Male fühlte ich ein krampfhaftes Zucken im Kopf. „Oho!", sagte er, „was ist denn in dem Kopf? Na, der ist gut zugerichtet. Was ist denn da geschehen? Sturz, oder Hieb, oder Wunde? Na, das ist zu kurieren." Dabei sah er mir nur stier in die Augen. Bald fühlte ich Erleichterung im Kopf, dann hob sich meine Lunge unwillkürlich. „Auch mal an der Lunge gelitten! Auskuriert, aber noch in acht nehmen!"

So erzählte er mir schließlich alles, woran ich je gelitten, bis ich mich vor Mattigkeit nicht mehr halten konnte. Er führte mich auf ein sogenanntes Sofa, wo ich in einem träumerischen Halbschlaf blieb, aber doch alles sah, ohne mich rühren zu können, bis er mir einen Schluck Wasser aus einem Glase zu trinken gab, über dem er einige Quacksalberbewegungen mit den Fingern gemacht hatte. Sofort konnte ich aufstehen und bemerkte, daß ich vor Schweiß triefte, obgleich das Zimmer ungeheizt, die Fenster aber bei Schneegestöber geöffnet waren. Ich mußte mich nun schnell wieder ankleiden, um mich nicht zu erkälten.

Am nächsten Tage fing er die regelmäßige Behandlung an. Ich blieb etwa ein halbes Jahr in seiner Behandlung, und noch mehrere Jahre besuchte ich ihn dann und wann. Mein Kopfschmerz verließ mich am ersten Tage. Es kehrten nur Anmahnungen an denselben in der ersten Zeit wieder, wenn mein Dienst mich längere Zeit verhindert hatte, ihn täglich zu besuchen. Der wunderbare Erfolg bei mir machte ihm einen großen Ruf. Er wurde recht reich. Dies gab ihm die Mittel, seine Kräfte durch schwere Weine zu ersetzen, wenn er zu viel magnetisiert hatte. Die Weine aber gaben ihm den Tod.

Die magnetischen Wirkungen dieses Mannes sind nicht abzustreiten. Seine Leistungen waren zuweilen so auffallend, daß kein Mann der Wissenschaft sie hätte leugnen können, und wenn er noch so ungläubig dahin gekommen wäre. Ich kam eines Tages zu ihm, als in dem vorderen Zimmer eine arme, zerlumpte, epileptische Person besinnungslos in der Ecke lag, die er bis zur Bewußtlosigkeit magnetisiert hatte. Ich ging mit ihm in das dritte Zimmer, und Zinke machte also zwei Türen hinter sich zu. Nachdem er mich magnetisiert hatte, fragte ich ihn nach dieser Person. Er sagte mir, es sei eine Arme, die er alle vierzehn Tage so stark magnetisiere, dann hätte sie ihre Anfälle nicht. Jetzt

meinte er in besonders guter magnetischer Verbindung mit ihr zu sein und wollte mir etwas zeigen. Er winkte mit dem Finger gegen die zugemachte Tür. Sofort erfolgte ein gellender Schrei im dritten Zimmer, die Person flog durch alle Stuben, die Türe aufreißend, stürzte zu seinen Füßen nieder und umklammerte seine Kniee. Dann streichelte er ihr den Kopf, und sie ging ruhig zurück in ihre Ecke.

Er machte viel ähnliche Vorstellungen mit Kranken, die in vollständigen magnetischen Schlaf versetzt waren. Mich brachte er nie in vollkommenen Schlaf. Es gelang ihm dies mit Personen männlichen Geschlechts schwerer, als mit solchen weiblichen Geschlechts. Besonders kräftig gebaute Staturen konnte er gar nicht magnetisieren. Er sagte dann ganz gemütlich: „Der ist stärker als ich, der kann mich behandeln."

Ich habe oft vergeblich den Versuch gemacht, Männer der Wissenschaft mit ihm zusammen zu bringen, um eine Erklärung dieser vorhandenen und doch noch so in Dunkel gehüllten Kraft herbeizuführen. In früherer Zeit hatte er selbst gewünscht, daß Ärzte ihm Aufklärungen über die Gewalt geben möchten, die er fühlte. Unglücklicherweise waren dann zufällig Doktoren zu ihm geführt worden, die ihn von Hause aus verhöhnten. Er merkte dies bald, und bei seinem Mangel an Erziehung hatte solch ein Versuch in der Regel damit geendet, daß er den Doktor beim Kragen packte und an die Luft setzte. Seitdem hatte er eine Abneigung gegen Gelehrte und sich ganz auf die empirische Seite gelegt, nachdem er einigen Unterricht in Anatomie genommen, um sich über die Lage der Nerven am menschlichen Körper zu unterrichten.

Er gab auch Medizin, obgleich er dies eigentlich nicht durfte. Aber da seine Mittel niemandem schadeten, so verriet und verklagte ihn niemand. Sein Hauptmittel war ein sogenannter „Schnaps". Eine chemische Analyse würde wohl als Hauptbestandteil ein Dekokt von Aloë ergeben haben, denn das Mittel wirkte sehr auffällig. Dabei war er voll Windbeutelei, wie ich schon erwähnte, weil er sah, daß er dadurch an Ansehen gewann. So behauptete er, daß, wenn er über den „Schnaps" mit den Fingern rechts herum drehend seinen Magnetismus ausströmen ließe, der „Schnaps" regelmäßig, wenn links herum, in entgegengesetzter Richtung wirkte. Ich sah ihn aber immer nur seinen Hokuspokus rechts herum machen. Er bat sich mein Bild aus, das er einrahmte. Anderen Patienten machte er weis, das sei nötig, wenn ich mit dem Könige verreise. Dann magnetisiere er zu einer mit mir verabredeten Stunde das Bild, und dann sei das ebensogut, als ob er mich magnetisiere, wenn ich nur an ihn dächte. Als mir das erzählt wurde, machte ich ihm Vorwürfe, daß er solchen Schwindel treibe, und dann antwortete er mir: „Das ist ja alles nur für diese Ochsen, die wollen das nicht anders."

Einst bewog ich den berühmten Dr. Böger, mit mir zu Zinke zu gehen. Er stellte fest, daß eine wirkliche Wirkung vorhanden war. Um die Natur derselben zu ergründen, dazu fehlte es dem vielgesuchten Arzt an Zeit, anderen aber, wie ich oben schon erwähnt, an der richtigen Art und Weise, mit einer so rohen Natur umzugehen.

Ich habe mir keinen rechten Vers daraus machen können, wie dieser tierische Magnetismus wirkt. Es ist eigentlich unrichtig, diese Kraft Magnetismus zu nennen, denn der feinfühlendste Magnet bleibt davon unberührt. Es muß eher eine Art der Nerventätigkeit sein. Diese Nerven, welche den Körperteilen den Willen des Menschen kundgeben, also die Verbindung von Geist und Körper vermitteln, tun dies nach der Meinung mancher Gelehrten durch eine Art von Schwingungen, sei es durch Longitudinal-, sei es durch Transversalschwingungen. Ist dies der Fall, so werden die Schwingungen bei jedem Menschen sowohl an Schnelligkeit als auch an Stärke verschieden sein. Wenn nun die Nerven des stärkeren Menschen stärkere Schwingungen machen, als die des schwächeren, so ist nicht unmöglich, daß durch eine Berührung der beiden Nervensysteme die Nerven des schwächeren überwältigt werden und ganz und gar die Schnelligkeit und Art und Weise der Schwingungen des stärkeren annehmen. Dann empfängt das schwächere Nervensystem den Willen des stärkeren, statt des eigenen Menschen und fügt sich demselben bedingungslos, wie man es bei in vollständigen Schlaf versetzten „Magnetisierten" sehen konnte.

Diese Erklärung ist so oberflächlich, wie manche andere für andere Erscheinungen in der Welt und hat nur so lange Bestand, als man keine gründlichere Erklärung zu geben imstande ist. Insbesondere ist damit noch unerwogen, wie es möglich sei, daß diese Überlegenheit des Willens eine Zeitlang fortdauert, wenn die Berührung beider Nervensysteme aufgehört hat. Es bleibt dann nichts anderes übrig, als ein Medium anzunehmen, welches die Welt erfüllt und unabhängig von allen festen und flüssigen Körpern, diese durchdringend, die Nervenschwingungen vermittelt und mitteilt. Ich bin sehr geneigt, an die Existenz eines solchen Mediums zu glauben, denn es würde anderseits eine Menge Erscheinungen erklären helfen, wie die Gleichzeitigkeit von Gedanken entfernter Personen und dergleichen mehr, welche durch mannigfaltige Zeugenaussagen bestätigt sind, von denen fast jedem Menschen schon hier und da etwas vorgekommen ist, und die von einem Teil der Menschen in das Gebiet der Metaphysik, von den meisten in das der Gespenster verwiesen werden (ziemlich gleichbedeutend).

Ich sah dem Zinke seine Manipulationen ein wenig ab und konnte, sehr schwächlichen Personen gegenüber, sowohl den Schmerz lindern, als

auch sie in Schlaf versetzen. Menschen, die robuster waren als ich, bewerkstelligten dies in kürzerer Zeit als ich. Ich konnte aber mit meinem eigenen „Magnetisieren" keine ausreichenden Versuche machen, weil es mich derart angriff, daß ich zu allen anderen Dingen unfähig ward. Ich habe es daher aufgegeben, meine Wissenschaft über diesen Punkt zu vertiefen, und mich, bei der erwähnten Erklärung stehen bleibend, damit begnügt.

Das Frühjahr.

Prinz Napoleon in Berlin. Im Frühjahr 1857 fanden die gewöhnlichen Frühjahrsbesichtigungen statt. Es ging alles seinen gewöhnlichen Gang, bis im Mai der Prinz Napoleon, jetzt allgemein „der rote Prinz" genannt, seinen Besuch in Berlin machte. Nicht genügend eingeweiht in die diplomatischen Beziehungen der damaligen Zeit, obgleich ich manchesmal im Vorzimmer wartend gesessen haben mag, während „drinnen" die maßgebenden Entschlüsse gefaßt wurden, kann ich auch nicht mit Gewißheit sagen, was dieser Besuch für eine politische Bedeutung hatte. Es schien mir aber ein Akt der Höflichkeit seitens des Franzosenkaisers zu sein, als Antwort darauf, daß unser König die Vermittlung desselben in der Neufchâteler Frage angenommen hatte.*)

Vielleicht hatte Napoleon diesen Besuch zu einem Fühler, einem Vorspiel seines eigenen Besuchs in Berlin gestalten wollen. Unmöglich ist das nicht. Er mochte erkannt haben, daß ein Bündnis mit Österreich zunächst wegen seiner Absichten in Italien für ihn nicht gelegen sei und suchte einen Anschluß lieber in Berlin.

Überdies hatte er eine große geistige Hinneigung zu Friedrich Wilhelm IV. Es ist mir von Personen, die viel mit ihm verkehrten, gesagt worden, daß die Gedanken des Königs dem Kaiser großen Eindruck machten, und daß er sich geistig sehr zu ihm hingezogen gefühlt, auch oft in vertrauten Kreisen ausgesprochen habe, wie gern er die Bekanntschaft dieses genialen Königs machen möchte.

Nun fand der Kaiser beim Könige gar keine gleiche Voreingenommenheit. Friedrich Wilhelms IV. früheste Jugenderinnerungen wurzelten in der Schmach Preußens durch Frankreich, in der Erniedrigung seines Vaters, in der Beleidigung seiner Mutter durch den ersten Napoleon. Mit schwerem Herzen hatte er sich den anderen Großmächten, im be-

*) Der Besuch des Prinzen Napoleon wurde dem König durch ein vertrauliches Schreiben des Kaisers Napoleon am 6. Mai angekündigt und fiel noch in die letzte Zeit der Neuenburger Verhandlungen (vgl. Bemerkung zu S. 58), die den König, wie erwähnt, sehr aufregten.

sonderen Rußland und Österreich, zum Vorteil des allgemeinen Weltfriedens darin gefügt, daß er Napoleon „mon frère" nannte, und ihm die Zahl III anerkannte, wodurch doch eigentlich zugegeben ward, daß es einen Napoleon II. gab, dem die Mächte widerrechtlich die ihm zustehende Krone vorenthalten hatten. Daß sich an einen Besuch dieses Napoleon III. in Berlin Vorschläge zur Revision der Verträge von 1815 und zur Berichtigung der Karte von Europa knüpfen würden, das konnte der König voraussehen. Wie gesagt, ich habe darüber keine bestimmten Nachrichten, aber die späteren Ereignisse und die Kenntnis der Persönlichkeiten bestätigen mir, daß so etwas in der Luft gelegen haben mag. Jedenfalls aber stimmt damit des Königs nervöse Reizbarkeit während des Besuchs des roten Prinzen, seine Unsicherheit und seine, bis dahin noch nie dagewesene Befangenheit. Er wollte augenscheinlich nicht unhöflich gegen den Besuch sein, aber sich doch auch in acht nehmen, nicht mit einer Silbe zu weit zu gehen, damit keins seiner Worte so ausgelegt werden könnte, als ob er den Kaiser nach Berlin einlüde.

Beim Empfang des französischen Prinzen in den für ihn bereiten Gemächern im Königlichen Schlosse mußte das sämtliche militärische Gefolge zugegen sein. Der erste Akt der Höflichkeit nach dem Willkommen besteht bei diesen hohen Herren bekanntlich darin, daß sie sich gegenseitig ihr Gefolge vorstellen. Dies verstand der König sonst mit einer allgemein bewunderten Grazie zu tun. Er nannte dann nicht nur alle Namen, sondern sprach noch einige Worte, damit dem Fremden einige Redensarten erleichtert wurden, die über das Banale hinausgingen. Diesmal erschraken wir über den König. Es verließ ihn nicht nur seine sonstige Grazie, sondern auch sein Gedächtnis derart, daß er keinen Namen von uns allen hervorbringen konnte. Beim ersten anfangend, sagte er: „Mein erster Generaladjutant, General v. . . . . . .", dann stampfte er, ungeduldig über sich selbst mit dem Fuße auf. Der alte Neumann flüsterte seinen Namen selbst, und so ging es fort, bis endlich wir alle unsere Namen gleich selbst nannten.

Bei der sogenannten „schwarzen Parade" (so genannt, weil hierbei die Gardes du Corps schwarze Kürasse tragen) in Potsdam führte der König die Truppen dem Prinzen Napoleon persönlich vorbei. Hierbei geriet er in solche Erregung und Unsicherheit, daß er, nachdem er sich an die Spitze gesetzt hatte, das einzige Kommando, das er zu geben hatte, nämlich „Antreten!", nicht vorbringen konnte, sondern nur entsetzlich erregt wurde, warum es denn nicht losginge, bis einer von uns zum nächsten General ritt, ihm sagend, der König befehle, anzutreten. Darauf spielte sich die aufgezogene Uhr ab. In Berlin exerzierte noch vor dem Prinzen Napoleon ein Regiment Infanterie und Kavallerie und die Reitende Artillerie.

Bei dieser Gelegenheit überschlug ich mich als Zuschauer mit meiner etwas boshaften Gradiţzer Stute, die sich auf mir wälzte und mich zuletzt zu zertreten versuchte. Ganz elend nach Hause geschafft, ließ ich Zinke holen, der mich in drei Tagen herstellte.

Der König war bei diesem Exerzieren nicht zugegen und ließ sich durch den Prinzen von Preußen vertreten.

Es war recht interessant, die Urteile des französischen Prinzen über unsere Truppen zu hören. Daß er zu preußischen Offizieren nur Lob aussprach, war natürlich, aber zum russischen General Graf Adlerberg sagte er mit einem gewissen Erstaunen: „Savez-vous, que je trouve les troupes très-bien?“ Adlerberg sagte ihm ärgerlich: „Je n'en ai jamais douté.“ — „Et elles sont très-bien mises,“ setzte Napoleon hinzu. „Certes et toujours,“ sagte Adlerberg.

Dieser Prinz muß in echt französischer Unkenntnis vom Auslande gelebt und geglaubt haben, geordnete Truppen gebe es nur in Frankreich.

Ich will hier gleich anschließen, welche Ereignisse der nächsten Zeit mich in der Meinung bestätigen, daß französischerseits an diesen Besuch ein Bündnis mit Preußen angeknüpft werden sollte. Bald nach dem Besuch des Prinzen Napoleon in Berlin, wie mir scheint, nach dem verfehlten Versuch einer Annäherung an Preußen,*) leitete der französische Kaiser eine Annäherung an Rußland ein. Während im Juli der König wieder Marienbad gebrauchte, ward die Zusammenkunft der beiden Kaiser, des französischen und russischen, in Stuttgart beschlossen.

Wenn nun auch die Idee unseres Königs, an denselben Tagen mit dem Kaiser Franz Joseph in Teplitz behufs enger Verbrüderung zusammenzukommen, an der Doppelzüngigkeit und dem Übelwollen der Buolschen Politik gescheitert ist, so hat doch unser König nachher allein, und das ist der letzte Akt seiner Regierung, durch eine kluge Politik alle Gefahren dieser französisch-russischen Annäherung von Deutschland abgewendet, wie ich später erzählen werde. Nachdem sein noch einmal aufflackernder Geist dies vollbracht hatte, erlosch er für immer.

Veränderungen in der Umgebung des Königs. Seit dem Beginn des Jahres 1856 waren im militärischen Gefolge des Königs einige Veränderungen eingetreten. Graf Münster war aus Petersburg abberufen, aus dem Etat der Flügeladjutanten getreten und hatte eine Brigade er-

*) Man kann nicht sagen, daß der Versuch verfehlt gewesen sei, denn es war tatsächlich ein gewisses warmes Verhältnis beider Souveräne eingetreten, und noch im Juni 1857 fand zwischen beiden ein sehr herzlicher Briefwechsel statt. Von einem Bündnis war man allerdings noch weit entfernt.

halten, Oberst v. Schlegell war Regimentskommandeur geworden, Alvensleben, im Oktober 1856 zum General befördert, ward Kommandant von Berlin. Dafür wurde Major v. Tresckow, bis dahin Militärattaché in Paris, Flügeladjutant des Königs. Wir waren zum Dienst nur fünf, und zwar Loën, Bismarck, Groeben, Tresckow und ich.

An Stelle von Alvensleben war Willisen neben seiner Stellung als Kommandeur einer Division und als Generaladjutant Oberstallmeister. Ich hätte ihm das alles gern gegönnt, wenn er nur den König nicht immer durch seine Erzählungen so aufgeregt hätte. Oft kam er nachmittags zum Vortrage und blieb abends zum Tee. Unter dem Vorwande, über den Marstall Vortrag zu halten, suchte er den König auf. Er schloß aber an solchen Vortrag Erzählungen über seine Zusammenkünfte mit den Spiritisten, die er, ich glaube, bei Ludmilla Assing fand; und wenn Willisen beim Könige gewesen war, dann war letzterer immer so erregt, daß man ernstlich für seine Gesundheit besorgt war. Wenn ich zufällig den Dienst hatte, dann goß ich wohl zuweilen kaltes Wasser auf solche Erhitzung, und es gelang mir, dann und wann den König in das Reich der Wirklichkeit zurückzuführen, indem ich an seinen Sinn für das Komische anknüpfte, aber dies war nicht allen gegeben, und die für die Gesundheit des Gemahls ängstlich besorgte Königin sah jedem Abend mit Kummer und Besorgnis entgegen, an dem Willisen zum Vortrage erwartet ward.

Es waren somit drei Flügeladjutantenstellen vakant. Eine davon ward im Herbst 1856, wie bereits erwähnt wurde, durch Major v. Tresckow besetzt. Die Stellung in Petersburg war dem General v. Rudolphi gegeben, und im Frühjahr ernannte der König den Major v. Löwenfeld, Kommandeur des Füsilier-Bataillons 1. Garde-Regiments zu Fuß zum Oberstleutnant und Flügeladjutanten. Diese letztere Ernennung erfolgte in eben so überraschender Weise für den Beteiligten, wie die meine. Löwenfeld war schon bejahrt und hatte langsames Avancement gehabt. Der kommandierende General war sehr mit ihm zufrieden und bewog den König, das Bataillon im Frühjahr in allen Dienstzweigen zu besichtigen. Dies geschah, und wenn auch der König ganz ausnehmend zufrieden war, so sprach er am Schluß der Besichtigung dies nicht besonders betonend aus. Der Major v. Löwenfeld ward in Potsdam zur Tafel befohlen, und dabei sprach der König kein Wort mit ihm, war überhaupt sehr einsilbig. Löwenfeld war darüber so betreten, daß er mich fragte, ob der König mit ihm unzufrieden sei, denn das Bataillon habe er gelobt, aber mit ihm spreche er nicht. Ich sagte Löwenfeld, der Wahrheit gemäß, gegen mich habe sich der König gar nicht geäußert, jedoch scheine es mir nicht ein Zeichen der Unzufriedenheit, wenn

der König ihn zur Tafel befehle. Nach der Tafel fuhr der König nach Charlottenburg zurück, wo das Hoflager noch war.

Als in Charlottenburg den anderen Morgen die sich Meldenden gegen elf Uhr kamen, befand sich darunter Löwenfeld, der an mich herantrat mit den Worten: „Der Oberstleutnant v. Löwenfeld, Flügeladjutant Seiner Majestät des Königs, bittet, Seiner Majestät gemeldet zu werden.“ Ich sah ihn groß an, betrachtete dann seine Majorsabzeichen, seine Füsilieruniform und mag auch einen Blick nach seiner Stirn geworfen haben, denn Löwenfeld sagte lachend: „Sie denken wohl, ich rede im Fieber? Es kommt mir selbst beinahe so vor. Deshalb habe ich auch die Kabinetts-Ordre mitgebracht.“ Nachdem ich diese gelesen, wurde mir klar, warum der König kein Wort mit Löwenfeld gesprochen. Er hatte sich vorher nicht verraten und den Major durch die Ordre überraschen wollen. Als ich die Offiziere anmeldete, war der König noch beim Frühstück bei der Königin. Die Königin sagte erstaunt, als ich den neuen Flügeladjutanten nannte: „Du hast einen neuen Flügeladjutanten? Davon hast Du mir ja nichts erzählt.“ — „So?“, sagte der König, „habe ich nicht? Das ist schön von mir.“ Ein Beweis, wie gering der Einfluß der Königin auf den König war, ist doch wohl dieser Umstand, daß er es ihr nicht einmal sagte, wenn er einen neuen Adjutanten nahm, mit dem die Königin später tagelang bei den meisten Mahlzeiten an demselben Tisch sitzen mußte.

In der Zeit vorgreifend, sei hier noch erwähnt, daß im Sommer 1857 Graf Bismarck Kommandeur des Garde-Husaren-Regiments wurde, und an seiner Stelle der Rittmeister v. Rauch von den Gardes du Corps zur Dienstleistung als Flügeladjutant kommandiert ward.

Die Königin und Prinzessin Alexandrine. Beide Majestäten nahmen sich mit besonderer Vorliebe der Kinder des Prinzen Albrecht an, des Prinzen Albrecht (Sohn), damals zwanzig, der Prinzessin Alexandrine, damals fünfzehn Jahre alt, welche beide der Königin besonders ans Herz gewachsen waren, die sich verpflichtet fühlte, bei ihnen Mutterstelle zu vertreten.

Es war rührend zu sehen, mit welcher Liebe und Geduld sie sich im besonderen der Prinzessin Alexandrine annahm, deren ungewöhnliche Lebhaftigkeit der Erziehung viele Schwierigkeiten entgegensetzte. Sie bewegte sich damals nur in äußersten Gegensätzen und lachte entweder oder weinte bei den kleinsten Anlässen. Die Königin ließ sich's nicht verdrießen, die jüngere Nichte wochen- und monatelang bei sich zu haben, sei es in Charlottenburg, sei es in Sanssouci, mit Erzieherin und Lehrern, und ihre Ausbildung zu überwachen, so lange es der Prinz Albrecht

(Vater) gestattete. Es war dies gewiß keine kleine Aufgabe, denn die Prinzeß war zwar gutmütig, gutherzig, willig, wohlwollend und bescheiden, aber von so lebhaftem Betragen, daß man eher ein Kind von fünf, als von fünfzehn Jahren vor sich zu haben meinte. Die Königin, mit ihrer unvergleichlichen Geduld und Konsequenz, mit Freundlichkeit und Liebe, Vorwurf und Tadel nur für den dringendsten Notfall aufsparend, erreichte schließlich Erfolge. Sie konnte mit der Prinzeß lachen und spielen wie ein Kind, und dabei lehrte sie ihr durch hingeworfene Worte, insbesondere aber durch Beispiel, Anstand, Betragen und Sitte. Die Verehrung der Prinzeß für die Königliche Tante stieg dabei bis zur Abgötterei. Die Königin aber nahm in ihrer Zuneigung zu, je mehr Erfolg sie sah und behandelte sie bald wie ihr eigenes Kind, die sie nur „mein Adinchen" oder „meine goldene Jungfrau" (wegen der Haarfarbe) nannte.

Privatleben im Winter. In meinem außerdienstlichen Leben hatte ich in diesem Winter die Freude gehabt, meine Mutter und Schwestern mit meinem Vater im Herrenhause, dessen Präsident er geblieben war, zu sehen und sie auf Bällen und in Gesellschaften zu begleiten. Häufig mußte ich, wenn es meinen Vater zu sehr angriff, so lange aufzubleiben, den Ballvater spielen, als welcher ich mir sehr würdig vorkam.

Der Sommer.

Rückkehr des Königs von Marienbad. Nachdem im Juni die Frühjahrsbesichtigungen und Exerzitien beendet waren, ging der König wieder nach Marienbad. Diesmal begleiteten ihn Major v. Loën und Major v. Treskow. Ich blieb in Berlin und wohnte den Schießübungen der Garde-Artillerie und anderen militärischen Übungen bei, hauptsächlich aber lebte ich der konsequenten Durchführung meiner Kur bei Zinke.

Während der Abwesenheit des Königs ereignete sich in Berlin etwas, was bewies, wie der Aberglaube noch heute in allen Kreisen der menschlichen Gesellschaft einen wohlvorbereiteten Boden findet, genau wie in dunkeln Vorzeiten. — Es hatte ein Schwindler den Untergang der Welt zum 14. Juli 1857 prophezeit und diese Prophezeiung oft und in vielen Zeitungen wiederholt. Ich fand auch unter meinen Bekannten eine Menge Menschen, die fest daran glaubten. Einer unter ihnen zahlte keine Rechnung vor dem 15. Juli, obgleich er das Geld dazu in der Tasche hatte, weil er, wie er sagte, sich nicht noch vor dem Untergange der Welt ärgern wollte. — Am 13. Juli abends ritt ich, nach der Tegeler Forst zu, spazieren. Ehe ich den Wald erreichte, sah ich nach der Oranienburger Chaussee zu Feuersäulen aufsteigen und hörte zwei heftige Detona-

tionen, die den Erdboden erschütterten und meine Pferde erschreckten. Ich begab mich an den Ort und erfuhr, daß das Laboratorium des Luftfeuerwerkers Dobermont in die Luft geflogen war, der dabei umkam. In Berlin fand ich die größte Aufregung. Man hatte die gewaltigen Explosionen bis in die Jägerstraße gehört und allgemein für den Beginn des zum folgenden Tage erwarteten Weltunterganges gehalten. Alles, alt und jung, groß und klein, vornehm und gering, stürzte wehklagend auf die Straße, heulte, schrie und betete, und die Bevölkerung beruhigte sich erst, als sie erfuhr, daß nur Dobermont in die Luft geflogen sei.

Von Marienbad kehrte der König nicht unmittelbar nach Berlin zurück. Seine Rückkehr verschob sich von Tag zu Tag, was mir sehr unbequem war, denn es war an mir die Reihe, den Dienst zu übernehmen, sobald er wiederkehrte, und somit stand ich fast täglich und gewissermaßen stündlich bereit. Der König ging noch nach Wien, von da nach Pillnitz zu den sächsischen Majestäten. Auch von Pillnitz wurde die Rückkehr verschoben. Der König sei unwohl, hieß es. Schönlein ward nach Pillnitz berufen. Wenige Tage darauf kam der König zurück.

In Berlin auf dem Bahnhofe hatte ich den Dienst abends zu übernehmen und mit dem Könige nach Sanssouci zu fahren. In der Meinung, zu einem völlig von einem leichten Unwohlsein hergestellten Monarchen zu kommen, fand ich mich guten Muts auf dem Bahnhofe ein und meldete mich bei dem in der offenen Tür des Salonwagens stehenden Herrn. Er empfing mich mit einem lachenden Tone: „Da ist er ja!", aber die Gesichter der Umgebung waren lang und düster. Treskow sagte mir ins Ohr: „Ich habe nichts zu übergeben, als daß der König noch sehr geschont werden muß." Ein großes Wort, gelassen ausgesprochen!

Der Zug setzte sich nach Potsdam in Bewegung, wo der Kommandant auf dem Bahnhofe den König fragte, ob er den anderen Morgen um elf Uhr Meldungen entgegennehmen werde. Der König bejahte dies. Die Königin, welche sehr schweigsam und ängstlich gewesen war, fuhr mit dem König nach Sanssouci, wo diesen Abend beide Majestäten allein den Tee nahmen, zum ersten Male, daß ich dies seit meinem Eintritt in den Dienst erlebte. Den folgenden Morgen war der König ungewöhnlich spät fertig, und als die sich meldenden Offiziere sich nach so langer Abwesenheit natürlich in großer Zahl einfanden, saß der König noch beim Frühstück bei der Königin. Ich hatte ihn noch nicht gesehen und noch gar keine Andeutung darüber empfangen, was eigentlich in Pillnitz vorgefallen.

Zur bestimmten Stunde trat ich mit meiner Liste der Offiziere herein, die sich melden mußten.

Als ich ihm den ersten Namen nannte, fragte er: „Wie heißt er? Wo

ist er gewesen? Was ist er geworden? Davon habe ich ja gar keine Idee! Ich kenne den Menschen ja gar nicht." So ging es beim zweiten Namen, so beim dritten. Ich fiel von einem Erstaunen ins andere, denn des Königs Gedächtnis und Personenkenntnis war ja weltberühmt, und jetzt wußte er sich nicht einmal auf Personen zu erinnern, mit denen er täglich verkehrt hatte. Als ich aber den vierten Namen nannte, geriet er in die größte Aufregung und rief ganz außer sich: „Jetzt wird mir's zu bunt, mich so zu überfallen, jetzt, wo ich kaum ankomme, das ist ja unerhört!", befahl dann aber doch das Eintreten.

Ich führte nun die Offiziere alle hinein, wohl zwanzig an der Zahl. Sie marschierten alle auf, jeder sagte seine Meldung, einer nach dem andern, der König hörte sie stumm an, dann machte er eine Verbeugung und entließ sie, ohne ein Wort gesagt zu haben. Dem Oberstkämmerer Grafen Dohna, der dabei war und da blieb, sagte er, als sie alle aus der Tür waren: „Nun sehen Sie, so geht's mir. Angegriffen, wie ich bin, überläuft man mich in dieser Weise bei meiner Ankunft, und ich werde von einer Menge Menschen belagert, von denen ich keine Idee habe, wer sie sind."

Jetzt ward mir klar, wie krank der König gewesen sein mußte und wie krank er noch war. Zunächst war ich so erschrocken, daß ich wohl eine Stunde brauchte, ehe ich mir einen Vers aus der ganzen Sache machen konnte. Allmählich erfuhr ich, was geschehen war.

Erkrankung des Königs in Pillnitz. In Marienbad war die Kur noch günstiger verlaufen als im vorigen Jahre. Aber während derselben war das Projekt einer Zusammenkunft Napoleons mit Alexander II., die im Herbst zustande kommen sollte, zur Kenntnis des Königs gelangt. Dieser Zusammenkunft gegenüber beabsichtigte der König, zu derselben Zeit eine recht in die Augen springende öffentliche Monarchenkonferenz mit dem Kaiser Franz Joseph in Teplitz zu veranstalten, und, um die näheren Formen derselben zu besprechen, beschloß er, von Marienbad aus nach Wien zu gehen, zunächst unter dem Vorwande, den Besuch, den ihm der Kaiser das Jahr zuvor in Teplitz abgestattet, zu erwidern. Der in Marienbad anwesende, den Leibarzt vertretende Dr. Weiß stellte dem Könige vor, daß nach einer so ernsten Brunnenkur, wie die Marienbader, die größte Ruhe für die nächsten Wochen nötig sei. Der König bestand auf der Reise nach Wien. Und als der Dr. Weiß ihm vorstellte, daß er bei den Aufregungen und Anstrengungen einer solchen politischen Reise unmittelbar nach diesem Brunnen sein Leben gefährde, entgegnete der König: „Der Arzt hat seine Schuldigkeit getan. Das Wohl meines Volkes erheischt, daß ich nach Wien gehe. Ob ich auf dem Schlachtfelde

für dasselbe sterbe oder auf dieser Reise, ist gleichgültig. Ich tue meine Pflicht." Da konnte der Arzt nichts weiter erwidern.

In Wien wurde der König mit vielen äußeren Zeichen der Aufmerksamkeit empfangen. Eine erstickende Hitze, welche für den ganzen Sommer jetzt eintrat und in den wenigen Tagen des Wiener Aufenthalts besonders lästig war, machte den Besuch mit allen seinen Förmlichkeiten und Lasten, die ein solcher immer im Gefolge hat, besonders beschwerlich. Was aber den König dabei am meisten angriff, das war der absolute Mangel an Entgegenkommen, den er bei seinem Plane einer engen Verbindung mit Österreich in Wien fand. Man zog ihn zwei Tage lang mit ausweichenden Antworten hin, und schließlich gab der Minister Graf Buol eine abschlägige Antwort.

Tief bekümmert über diesen Mangel an Entgegenkommen, ernstlich besorgt für die nächste Zukunft, äußerst ermattet von den Anstrengungen der Reise, traf der König mit der Königin, die wieder die Teplitzer Bäder gebraucht hatte und sich ihm von Teplitz aus anschloß, in Pillnitz bei dem sächsischen Königspaare ein, um sich dort beim König Johann auszuruhen und mit demselben zu besprechen, auf dessen Meinung er großes Gewicht legte.

Den Tag nach der Ankunft in Pillnitz, als der König von der Kur, der Hitze, der Reise und der inneren Erregung noch ganz matt war, fühlte er nach der Mittagsmahlzeit Übelbefinden und Schwindel. Er legte sich zu Bett und wurde bald besinnungslos. Es ward nach Berlin an Schönlein telegraphiert, sofort zu kommen.

Schönlein erklärte das Leiden für einen starken Blutandrang nach dem Kopf, womit vielleicht ein kleiner Blutaustritt nach dem Gehirn verbunden sein könne, infolge von Belastung des Magens nach der angreifenden Marienbader Kur und ordnete kühlende Umschläge und ableitende Mittel an, um das Blut abzuziehen und etwaiges Exsudat aufzusaugen. Einen Aderlaß verordnete Schönlein nicht.

Er hatte nicht den Mut, der Wahrheit gemäß zu sagen, daß der König von einem Schlaganfall in aller Form heimgesucht sei. Denn wenn er diesen Ausdruck, der jedem Laien verständlich ist, gebraucht hätte, dann hätte sich alle Welt gewundert, warum er keinen Aderlaß verordnete. Die Verantwortung für einen Aderlaß wollte er aber nicht tragen, also umschrieb er den Schlaganfall mit den medizinisch richtigen Ausdrücken. Diese erste Umschreibung der Wahrheit seitens des Dr. Schönlein hat viel Unheil gestiftet, denn im Publikum fühlte man bald durch, daß irgend etwas verschwiegen sei. Deshalb knüpften sich an die Natur der Krankheit des Königs bald die fabelhaftesten Gerüchte, welche nicht aufhörten, so lange der König lebte und im ganzen Lande viel Unsicherheit hervorbrachten.

Der König und die Stuttgarter Zusammenkunft. Von dem Anfall in Pillnitz erholte sich die riesenstarke Natur des Königs noch einmal, anscheinend vollkommen. Der König betrieb alsbald die Maßregeln, welche ihm nötig erschienen, um, auch ohne Österreich, die Gefahren abzuwenden, welche aus einem engen Bündnis zwischen Frankreich und Rußland für Deutschland erwachsen könnten. Da Österreich sich ablehnend verhalten hatte, so bot die nahe Verwandtschaft mit dem russischen Kaiser das Mittel dazu. Der König lud daher den Kaiser Alexander ein, auf seiner Reise zu seiner Schwester, der Königin von Württemberg, nach Berlin zu kommen und den großen Manövern des Garde- und dritten Armeekorps beizuwohnen. Der Kaiser Alexander nahm die Einladung an, und es kam nun so, daß er sich vor der Zusammenkunft mit Napoleon erst in Berlin bei seinem Oheim Rat holte und dann auf dem Rückwege Anfang Oktober wieder einige Tage in Sanssouci verweilte, als ob er Rapport erstatte.

Österreich fürchtete nun ein enges Bündnis zwischen Frankreich, Preußen und Rußland und verhehlte sich die Gefahren nicht, welchen es dadurch entgegenging. Man wußte in Wien genau, wie ungünstig der Kaiser Alexander gegen Österreich gestimmt war, in dessen politischem Verhalten während des Krimkrieges er den Grund zu dem frühen Tode seines Vaters erblickte. Alexander hatte auch seit seiner Thronbesteigung noch nicht die Absicht kundgegeben, seinem Nachbarn in Wien einen Besuch zu machen. Es war gegen allen Gebrauch bei Hofe, daß der österreichische Kaiser, der schon seit fast zehn Jahren auf dem Throne saß, den ersten Besuch machte. Dennoch überwand man den spanischen Stolz am Wiener Hofe und tat die ersten Schritte, damit bei Gelegenheit der Reise Alexanders nach Stuttgart die Monarchen Österreichs und Rußlands sich ebenfalls sähen. Alexander verhielt sich eine Zeitlang ablehnend gegen diesen Plan. Als er aber in Stuttgart war, bat man von Wien aus dringend, er möge wenigstens gestatten, daß der Kaiser Franz Joseph auf der Rückreise ihn irgendwo treffe, und Alexander willigte endlich darin, ihn in Weimar zu sehen, wo er seine Rückreise behufs eines kurzen Besuchs bei diesem verwandten Hofe unterbrechen wollte.

Jetzt tat Österreich einen Meisterzug diplomatischer Kunstgriffe. Die Zusammenkunft in Weimar sollte den Charakter der Zufälligkeit tragen und bis zu ihrer Ausführung tiefes Geheimnis bleiben. So war man übereingekommen. Den Tag, ehe Napoleon in Stuttgart dem Kaiser Alexander seine Vorschläge über seine beabsichtigte Revision der Verträge von 1815 und der Karte von Europa machen wollte, sorgten die österreichischen Diplomaten, welche wohl wußten, daß Italien das erste diplomatische Objekt Napoleons war, dafür, daß unter dem Siegel des tiefsten

Geheimnisses, auf Umwegen, die bevorstehende „zufällige“ Zusammenkunft in Weimar dem französischen Kaiser verraten ward. Dieser ward mißgestimmt und mißtrauisch, machte den folgenden Tag gar keine Vorschläge, und die ganze Zusammenkunft in Stuttgart blieb lediglich ein Austausch von Höflichkeit ohne irgendwelche politische Verabredungen, ein Sturm im Glase Wasser.

Ich fand Ende September die alte Frische des Königs, das leuchtende Auge, die lebhafte Sprache, die klare, scharfe Auffassung der Lage wieder. Er war sehr befriedigt von dem Ausgang der Sache, bei dem die Pläne des dritten Napoleon für dieses Mal scheiterten.

Der König in Sanssouci. In der Darstellung der politischen Verwicklungen dieser Zeit bin ich der Erzählung meiner Erlebnisse vorausgeeilt, und ich kehre nun zu dem Augenblick (Ende Juli) zurück, in dem der Faden derselben abriß.

Nach einiger Zeit der sorgfältigen Schonung in Sanssouci befestigte sich der Gesundheitszustand des Königs wieder derart, daß augenblicklich kein Grund zu Befürchtungen vorlag. Aber es blieb immer noch ein höherer Grad von Reizbarkeit übrig, der sich besonders dadurch kundgab, daß der König es noch weniger als früher vertragen konnte, in seinen laufenden Arbeiten unterbrochen zu werden und immer noch nicht zu bewegen war, einen Befehl zu geben, wonach alle solche Störungen auf einen bestimmten Zeitpunkt des Tages verwiesen wurden. Bei meinem nächsten Dienst erlebte ich darin eine kleine vorübergehende Meinungsverschiedenheit mit Manteuffel (der im Winter für den aus dem Dienst geschiedenen Schöler das Militär-Kabinett endgültig übernommen hatte), die aber die Schwierigkeiten lebendig vor die Augen führt, welche sich dem Adjutanten vom Dienst darboten.

Es war, wie bereits erwähnt worden ist, der Graf Bismarck-Bohlen Kommandeur des Garde-Husaren-Regiments geworden, und an seiner Stelle war der Rittmeister Alfred v. Rauch vom Regiment der Gardes du Corps zur Dienstleistung als Flügeladjutant zum König kommandiert. Er erhielt seine Ernennung vormittags, von einer Felddienstübung mit seiner Schwadron zurückkehrend, machte Toilette und fuhr nach Sanssouci, um sich beim König zu melden. Die allgemeine Meldungsstunde war vorüber, und der König hatte sich in das Vortragszimmer zurückgezogen, um einen Brief zu schreiben. Das war eine Beschäftigung, in der er noch weniger Störung vertrug als im Vortrag. Manteuffel wartete, um Vortrag zu halten. Ich sagte dem Rittmeister v. Rauch, ich würde Seiner Majestät melden, daß er dagewesen und ihm mitteilen, wenn ihn Seine Majestät

sprechen würde. Rauch wollte sogleich Zutritt zum Könige haben, ich weigerte mich aber, den König zu stören. Rauch wandte sich an Manteuffel. Dieser sagte mir, ich müßte Rauch anmelden; ich blieb aber dabei, daß ich den König nicht stören werde, solange er schriebe. Manteuffel wurde sehr lebhaft und aufgeregt und sagte mir: „Wenn ein Offizier zum König kommandiert wird und den Befehl erhält nach elf Uhr, wo er bestaubt von der Übung zurückkehrt, dann ist es doch natürlich, daß er nicht bis zum anderen Tag elf Uhr wartet, sondern sich gleich anzieht und zum Könige fährt, sich zu melden." — „Gewiß", erwiderte ich, „das erwarte ich von ihm, aber das bindet den König noch nicht, ihn anzunehmen, wenn er nicht gestört sein will." — „Der König muß ihn aber gleich annehmen." — „Nein, nur wenn er will." — „Sie müssen ihn aber anmelden." — „Nein." — „Nun gut, ich sage Ihnen, wenn Sie ihn nicht melden, dann gehe ich zum Könige und melde ihn an, denn ich bin ebenso gut Adjutant wie Sie und habe das Recht dazu, und dann sage ich dem Könige, daß Sie Rauch nicht melden wollten." — „Tun Sie, was Sie wollen! Ich kann Ihnen des Königs Tür nicht verbieten."

Jetzt ging Manteuffel in das Kabinett des Königs und befahl Rauch, ihm bis an die Tür zu folgen, damit er ihn schnell rufen könne. Da ich voraussah, was sich ereignen würde, folgte ich und hörte den König sagen: „Fängt dieser Mensch seine Dienstleistung damit an, daß er alle meine Armeebefehle mißachtet und die Meldungsstunde nicht innehält? Da scheint man mir ja einen wenig pflichttreuen Offizier für meine nächste Umgebung empfohlen zu haben." Manteuffel kam schneller heraus, als er hereingekommen war und sagte zu Rauch, er solle den nächsten Tag wieder kommen, mir aber sagte Manteuffel, ich beurteile den König jetzt besser als er. Künftig werde er meinem Rat folgen..

Es war kennzeichnend für die Aufwallungen des Königs, daß sie nie lange vorhielten, sondern sehr bald dem Gegenteil, nämlich einem besonderen Wohlwollen gegen den Platz machten, gegen den sie gerichtet gewesen waren, denn der König wußte, daß er erregt war und wollte etwaige Unbill wieder ausgleichen. Niedrige Seelen haben mit diesem Zuge in dem Charakter des Königs oft Mißbrauch getrieben, und wenn sie etwas von ihm erreichen wollten, ihn zum Zorn gereizt, wonach sie, wenn die Stimmung umschlug, ihre Bitte vorbrachten.

In unserem vorliegenden Falle zeigte sich des Königs Stimmung wieder recht im liebenswürdigsten Lichte. Als die Regierungsgeschäfte beendet waren, fehlten noch dreiviertel Stunden zur Tafelzeit (vier Uhr). Obgleich es sehr heiß war, wollte der König doch etwas im Schatten auf und ab gehen und ließ mich rufen. Ich sah ihn ganz matt, aber er hatte Rauch nicht vergessen und sagte gleich: „Ich habe ihn nicht empfangen

können, das tat mir sehr leid. Ob es noch möglich ist, ihn zum Diner zur rechten Zeit kommen zu lassen?" Ich bemerkte dem Könige, daß es für Rauch von so hervorragender Wichtigkeit sei, sogleich zur Tafel gezogen zu werden, daß es wohl nicht darauf ankäme, wenn er zur Suppe zu spät einträfe, schickte Rauch einen Königlichen Wagen und ließ ihn holen.

Überhaupt war die Erregung des Königs über jemanden durchaus noch kein Beweis seiner Ungnade gegen denselben. Über niemanden konnte er lauter herziehen, als über Manteuffel, und dennoch schloß er sich dessen Ideen vollkommen an. Es kam mir ähnlich vor wie mit seinen Streitigkeiten mit dem Grafen Gröben. Oft sagte er: „Da hat schon wieder Manteuffel seine gottvergessenen Grundsätze vorwalten lassen. Ich sehe ihn ordentlich vor mir, da sitzt er da, fährt mit den fünf Fingern durch seine dichten Haare, bis sie unordentlich in die Höhe stehen, und denkt! Ich sage Ihnen, das kommt alles von dem »verfluchtigen Denken« her."

Kaiserin von Rußland in Sanssouci. Im August 1857 kam die Kaiserin von Rußland wieder zum Besuch nach Sanssouci. Der Aufenthalt daselbst war dem vom vergangenen Jahre ähnlich. Nur war bei der geringeren Nervenstärke des Königs ihm die Beeinträchtigung der Freiheit der Bewegung, welche mit diesem Besuche zusammenhing, noch empfindlicher als im vergangenen Jahre. Es ging so weit, daß der König mit der Königin, während die Kaiserin in Sanssouci war, einen Nachmittag nach Charlottenburg fuhr, dort unter irgend einem Vorwande zu übernachten, in der Tat aber, um einmal wieder ihre eigenen Herren zu sein und ruhig ausschlafen zu können. Im Vertrauen sagte der König dabei: „Wir können's beide nicht mehr aushalten, die Königin auch nicht."

Mit der Kaiserin reiste dann der Major v. Loën ab. Er war an Rudolphis Stelle, dem das Klima in Petersburg verderblich war, zur Gesandtschaft in Rußland kommandiert. Niemand war glücklicher als Loën und — ich. Im vergangenen Jahre hatte der König, als er wünschte, daß ich gegen die Russen liebenswürdig sein sollte, die Absicht durchblicken lassen, mich nach Petersburg zu schicken. Er hatte aber meine Abneigung gegen das russische Wesen erkannt und wählte einen anderen, und mir fiel ein Stein vom Herzen. Ich hatte überhaupt in Wien in das diplomatische Leben geblickt und ganz genug davon. Später noch einmal sollte mir Petersburg drohen und noch zweimal Stellung in der Diplomatie. Ich wäre über und über unglücklich dadurch geworden und danke Gott, daß es mir glückte, dieses Unheil von mir abzuwenden.

Kleine Übungen in Berlin. Steinmetz. Während meiner dienstfreien Zeit im Monat August wohnte ich den Übungen mit gemischten

Waffen der Berliner Garnison als Zuschauer bei, welche der General v. Steinmetz leitete (der nachherige Feldmarschall). Die Hitze war so fürchterlich und gefährlich, daß die Übungen nur morgens früh und abends spät abgehalten werden konnten. Den Führern und Kritikern aber heizte General Steinmetz durch seine Grobheit mehr ein als die Sonne. Es war ganz ungewöhnlich, mit welcher Schärfe Steinmetz die Stabsoffiziere in Gegenwart ihrer Untergebenen tadelte, und ich konnte mir gar nicht recht lebendig vorstellen, zu welchen Exzessen mich der Zorn getrieben haben würde, wenn mir so etwas geschehen wäre. Einem Stabsoffizier, den er sehr heftig getadelt hatte, und der zu seiner Entschuldigung anführen konnte, daß er den bestimmten Befehl gehabt, entgegnete er auf die mit der Hand an die Kopfbedeckung gestellte Frage: „Darf ich etwas zu meiner Entschuldigung anführen?" — „Nur, wenn ich Sie frage", aber er fragte ihn nicht.

Es war die Einrichtung getroffen, daß die Übungen, die nur in ganz kleinen Abteilungen stattfanden, von Regimentskommandeuren geleitet und beurteilt wurden. Steinmetz gab dann die Superkritik. Wenn der erste Kritiker etwas getadelt hatte, lobte es Steinmetz und umgekehrt. Nur ein einziges Mal war er nicht unhöflich, denn der betreffende Regimentskommandeur schien entschlossen, sich nicht viel gefallen zu lassen, gab eine sehr kurze Kritik und sagte dann: „Alles übrige wird ja hier der General v. Steinmetz noch so des längern und breitern besprechen, daß ich die Herren nicht auch noch langweilen will." Da wurde Steinmetz ganz verlegen und sagte begütigend: „Schon gut, schon gut, mein alter Salisch!" und lobte alles, was geschehen war.

Die meisten anderen zitterten vor Steinmetz und seiner Grobheit. Eines Abends, als der Oberst v. Zastrow (1870 kommandierender General des siebenten Armeekorps) das Manöver leitete, ward die Kritik besonders lebendig. Zastrow, ein Gelehrter, der viele Werke geschrieben hatte, war schon deshalb dem Steinmetz unangenehm. Als Zastrow kritisierte, wollte er den scharfen Gegenbemerkungen von Steinmetz dadurch entgehen, daß er seine wohlgesetzten Redensarten stets mit der Wendung begann: „Nach meiner Ansicht, wobei ich aber auch die wohlbegründete Gegenansicht nicht ganz verwerfen kann . . . ." Als er fertig war, begann Steinmetz seine Kritik mit den Worten: „Daß ich bei dem, was ich sage, nur meine Ansicht ausspreche und nicht die eines anderen, setzt wohl jeder als selbstverständlich voraus", und nun häufte sich Grobheit auf Grobheit bis spät in die Nacht hinein. Der Mond stand hoch über Reinickendorf und beleuchtete uns den Heimritt hell, als die Kritisierten nach Mitternacht entlassen waren.

Am meisten verletzte bei seiner Grobheit, daß sie nie in der Heftigkeit,

sondern stets mit aller Ruhe, wohlgesetzt und so berechnet ausgesprochen wurde, daß niemand eine Handhabe zur Klage hatte. Dabei konnte ich seine Kritiken weder treffend noch überall richtig finden. Seine Art und Weise tötete die Lust am Dienst. Ich war froh, daß ich nie unter seinen Befehlen gestanden.

Großes Manöver des vierten Armeekorps. Die großen Königsmanöver fanden im Jahre 1857 beim vierten, dritten und Gardekorps statt. Zuerst ging der König nach Halle, wo das vierte Armeekorps manövrierte. Das Hauptquartier des Königs kam nach Schloß Giebichenstein bei Halle. Die Königin begleitete ihn. Bei der Ankunft in Halle waren auf dem Bahnhofe alle Stabsoffiziere des Korps und eine Menge Zivilbehörden, so daß die Wartesäle des Bahnhofs zu einer Art Hofcour den Raum hergaben. Der König unterhielt sich mit allen in alter Frische und Heiterkeit und blieb da, mit den Herren plaudernd, wohl zwei Stunden. Hier war es, wo er dem Professor Leo, jenem Reaktionär der Wissenschaft, sagte: „Ich habe Sie heute schon gesehen, Herr Professor." — „Wie wäre das möglich, Euer Majestät?" — „Jawohl, im »Kladderadatsch«!"

Die Parade fand tags darauf etwa ein und eine halbe Meile von Halle bei Bennstädt statt, auf einem endlosen Stoppelfelde, dessen braunschwarzes Erdreich den Braunkohlengehalt durch einen schwarzen Staub verriet, den die Truppen verursachten. Seit vielen Wochen war kein Regentropfen gefallen. Staub und Hitze waren um so unerträglicher, als der kommandierende General des vierten Armeekorps, Fürst Radziwill, sich in der Windrichtung verrechnet hatte. Ein schwacher glühender Luftzug trug langsam, aber sicher die schwarzen Staubwolken, die von den Truppen aufgerührt wurden, auf den König und die zahlreiche Suite zu (der König von Sachsen und alle sächsischen Fürsten waren anwesend), so daß alle vom Beginn des Vorbeimarsches an in eine ägyptische Finsternis eingehüllt waren und von den Truppen nicht das Geringste sahen. Dafür sahen König und Königin sowie alle Herrschaften und deren Gefolge nach dem Vorbeimarsche so schwarz aus wie die Mohren. Dieser Staub drang durch alle Kleider durch, in alle Poren ein, verdarb Uniformen und war so zähe, daß er sich gar nicht entfernen ließ. Ich wurde ihn nicht einmal durch ein heißes Bad in Giebichenstein los.

Der folgende Tag war Ruhetag für die Truppen. Der König weihte die historische alte, von ihm neu restaurierte Kirche auf dem Petersberg ein. Mittags fand um fünf Uhr im Kursale des Bades Giebichenstein das Paradediner statt, zu dem die Stabsoffiziere des vierten Armeekorps eingeladen wurden.

Die Feierlichkeit auf dem Petersberge begann ziemlich früh. Die Geistlichkeit ließ es sich nicht nehmen, durch die Menge und Länge der Reden zu ersetzen, was an Gehalt fehlte. Es wurden hintereinander drei Predigten gehalten, von denen jede eine Stunde dauerte.

Die Kirche war gedrängt voll. Die sämtlichen Mitglieder aller sächsischen Fürstenhäuser waren anwesend, denn der Petersberg ist ja für die sächsische Fürstengeschichte von besonderem Werte. Meilenweit waren aus der Umgegend alle Geistlichen herzugereist, und was an Raum dann noch gelassen war, das nahm eine Kopf an Kopf stehende Volksmasse ein. Die Hitze wurde immer unerträglicher, und als der Gottesdienst endlich zwischen zwölf und ein Uhr beendet war, schwankte man mehr, als daß man zur Kirche hinausging.

Der König war überaus erschöpft, matt, und sein Gesicht zeigte, daß das Blut ihm zu Kopfe stieg. Ein in der Nähe der Kirche befindliches großes Haus nebst Garten (vielleicht das Pfarrhaus) war für den König hergerichtet, um sich ein wenig zu restaurieren. Er zog sich zu einer Tasse Bouillon zurück, während wir vom Gefolge im Garten etwas Butterbrot zu uns nahmen, wofür das Hofmarschallamt gesorgt hatte. Da befahl der König, die drei Geistlichen, welche gepredigt hatten, sollten mit ihm frühstücken. Sie wurden gerufen, aber sämtliche übrigen anwesenden Geistlichen folgten ihnen und füllten den Garten an. Ein Hoffurier sagte mir erschreckt, es sollten nur drei kommen und nun kämen sechzig, es werde nicht genug zu essen da sein. Ich meinte, wenn nur zu trinken da wäre, denn bei dieser Hitze äße man wenig. Stühle waren auch nicht da. Also brachten die Lakaien den herumstehenden Herren Gläser und schenkten ihnen ein, was gerade ihnen in die Hände kam, Rotwein, Portwein, Champagner, Malaga, Madeira, Moselwein. Alles durcheinander. Nach etwa dreiviertel Stunden fuhr der König vorn vom Hause fort und sah diese Geistlichkeit nicht mehr, die sich hinten im Garten sehr wohl fühlte.

Beim Diner in Giebichenstein war im Kursaal nicht Raum genug für alle Couverts. In den durch Gartenverzierungen zu scheinbaren Treibhäusern umgeschaffenen Nebenzimmern waren noch kleine Tische gedeckt, an die wir, die wir zu dem Gefolge gehörten, uns setzten, um für die Stabsoffiziere des Korps, die den König doch so selten sahen, Platz zu lassen. Wie das bei solch einem großen, vom Hofmarschallamt an einem ganz fremden Orte bereiteten Diner nur sein kann, dauerte die Bedienung der einzelnen Gänge bei Tische länger als sonst bei Hofe. Wir in den Außenzimmern, unbeachtet und unbeobachtet, wie wir waren, wurden auch mit der Bedienung schlecht bedacht. Dafür konnten wir uns unbemerkt frei bewegen. Daher folgte ich auch der Aufforderung meines

Nachbarn, Rittmeisters v. Buddenbrock, Adjutanten des Prinzen Albrecht, in einer langen Zwischenpause, als es schon dunkel geworden war, durch eine Hintertür aus dem erstickend heißen Raume ins Freie zu treten. Dort bot sich uns ein feenhafter Anblick dar. Das ganze niedliche Tal von Giebichenstein war bengalisch beleuchtet. Vor dem Kurhause spielten die Musikkorps des vierten Armeekorps. Wir beschlossen, auf eine der nächsten kleinen Höhen zu steigen und empfanden, dort auf einer Bank sitzend, die ganze Pracht des Genusses für Auge und Ohr. Das Tal war ein Flammenmeer von roten, grünen, weißen Feuern. Aus der Tiefe tönte der „Reveil du Lion" zu uns herauf. Die Hitze des Tages hatte einer Temperatur Platz gemacht, bei der man wenigstens stille sitzend atmen und leben konnte. Als die Komposition von Kontzki beendet war, kamen wir überein, daß man einen herrlicheren Genuß nicht haben könnte. Wir gingen wieder hinab und glaubten noch unsere Plätze wieder einnehmen zu sollen. Aber die Tafel war eben aufgehoben worden.

Das beseligende Gefühl, mit dem wir uns in die eben ins Freie tretende Tischgesellschaft mischten, stand im grellsten Gegensatz zu der Stimmung, in der sich diese befand. Nichts als lange, erschreckte Gesichter! Es ward leise vom König gesprochen. „Schrecklich!", hieß es, „Fürchterlich! Was soll daraus werden!"

Allmählich erfuhr ich erst, was vorgefallen war. Der König hatte, im Anschluß an die Einweihung des Petersberges, eine Rede begonnen, in der er auf das Wohl der anwesenden deutschen Fürsten einen Toast ausbringen wollte. Er hatte sie alle genannt und wollte noch den anwesenden Neffen, den Großherzog von Mecklenburg, mit dabei nennen und, wie er an diesen Namen kommt, spricht er „Großherzog von . . . . ." aus und stockt und kann das Wort Mecklenburg nicht finden. Da stellt er sein Glas hin und faßt sich mit beiden Händen an den Kopf. Die Königin flüsterte ihm „Mecklenburg" ins Ohr, sofort findet er den Faden seiner Rede wieder und schließt so feurig, wie er begonnen.

Nachher war er aber sehr trübe gestimmt. Die Tafel wurde aufgehoben, noch ehe der Nachtisch aufgetragen war, und König und Königin zogen sich bald zurück.

Die fabelhaftesten Gerüchte verbreiteten sich bald infolge dieses lapsus linguae, der bei keinem andern so großes Aufsehen erregt haben würde, als beim Könige, dessen Redegewandtheit einerseits so berühmt war, und über den anderseits betreffs seiner Gesundheit verschiedene Gerüchte bereits in der Welt umherliefen.

Den anderen Morgen begannen die Feldmanöver des vierten Armeekorps in zwei Abteilungen gegeneinander. Der Prinz von Preußen hatte die Oberleitung. Der König behielt sich nur vor, Bemerkungen zu

machen. Aber er verhielt sich äußerst einsilbig. Man konnte nicht wissen, ob er überhaupt dem Gange des Manövers folgte, oder nicht, oder ob er nur niedergedrückt schien, weil er das Gefühl hatte, den Tag zuvor eine Schwäche gezeigt zu haben. Zwei Tage lang begleitete er in dieser Weise das Manöver. Am Schluß des zweiten Tages bestellte er einen Extrazug und fuhr direkt nach Sanssouci zurück, zu angegriffen, um die letzten Manövertage noch mitzumachen, dem Prinzen von Preußen allein deren Leitung überlassend.

Wir waren alle sehr niedergedrückt und sahen mit Besorgnis den Manövern des Gardekorps gegen das dritte Armeekorps entgegen, denn je größer die anwesenden Truppenmassen, desto länger müssen die Übungen dauern. Die Anwesenheit des Kaisers von Rußland stellte außerdem eine Vermehrung der Anstrengungen in Aussicht.

Manöver des dritten und Gardekorps. Aber der König erholte sich in wenigen Tagen der Ruhe in Sanssouci bald wieder. Für die Manöver verlegte er das Hoflager nach Charlottenburg, wo der russische Kaiser ebenfalls einlogiert ward.

Dieser junge Herrscher hatte für den Oheim die zarteste Aufmerksamkeit und störte dessen Zeit in keiner Weise, wenn er allein da war.

Die Übungen begannen mit einer gemeinsamen Parade des Gardekorps und dritten Armeekorps auf der weiten Ebene vor Friedrichsfelde nordöstlich von Berlin. Bei dieser endlosen Parade mußte ich als Point stehen. Der vor kurzem zum Feldmarschall beförderte Wrangel führte die beiden Korps vorbei. Noch hatte die Hitze nicht nachgelassen, obgleich wir bereits mitten im September waren. Da mußte ich nun zu Pferde stramm und still sitzen als Point für die anmarschierenden Truppen, kein Glied rührend und auch meinem Pferde nicht die geringste Bewegung gestattend. Nur wenn Fahnen vorbeikamen, mußte ich vorschriftsmäßig grüßen. Eine Kompagnie nach der anderen zog vorbei, alle wirbelten denselben Staub auf, der sich unter den Füßen meines Pferdes drehte, die Musiker, die Fahnen zogen vorbei, und so ging es Stunden und Stunden lang, denn noch ein zweiter Vorbeimarsch ward befohlen, in anderer Formation. Die Hitze war fürchterlich, der Kragen ward mir immer enger, ich durfte mich aber nicht rühren, da sah ich Linie auf Linie, Staub auf Staub, und der Staub drehte sich, und zuletzt drehte sich alles, und es sah alles ganz so grau aus wie der Staub. — Ich sah dann wieder etwas und war sehr erstaunt, mich hinter den Zuschauern zu befinden. Major Graf Gröben, mein Kollege, hatte sich gedacht, daß einer nicht die ganze Zeit über aushalten könne und mich beobachtet. Er sah mich schwanken, war herangeritten, hatte mich abgelöst und mein Pferd am

Zügel zurückführen lassen. Nachdem mir eine Weile der Kragen geöffnet war und ich einen Schluck Wasser getrunken hatte, konnte ich meinen Posten wieder einnehmen.

Der König hielt gut aus und war auch noch am Schluß der Parade guter Dinge.

Die Feldmanöver zwischen beiden Armeekorps fanden bei Spandau statt. Da wurden Schiffsbrücken geschlagen und nachher die Höhen von Seeburg und Staaken angegriffen. Vom Charlottenburger Schloß aus erreichte man das Manöverfeld mit den flinken Rossen vor den Königlichen Wagen in einer halben Stunde, und die Höhen waren sehr übersichtlich, auf denen der König hielt, so daß er nicht anstrengend zu reiten brauchte. Der Prinz von Preußen war nur sehr unglücklich darüber, daß der König den Schluß des Manövers jeden Tag gar zu zeitig befahl, weil dabei gar zu wenig Erfahrungen gesammelt wurden im Vergleich zu den Kosten der Übungen. Er bat den König, wenn er ermüdet sei, wenigstens ihn allein das Manöver fortsetzen zu lassen. Aber der König wollte sich doch nicht krank zeigen und meinte immer, er könne noch gut aushalten, aber die Truppen sollten nicht überanstrengt werden.

Von der großen Aufmerksamkeit des Kaisers gegen den König erlebte ich ein Beispiel, als ich den Dienst hatte. Der König hatte dem Kaiser zur Abendunterhaltung, während alle bekannten Militärs im Biwak waren und nicht eingeladen werden konnten, vorgeschlagen, ins Schauspielhaus nach Berlin zu fahren, und beide Herrschaften begaben sich dorthin in die kleine Loge. Ich begleitete den König in seinem Wagen, und er kam mir müde vor, der Kaiser sah gleich im ersten Akt, daß der König erhitzt aussah. Da klagte der Kaiser über Hitze und schlug dem Könige vor, lieber nach Charlottenburg zurückzufahren, den Abend in stiller Gemütlichkeit im Kühlen zu verbringen, statt im Schauspielhause in der Hitze. Dies geschah auch. Die Königin, die stets in Angst war, wenn ihr Gemahl ohne sie fortfuhr, erschrak sehr über die vorzeitige Rückkehr, freute sich dann aber sehr über die Rücksicht, die der Kaiser auf den König nahm.

Der letzte Manövertag, an dem sich Graf Gröben in vermeintlich unangreifbarer Stellung wie ein Löwe wehrte, während ihn der Fürst von Hohenzollern in der rechten Flanke umging und im Rücken angriff, ehe er es merkte, war vorüber, der Kaiser reiste nach Stuttgart, der König ging nach Sanssouci. Dort in der Ruhe gewann er die alte Heiterkeit und Frische noch einmal wieder. Dort brachte ich ihm meine Nachrichten über Stuttgart, und er sprach sich mit seiner unübertrefflichen Beredsamkeit über die politische Lage aus. Seine Augen funkelten und schossen Blitze, wenn er über Napoleon sprach.

Nachdem ich im letzten Drittel des Septembers noch einmal in Sanssouci Dienst getan hatte, erhielt ich Erlaubnis, nach Schweidnitz zu gehen, um die ersten Breschversuche mit den gezogenen Geschützen mitanzusehen, welche nunmehr in ihrer Konstruktion für den Gebrauch in und vor Festungen endgültig festgestellt waren.

Schießversuche in Schweidnitz. Diese Versuche sind von anderen artilleristischen Größen eingehend genug beschrieben und machten damals in der Artilleriewelt Aufsehen. Daß sie mich lebhaft beschäftigten, ist selbstverständlich, ich kann aber unter Hinweis auf die damals erschienenen Werke darauf verzichten, auf die militärwissenschaftlichen Einzelheiten einzugehen.

Des Morgens wurde mehrere Wochen hindurch gegen die dem Verfall bestimmten Werke geschossen, jeder einzelne Schuß gemessen, nach Lage und Wirkung. Nachmittags wurden Konferenzen gehalten, weitere Beschlüsse gefaßt. Eine große Menge Zuschauer war täglich zugegen. Es kamen deren aus allen Garnisonen gereist, aus Breslau, Liegnitz usw. Da standen oft mehr als vierzig Offiziere gegenüber der Bresche, in welche die Granaten unserer gezogenen Geschütze einschlugen. Manchmal spritzten Steine des zertrümmerten Mauerwerks auseinander und prallten zurück, mitten zwischen uns durch. Der damalige Oberst Hartmann machte auf die von der Kommission festgesetzten Vorsichtsmaßregeln aufmerksam, wonach alle Zuschauer in den Laufgräben gedeckt sein und nur durch die Wallspiegel nach der Bresche sehen sollten. Nun konnte ein Wallspiegel nur von einem auf einmal benutzt werden, also waren vier zu wenig für vierzig Menschen. Dann war's in den gedeckten Laufgräben dumpfig und enge und die Wallspiegel nach wenigen Schüssen durch die Erschütterung voll Sand geworfen, so daß man nichts dadurch sehen konnte.

„Es wäre viel Unglück, wenn mir ein Stein was täte“, sagte Enke und stellte sich breit an dieOntereskarpe der Bresche gegenüber. Ich stellte mich neben ihn. Bald kamen die meisten Zuschauer aus der Deckung heraus und stellten sich frei hin. Die Kommission allein, welche im besonderen den Versuch zu leiten hatte, erhob Einspruch und deckte sich vorschriftsmäßig. Ihr Widerspruch aber blieb unbeachtet. Im Gegenteil wurden noch allerhand Scherze getrieben. Wenn ein einschlagender Schuß Steine um uns schleuderte, nahm man wohl einen von der Erschütterung abgefallenen Apfel und warf ihn einem Kameraden von hinten auf den Kopf, der dann erschrak, er sei getroffen und Heiterkeit erregte.

So ging es mehrere Tage fort. Endlich ward es auch dem Obersten Hartmann in seiner Erdhöhle zu enge. Er konnte durch seine Wall-

spiegel gar nichts mehr sehen und steckte einmal, sage ein einziges Mal, seinen Kopf vorsichtig heraus, um den Einschlag der Sechspfündergranate sehen zu können. Unmittelbar nach dem Schuß zog er den Kopf schnell wieder zurück und blieb sorgfältig gedeckt und gebückt im Laufgraben stehen, so daß wir alle über die komische Vorsicht lachten. Aber das Lachen verstummte bald, als ein Kanonier zusprang, den Obersten zu halten. Er blutete, er war verwundet. Ein ganz kleines Steinchen war nach dem Einschlag der Granate zurückgespritzt, hatte ihm die Lippe zerschnitten, zwei Zähne zerschlagen und in die Zunge geschnitten. Während wir tagelang ungestraft frei dagestanden hatten, hatte Hartmann den ersten Versuch, den Kopf herauszustecken, so schwer büßen müssen! Und die Buße war schwer. Er, der immer sprach und sich so gern reden hörte, er mußte jetzt acht Tage lang mit verbundenem Munde sitzen und durfte nur die Rapporte über die täglichen Erfolge lesen oder hören! Wenn der arme Mann dann reden wollte, schlug er die Hände über'm Kopf zusammen und machte: „Hm, hm, hm!“ Es war merkwürdig, wie wenig Mitleid er erregte. Alles lachte, daß gerade dieser leidenschaftliche Sprecher auf den Mund geschossen war. Er ist ganz geheilt worden. Nur lispelte er seitdem etwas bei seinen Reden.

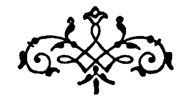
Ein anderer Unglücksfall, der leicht hätte vielen Menschen das Leben kosten können, verlief ebenfalls mit sehr geringen Resultaten gnädig ab.

In Schweidnitz blies man, wie in manchen anderen schlesischen Städten, alle halbe Stunden ein Trompetensignal vom Rathausturm, ein Gebrauch, der mehrere Jahrhunderte alt ist. Daß da eine Verwechslung mit den Trompetensignalen des Schießversuchs vorkommen könnte, das war niemandem eingefallen. Eines Tages schoß man Bresche im indirekten Schuß gegen den Fuß einer durch die Contreescarpe gedeckten Mauer aus einer fünfundzwanzigpfündigen Haubitze auf bedeutende Entfernung. Das Geschütz harrte schußfertig des Trompetensignals zum Abfeuern. An der Mauer, nach der geschossen ward, standen alle Zuschauer und die Mitglieder der Kommission, welche die bisherige Wirkung mit Maßstäben maßen und zu Protokoll nahmen. Auf der Contreescarpe stand Leutnant Ribbentrop und zwei Feuerwerker. Da erfolgte eine Fanfare vom Stadtturm. Am Geschütz hielt man sie für das Signal zum Feuern und feuerte ab. Ribbentrop (der jetzige Generalleutnant, 1881) sah die Pulverwolke am Geschütz und sprang in den deckenden Graben, die Feuerwerker auf die Seite. Die schwere Bombe kam angebraust. Zum Glück ging sie zu kurz, setzte auf der Contreescarpe genau da auf, wo Ribbentrop gestanden hatte und sprang in die Höhe oben in den Erdwall hinein, statt unten in die Mauertrümmer und in die vierzig bis fünfzig Menschen. Daß Ribbentrop sich einen Fuß verstauchte, war der einzige Unfall, der zu beklagen war.

Der alte General Enke ließ sich durch solche kleinen Unfälle in seinem regen Eifer für die Sache nicht stören. Er zeigte ebensoviel persönlichen Mut wie Mut der Verantwortlichkeit. Bald bewies er den letzteren noch mehr. Eines Tages platzten mehrere Granaten der gezogenen Geschütze im Rohr. Ehe man erforscht hatte, woran es lag, war man sehr erschrocken; denn die Stücke der Granaten flogen unregelmäßig heraus, schlugen vor den Geschützen auf und schwirrten, weiß Gott wohin, zum Teil hoch in die Lüfte, über den Wall hinweg nach der Stadt zu. Da kam die Meldung, die Granatstücke schwirrten auf dem Exerzierplatze, die exerzierende Infanterie habe deshalb im Laufschritt den Platz verlassen. Eine andere Meldung besagte, ein großes Stück Eisen sei auf dem Ring dicht an der Kirche in das Pflaster eingeschlagen. Da sagte Enke: „Morgen wird uns das Schießen doch verboten werden, da wollen wir heute noch soviel Erfahrungen als möglich sammeln und recht fleißig weiter schießen.“ Zum Glück war niemand verletzt. Man entdeckte den Grund der Unregelmäßigkeit und stellte ihn ab. Garnison und Bürgerschaft wurden beruhigt, und die Versuche konnten durchgeführt werden, ohne Unterbrechung zu erfahren. Die genannten Sprengungen kamen nicht mehr vor.

Nachdem ich die Hauptsachen bei den Schweidnitzer Versuchen gesehen hatte, ging ich noch einige Tage zum Besuch meiner Eltern nach Koschentin. Denn ich hatte Urlaub bis zu meinem nächsten Dienst.

In Koschentin erhielt ich die Nachricht von dem Tode des Generals v. Reyher (infolge der Operation eines Karbunkels im Genick) und bald darauf von der erneuten Erkrankung des Königs. Die letztere Nachricht veranlaßte mich zur augenblicklichen Rückreise nach Berlin und Sanssouci.



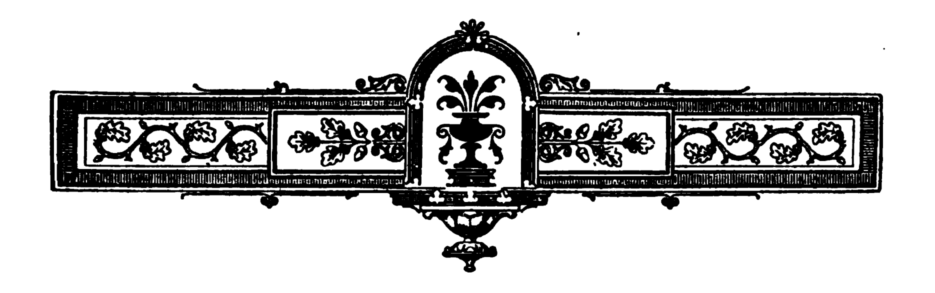


Fünftes Buch.

Die Krankheit des Königs.

Oktober 1857 bis Januar 1861.





1. Erkrankung des Königs.

Erster Ausbruch.

Bei meiner Ankunft in Sanssouci fand ich den ganzen Hof in derjenigen gelähmten Stimmung, welche unvorhergesehene große Ereignisse erzeugen, deren Resultat man noch nicht absehen kann.

Was ich so allmählich erfuhr und schließlich nach übereinstimmenden Erzählungen für wahr halte, ist folgendes:

Kaiser Alexander in Sanssouci. Der Kaiser Alexander II. war auf der Rückreise von Stuttgart nach Petersburg einige Tage zum Besuch in Sanssouci gewesen. Unser König, sehr zufrieden mit dem Erfolg seiner Politik und dem Scheitern der Pläne Napoleons in Stuttgart, war sehr heiter mit dem Kaiser gewesen. Es hatte ein Fest (Stiftungsfest) beim 1. Garde-Regiment stattgefunden. An demselben hatte der König den Chef, v. Werder, zum Flügeladjutanten ernannt. Des Morgens, bei der Parade, hatten manche an dem Könige eine Art von Teilnahmslosigkeit und Abspannung bemerken wollen. Andere meinten, er sei so heiter gewesen, wie je in seinen gesundesten Tagen. Diese Verschiedenheit in den Beobachtungen war mir leicht erklärlich, denn der König war ja seit ein und einem halben Jahr sehr wechselnd, bald frisch, bald abgespannt. Des Abends war Theater im Neuen Palais, und der König hatte über das Lustspiel „Die Dienstboten" gelacht, wie man ihn so herzlich lachen zu hören gewöhnt war.

Am folgenden Tage reiste der Kaiser von Rußland ab, und der König wollte ihn bis zur Station Sommerfeld in Schlesien begleiten, von wo er der Taufe des ersten Kindes des Herzogs von Schleswig-Sonderburg-Augustenburg in Dolzig beiwohnen wollte.

Auf der Fahrt von Potsdam nach Berlin begann der König sich unwohl zu fühlen. Manche schrieben es einer Zigarre zu, die der Kaiser

in seiner Gegenwart rauchte. Daß das ein Irrtum war, zeigte sich bald, denn die längst drohende Krankheit nahm nun eine ernste Wendung. In Berlin fühlte der König, daß er nicht nach Dolzig reisen könne, verabschiedete sich vom Kaiser von Rußland und kehrte sofort nach Sanssouci zurück. Man hatte zu Schönlein gesandt und ihn nach Sanssouci entboten.

Schönlein gerufen. Schönlein kam an und fand den König über Kopfschmerz, Schwindel und Übelkeiten klagend. Der berühmte Arzt hielt es für eine Kleinigkeit und war unwillig, deshalb geholt worden zu sein. Damit fuhr er auf den Bahnhof nach Potsdam, um nach Berlin zurückzukehren. Aber ehe der Zug abging, wurde Schönlein abermals nach Sanssouci mit der Nachricht gerufen, der König liege besinnungslos.

Er fand ihn regungslos im Bett liegen, wohin sich der König begeben hatte, weil ihm gar zu schlecht zu Mute geworden war. Der Leibarzt Dr. Grimm und der Dr. Weiß, welche gerufen waren, drangen auf einen Aderlaß. Schönlein erklärte sehr kurz, er habe nichts gegen einen Aderlaß. Es sei überhaupt gleichgültig, was jetzt gemacht werde. Hilfe sei nicht mehr möglich. Beim Aderlaß wollte das Blut erst nicht recht fließen. Endlich kam es in Gang, aber der König blieb besinnungslos. Man ordnete an, daß Schönlein die Nacht in Sanssouci zu bleiben habe.

Die Königin. Den folgenden Tag bewegte sich der König wenig. Mit Mühe ward ihm Nahrung eingeflößt, Zeichen der Besinnung gab er nicht von sich. So ging es einige Tage weiter. Die Königin hatte sich sofort in ihrer ganzen erhabenen Größe gezeigt. Ganz erfüllt von ihrer Pflicht als Frau wich sie nicht von dem Krankenbette und widmete sich einzig und allein den Einzelheiten der Pflege des Königs. Sie kümmerte sich um nichts anderes, aber hierin übernahm sie selbständig den Oberbefehl und litt nicht, was sie nicht nach Anhörung der Ärzte gebilligt hatte.

Schönleins Diagnose. Wieder hatte Schönlein in den Bulletins über den Königlichen Kranken die unverständliche Erklärung vom Springen eines Blutäderchens im Gehirn, vom Austritt eines Blutkügelchens usw. in die Welt geschleudert und dadurch den fabelhaftesten und unsinnigsten Gerüchten Vorschub geleistet, statt einfach zu sagen, daß der König von einem Schlaganfall betroffen worden, wonach jeder gewußt hätte, woran er war. So merkte die Welt, daß ihr etwas verheimlicht werden sollte, und bald hieß es, der König sei nicht krank, sondern werde nur vergewaltigt, bald hieß es, der König sei wahnsinnig, und man wolle ihn weiter regieren lassen, damit die „Kamarilla“ unter Mißbrauch seines Namens weiter herrschen könne.

Langsame Besserung. Als ich in Sanssouci ankam, waren zwei Tage seit der Erkrankung des Königs verstrichen. Die Bestürzung war eine allgemeine.

Allmählich kam Sprache und Bewegung dem Könige teilweise wieder. Ich kann von eigenen Beobachtungen nicht reden. In der ersten Zeit dieser Erkrankung durfte auch der Flügeladjutant vom Dienst nicht zu ihm. Nur die Königin, die Kammerdiener und die Ärzte, außerdem der Prinz von Preußen als Thronfolger betraten das Zimmer des Königs. Aber wir erfuhren doch von den Kammerdienern aus erster Hand, daß der König besser gehen als sprechen konnte. Die Rede beschränkte sich auf wenige Worte und war oft unverständlich. Man blieb im Zweifel, ob die Gedanken des Königs klar oder verwirrt seien.

Sehr begierig war man auf den fünfzehnten Oktober. Dieser Tag, der sonst so fröhlich für ihn gewesen war, den er immer so recht genossen und durch Gnadenbezeugungen gefeiert hatte, denn er wollte nur glückliche Gesichter sehen, dieser Tag, würde er sich seiner erinnern? Am Morgen des Fünfzehnten war er aufgestanden und hatte sich ankleiden lassen. Dann ließ er, es war ein schöner sonniger Tag, die breiten Türen seines Zimmers öffnen, die auf die Terrasse führten und sagte: „Schön, schön! — Das Fest, das Fest!" — Dann ist er traurig geworden und hat gesagt: „Wilhelm, es liegt alles!" Diese Worte befreiten die Königin und den Prinzen von Preußen aus einer recht peinlichen Lage.

Stellvertretung. Seit der Erkrankung des Königs, also seit dem siebenten Oktober, hatte die Ausübung der Königlichen Gewalt vollständig geruht. Eine kurze Zeitlang war dies ja möglich, nur daß sich dann die zu erledigenden Sachen bedeutend häuften. Aber lange konnte dieser Zustand nicht dauern. Die Verfassung sah diesen Fall vor, wie die Minderjährigkeit des Monarchen. Dann mußte der nächste volljährige Agnat des Hauses die Zügel der Regierung als Regent ergreifen und die Notwendigkeit der Regentschaft vom Landtage anerkannt werden. Hierzu wollte aber der Prinz von Preußen nicht gern schreiten, so lange die Hoffnung vorhanden war, daß der König die vollen Geisteskräfte wieder erlangen könne. Er hatte deshalb das Ministerium berufen und ihm die Frage vorgelegt, wie lange der Staat ohne Gefährdung wichtiger Interessen eine Königliche Entscheidung entbehren könne. Das Ministerium hatte einen Termin gesetzt, und der Prinz wartete diese Zeit ab.

Der erste Schritt des kranken Königs, als er in seiner Berufstreue sagte: „Wilhelm, es liegt alles!", erleichterte dem Prinzen den Entschluß. Im vollen Einverständnis mit ihm fragte die Königin nun den König,

ob er den Bruder mit seiner Stellvertretung betrauen wolle. „Das ist es ja!“, sagte der König, und es war ihm, als ob er von einer schweren Last befreit sei, seitdem er verstanden wurde.

Es handelte sich nun um die Formalität bei der Übertragung der Geschäfte an den Prinzen. Eine einfache Kabinetts-Ordre genügte, denn der Fall, daß der König, wenn er auf Reisen oder krank gewesen war, den Thronfolger mit den Regierungsgeschäften betraut hatte, war schon öfter dagewesen. Aber erstens handelte es sich darum, ob der König seinen Namen werde schreiben können. Er machte wiederholte Schreibversuche, die endlich gelangen. — Dann aber handelte es sich darum, juristisch glaubhaft festzustellen, daß der König bei Unterschrift der Kabinetts-Ordre mit völligem Bewußtsein gehandelt und eines eigenen Willens fähig gewesen sei, damit später nicht die Gültigkeit der Kabinetts-Ordre angefochten werden könne.

Das war eine große Schwierigkeit, denn erstens war es nicht leicht, dem kranken König zuzumuten, Zeugen zuzulassen, welche bekunden sollten, daß er eines eigenen Willens fähig sei, und dann war bei dem noch ganz dürftigen Sprechen des Königs nicht leicht zu beweisen, was er eigentlich wollte, denn er sagte oft das Gegenteil von dem, was er bezeichnen wollte. Man überzeugte sich von seinen Absichten immer nur durch Fragen. Hatte man ihn nicht richtig verstanden, dann wurde er ungeduldig. War er aber verstanden worden, so nickte er befriedigt mit dem Kopfe.

Es ward daher nötig, daß in Gegenwart der Zeugen Unterhaltungen mit dem Könige gepflogen wurden, aus denen sie ersehen konnten, daß er einen bestimmten klaren Willen habe. Die unvergleichliche Königin unterzog sich diesem schwierigen Amte, in Gegenwart von Zeugen mit dem Könige vorher eine Art von Vorstellungsunterhaltung abzuhalten. Die Zeugen waren: Der Oberstkämmerer Feldmarschall Graf zu Dohna, der Ministerpräsident von Manteuffel und der Hausminister v. Massow. Vor ihnen unterschrieb dann der König die Kabinetts-Ordre, mittels welcher der Prinz von Preußen als sein Stellvertreter die Königlichen Geschäfte auf drei Monate führen sollte, und ein ärztliches Gutachten beglaubigte die Dispositionsfähigkeit des Königs.

Der König hat sich die Kabinetts-Ordre mehrere Male vorlesen lassen, ehe er sie unterschrieb. Manche glaubten, er habe sie nicht sogleich verstanden. Aber drei Monate später erstaunte man, wie gut der König sie verstanden hatte. Als er nach drei Monaten noch nicht imstande war, die Zügel der Regierung wieder zu ergreifen, da ward natürlich eine neue Vollmacht nötig. In der ersten stand am Schluß eine Klausel, daß der

König sich vorbehielte, die Zügel der Regierung früher als nach drei Monaten zu ergreifen, wenn er früher gesund werde. Diese Klausel hatte man nach drei Monaten fortgelassen. Als dem König die so aufgesetzte Ordre zur Unterschrift vorgelesen wurde, fragte er sogleich, warum man das weggelassen habe, was vor drei Monaten am Schluß hinzugesetzt war. Als man ihm nun auseinandersetzte, man habe ein juristisches Gutachten eingeholt, wonach diese Klausel unnötig sei, denn jeder Vollmachtgeber habe das Recht, seine Vollmacht jederzeit zurückzuziehen, sagte der König ganz befriedigt: „Das ist auch ganz richtig." Somit hatte er, obgleich er es nicht aussprechen konnte, noch nach drei Monaten den Wortlaut der Kabinetts-Ordre im Gedächtnis, bei deren Unterzeichnung man so viele Umstände für nötig gehalten hatte, um die Dispositionsfähigkeit des Königs festzustellen.

Die Unterzeichnung war am dreiundzwanzigsten Oktober erfolgt. Der Entschluß, sich der Regierungsgewalt zu entäußern, war dem König immerhin recht schwer geworden. Die folgenden Tage schien seine Genesung Rückschritte zu machen. Aber bald wirkte die innere Beruhigung wohltätig auf ihn, und er ward von Tag zu Tag besser.

Ein großes Verdienst an der ruhigen Abwicklung dieser betrübenden Angelegenheit gebührt der Königin Elisabeth, die ohne Herrschsucht oder Eitelkeit, lediglich von ihrer Pflicht geleitet, bei allem half und zu allem die Hand bot, was im Interesse des Vaterlandes nötig war. Gleich groß ist das Verdienst des Prinzen von Preußen, der, selbst von zarter Gesundheit, nie daran gedacht hatte, seinen Bruder zu überleben und in seiner Bescheidenheit gar kein Verlangen nach der Herrschaft trug.

Zuziehung der Adjutanten zur Pflege. Die vortreffliche Königin gab sich jetzt keiner anderen Beschäftigung hin als der Pflege des Königs. Anfangs wollte sie ihm alles allein sein. Selbst der diensttuende Adjutant hatte keinen Zutritt zum Könige. Aber bald sah die Königin, daß sie ihre Kräfte überschätzt hatte. Sie ging schon nur mit Mühe und langsam und neigte zu Lungenentzündungen. Der König aber nahm an Körperkräften wieder zu und brauchte zu seiner Genesung viel Bewegung. Da mußte die Königin, so schwer es ihr auch ward, sich dazu entschließen, die Hilfe des Flügeladjutanten vom Dienst in Anspruch zu nehmen.

Mittlerweile war rauhe Witterung eingetreten. Sanssouci war für den Winteraufenthalt nicht eingerichtet. Das Hoflager war in Charlottenburg genommen. Dort war der Aufenthalt für den Winter am behaglichsten, und der König konnte im Garten am bequemsten spazierengehen.

Zustand des Königs.

Hier verkehrte ich zum ersten Male wieder persönlich mit dem Könige seit der Erkrankung vom siebenten Oktober. In seinem Äußern war keine große Veränderung vorgegangen. Der Blick war etwas verschleierter als früher, und die Sehkraft mag noch etwas abgenommen haben.

Aber in geistiger Beziehung war eine große Veränderung eingetreten. Dieser geistreiche, liebenswürdige, witzige, von Heiterkeit übersprudelnde Monarch war sehr hilfsbedürftig geworden. Er, der die Gabe der Rede einst in so glänzender Weise besaß, der mit Worten spielte und sich spielend glänzend und gewählt ausdrückte, der mit jedem Satz einen Witz, einen Vergleich, eine schlagende Redewendung wiedergab, er konnte jetzt nur wenig sprechen und meist war das, was er sagte, das Gegenteil von dem, was er sagen wollte.

Erriet man, was er meinte, so war er sehr vergnügt und erzählte in seiner Weise weiter; wenn man aber nicht erraten konnte, was er bezeichnen wollte, dann versuchte er zwei- bis dreimal zu umschreiben und konnte dann plötzlich in Verzweiflung geraten. Am meisten kämpfte er mit den Namen, die er nicht behalten konnte. Ja, er konnte sie nicht einmal nachsprechen. Dagegen konnte er sie lesen, und wenn er sie gelesen hatte, konnte er sie auf kurze Zeit aussprechen. Kurz darauf waren sie wieder verschwunden.

Nun kämpfte er mit einer mächtigen Willenskraft gegen seine Krankheit an. Er schrieb sich die Namen der ganzen Königlichen Familie, der Adjutanten, der Dienerschaft, des Gefolges, der Minister und Bekannten auf und lernte sie auswendig; dazu machte er lange und weite Promenaden. Er wollte durchaus wieder gesund werden, um seinem Beruf als König wieder nachzukommen.

Bei seinen Promenaden beschränkte sich der König nicht auf den Schloßgarten. Im Gegenteil ging er gern weit, bis in den Grunewald, in Charlottenburg herum, ja bis zum Schloß Bellevue im Tiergarten oder bis Moabit. Da war kein Haus, das nicht irgend eine Erinnerung in ihm wachrief. Und diese Erinnerungen gingen bis in den Anfang dieses Jahrhunderts, ja bis zum Ende des vorigen zurück. Er erzählte vom Witzlebenschen Hause am Lietzensee, vom Hause der Freimaurerloge in Charlottenburg, vom Hause des berühmten Sängers Concitini, des geheimen Freundes der berüchtigten Gräfin Lichtenau, vom Eckardtsteinschen Hause, von Martineken in Moabit, welchen Namen der neueste Plan von Berlin in Martinique ballhornisiert hatte. Von alledem sprach er und konnte auf die Namen nicht kommen. Ich forschte nach und brachte endlich die Geschichte aller drei Häuser heraus. Dann erst konnte ich ihm

folgen in seinen Gesprächen, ihm auf die Namen verhelfen. Dann war er glücklich und guter Laune, und augenscheinlich nahmen seine Geisteskräfte zu. Wenn er aber auf ein nicht zu überwältigendes Hindernis in seinem Gedächtnis stieß, dann wurde er verzweifelt, fühlte sich unglücklich und war gewiß den nächsten Tag benommener und minder umgänglich.

Es war rührend, die Geduld zu beobachten, mit der er sich bemühte, sich verständlich zu machen.

Bei diesem eigentümlichen Geisteszustand des Königs war es natürlich, daß die Königin mit Besorgnis dem Augenblick entgegengesehen hatte, in dem der König, nur von einem Adjutanten begleitet, würde gehen sollen. Bis dahin hatte sie alle seine Aussprüche verdolmetscht. Jetzt sollte sie nicht zugegen sein, wenn der König vielleicht nicht verstanden wurde, sich aufregte und ärgerte, und so fürchtete sie, es könne ihn der Schlag von neuem treffen. Da aber nichts anderes übrig blieb, so wurde uns der König anvertraut. Es lag in der Natur der Sache, daß man sich erst an das krankhafte Wesen des Königs gewöhnen, sich gewissermaßen hineinleben mußte, ehe man ihm helfen konnte. Überdem regte ein häufiger Wechsel von Personen den König auf. Deshalb hatte von jetzt ab der Adjutant den Dienst eine ganze Woche ununterbrochen fort. Der Wechsel fand Sonntag mittags um zwölf Uhr statt. Somit hatten wir acht Tage Dienst in Charlottenburg, Tag und Nacht, und drei Wochen freie Zeit, denn wir waren nur noch vier zum Dienst, seitdem Bismarck die Garde-Husaren, Gröben die Zieten-Husaren und Löwenfeld das Garde-Füsilier-Regiment erhalten hatten, nämlich Treskow, Rauch, Werder (der beim Regimentsfest des 1. Garde-Regiments am sechsten Oktober 1857 zum König kommandiert war) und ich.

Man kann sich denken, wie befangen jeder von uns im Anfang an sein Amt heranging, Wächter, Hüter, Leiter und zugleich Dolmetsch seines Königs zu sein, der ihm zu gebieten hatte und den man nicht verstand. Weit mehr noch, als diese Befangenheit, hat im Anfang der Schmerz und die Wehmut meine Tätigkeit gelähmt, weil ich den von mir so geliebten und verehrten König gerade in seinen ehemals so glänzenden Eigenschaften so beeinträchtigt sah. Dann aber belebte mich das Bewußtsein, daß ich hier endlich einmal meinem König wirklich und wesentlich dienstbar sein könnte, ohne etwas dafür zu erwarten, und ich dachte, jeder Offizier müßte mich darum beneiden. Nun bestrebte ich mich, ebenso langsam und lückenhaft zu denken, wie der König sprach, und allmählich erriet ich schneller als andere, was er eigentlich wollte. Weiter versuchte ich, erst schüchtern, dann nach einigen Erfolgen dreister, seine Gedanken zu leiten, und als mir dies gelang, sprach ich ihm von einem nach dem anderen, ohne seinen Geist durch allzugroße Sprünge zu ermüden. Da wurde es

mir nicht schwer, seine Worte zu erraten, denn sie bewegten sich doch immer in dem Thema, das ich beherrschte. Der Hauptzweck aber ward erreicht. Der König wurde unterhalten, vergaß sein Leiden auf einige Zeit und überwand es besser.

Der Winter trat früh ein und war streng und anhaltend. Eine Zeitlang konnte man von Tag zu Tag verzeichnen, daß der König weiter ging, mehr sprach, über einen größeren Wortschatz verfügte, heiterer wurde, seltener in Verzweiflung geriet. Aber einige Monate nach seiner Erkrankung machte die Genesung über einen gewissen Punkt hinaus keine Fortschritte mehr. Um einen erreichten Standpunkt herum bewegten sich dann die besseren und die schlechteren Tage in geringen Schwankungen.

Es trat ein Stillstand ein, der etwas Trostloses an sich hatte. Zugleich fing des Kranken Anteilnahme an, sich in stetig wiederholten Kreisen zu drehen. Seine Spaziergänge nahmen immer denselben Kreislauf, entweder hier, da oder dort. Und bei jedem Spaziergang fing der König an demselben Haus oder Punkt usw. denselben Gegenstand der Unterhaltung an. Ich konnte dem mir im Dienst folgenden Adjutanten die Gespräche übergeben, die er zu führen haben werde, und er sagte mir nachher, daß alles gestimmt habe. Wenn daher unterwegs nichts vorfiel, so fand keine Abwechslung statt. Kleine Vorkommnisse konnten den König erheitern.

Wenn indessen der König im Tiergarten einem Bekannten aus der besseren Gesellschaft begegnete, dann ging er grüßend schnell an ihm vorbei und sprach ihn nicht an, denn er fürchtete, falsch zu sprechen.

Merkwürdig war, daß er, wenn er erregt war, ganz gut sprechen konnte, und wenn er gegen die Dienstboten zornig wurde, so verfügte er über seinen ganzen reichen Wortschatz ebenso fließend, wie in gesunden Tagen. Man hätte meinen sollen, daß die Dienerschaft dadurch mißmutig geworden wäre. Das war aber durchaus nicht der Fall. Die Kammerdiener und Leibjäger, Kutscher usw. kannten von alter Zeit her das gute Herz des Königs, mit dem er immer alle Erregungen wieder gut gemacht hatte. Jetzt, wo er krank war, duldeten sie alle gern und bemühten sich nur, ihn zu verstehen und solche Erregungen zu vermeiden, in der Angst, diese könnten ihm schaden. Sie waren alle rührend in ihrer Anhänglichkeit an den geliebten Kranken.

Eines Tages verkannte der König mit seinem kurzen Gesicht den Weg und glaubte, die Kutscher seien falsch gefahren. Obgleich ich ihm sagte, wir seien auf dem von ihm befohlenen Wege, blieb er bei seiner Meinung, und bei der Rückkehr nach dem Aussteigen trat er vorn an die Vorreiter und warf ihnen heftig vor, falsch gefahren zu sein. Als der

König in das Schloß gegangen war, sagte ich den Leuten, sie sollten sich beruhigen, der König habe nicht richtig gesehen. Da antworteten mir die braven Leute: „Ach, das schadet uns nichts. Wir wollen gern gescholten werden, wenn nur der König noch viele Jahre lang schelten kann."

Bei der Geheimniskrämerei, mit der Dr. Schönlein den Zustand des Königs umgeben hatte, war nicht zu vermeiden, daß sich die fabelhaftesten Gerüchte über seinen Zustand verbreiteten. Die Welt spricht gern über hohe Persönlichkeiten und hört lieber Anreizendes als Einfaches. Also wurden diese Gerüchte gern geglaubt. Trat man ihnen unter Darlegung der Wahrheit entgegen, dann wurde geantwortet: „Natürlich, Sie dürfen ja nicht anders sprechen."

Allgemein war verbreitet, der König mißhandele tätlich seine ganze Umgebung. Das war rein erfunden. Schelten erfolgte nur gegen die Dienerschaft, gegen die übrige Umgebung war der König freundlich, höflich, liebenswürdig wie immer. Den Adjutanten redete er fast nur mit „Liebster, Bester" an.

Ein schwieriger Spaziergang. Ein einziges Mal ist er in dieser Zeit gegen mich heftig gewesen. Der Auftritt endete sehr komisch. Das Wetter war immer unfreundlicher geworden. Die Temperatur schwankte zwischen sieben und zehn Grad Kälte, und heftiges Schneegestöber wechselte mit kurzen Sonnenblicken. Bei solcher Witterung rieten die Ärzte von langen Fußpromenaden ab, denn sie fürchteten, der König könne sich seinen Kopf erkälten, den er nur mit der leichten Militärmütze bedeckte. Der König aber hatte die Neigung, sich durch recht weite Spaziergänge in Wind und Wetter abzuhärten und glaubte dadurch seine völlige Genesung zu beschleunigen.

An einem solchen Tage war des Morgens der Arzt länger als sonst beim Könige und verhandelte längere Zeit mit ihm. Dann kam der Arzt heraus und sagte mir, da es aufgehört habe zu schneien, so habe er dem Könige erlaubt, ein wenig ums Schloß herum spazieren zu gehen. Unmittelbar hinter dem Arzt kam der König in Paletot, Mütze, mit dickem Knotenstock und sagte mir: „Kommen Sie." Ich blieb ihm zur Seite. Er wandte sich aber nicht um das Schloß herum, sondern nach der Chaussee. Ich winkte zwei Jägern, zu folgen und sagte dem König, er wolle ja bloß am Schloß herumgehen. Er antwortete kurz, er gehe nicht weit. Da aber die Antwort etwas verlegen heraus kam, merkte ich, daß er beabsichtigte, den Ärzten nicht zu folgen. Ich sagte deshalb dem einen Jäger leise, er solle schnell den geschlossenen Wagen anspannen und folgen lassen. Der König hatte ein sehr feines Gehör und hörte, was ich sagte. Er befahl, der Wagen sei unnütz. Ich meinte, es schade nichts,

wenn er da sei. Nun, dann soll er auf der großen Chaussee nach Berlin folgen, meinte der König. Sowie der Jäger aber fort war, bog der König nach der Spreebrücke links ab und ging dann die Spree aufwärts auf dem Charlottenburger Ufer. Ich ließ noch einen anderen Jäger da stehen, wo wir abgingen, um dem Wagen zu befehlen, hier zu folgen. Diesmal merkte der König nicht, daß ich etwas bestellt hatte. Wir wateten nun im tiefen, frisch gefallenen Schnee auf dem unbelebten Wege, erst an der Spree, dann am Kanal entlang. Bald sah ich den Wagen auf zweihundert Schritt hinter uns. Da kam auch von rechts her ein entsetzliches Unwetter herangezogen. Ich machte den König darauf aufmerksam. Er aber meinte, das werde nicht schlimm werden. Ich bat ihn, in den Wagen zu steigen. „I, der ist nicht da", sagte er triumphierend. Ich sagte ihm, er sei hinter uns. Das ärgerte ihn, er habe doch befohlen, daß der Wagen auf der Chaussee bleibe, und nun wolle er gerade nicht einsteigen.

Mittlerweile erreichte uns das Unwetter. Ein heftiger Sturm peitschte uns Eisspitzen ins Gesicht und stach bei sieben Grad Kälte in Ohren und Nase. Der König rief einmal: „Au!" Da sagte ich ihm, es sei nun Zeit, einzusteigen. „Ich finde es sehr angenehm", sagte er. Jetzt stellte ich ihm vor, er möchte doch der Königin zuliebe einsteigen, die sich ängstigen werde, solches Wetter könne ihm schaden. „Die braucht nichts davon zu wissen", sagte er kurz. Nun sagte ich sehr entschieden, daß es für ihn die höchste Zeit sei, sich solchem Unwetter zu entziehen, und daß ich ihn auf das dringendste bitten müßte, in seinen Wagen zu steigen, widrigenfalls er von neuem erkranken werde. Hieraufhin wandte sich der König kurz gegen mich um und rief erzürnt: „Herr, warten Sie, bis ich befehlen werde." Ich tat, als ob ich nichts gehört, langte schnell nach meinem Taschentuch, schwang es über den Kopf, und Jäger und Kutscher hinter uns nahmen mein Taschentuch für ein Zeichen, daß der Wagen herankommen solle. Diese Leute hatten schon lange auf ein solches Zeichen gelauert. Mit Blitzesschnelle fuhr der Wagen heran, hielt mit der gewohnten Gewandtheit dicht am König, der Jäger sprang vom Bock, öffnete den Schlag, ließ den Tritt herunter, hing dem König den großen Pelz um, worauf ich sagte: „Befehlen Euer Majestät nun, einzusteigen?"

Das Ganze war das Werk einer halben Minute. Der König war ganz verblüfft, sah mich groß und erstaunt an, sagte: „I, nu sehen Sie mal!" und stieg in den Wagen, ich setzte mich neben ihn, und er sagte behaglich: „Ah, hier ist's doch viel schöner!" Wir waren näher an Bellevue als an Charlottenburg, also fuhren wir nach dem ersteren Schloß, wo der König trockene Fußbekleidung anzog, und von wo er dann wieder nach Charlottenburg zurückfuhr.

Unterdessen hatte das Unwetter zugenommen, und als wir am Char-

lottenburger Schloß vorfuhren, konnte man im Schneegestöber nicht zehn Schritt weit sehen. Die Königin hatte inzwischen in der tödlichsten Angst um den König geschwebt. Bei dem entsetzlichen Schneegestöber erfüllte sie das Ausbleiben des kranken Gemahls mit immer steigender Besorgnis, und als sie den Wagen kommen sah, eilte sie bis an das Schloßportal entgegen. Der König begrüßte sie heiter und lachend, sie aber machte ihm Vorwürfe, und als er sagte: „Es war ganz schön", wandte sich der Unwille der Königin gegen mich.

Ich weiß nicht, wie die Königin den ganzen Auftritt erfahren. Ich glaube aber, der König hat ihn selbst erzählt, denn denselben Abend sprach die Königin davon der Gräfin Dönhoff und sagte, sie habe daraus gesehen, daß sie ganz ruhig sein könne, wenn ich den König begleitete. Der König aber hat seitdem sich gegen mich nie mehr widersetzt, sondern alles getan, um was ich ihn bat, so daß oft die Königin mich rufen ließ, um den König zu bewegen, dies oder jenes zugunsten seiner Gesundheit zu tun oder zu unterlassen. Dies Vertrauen nahm bald einen mich bedrückenden Grad an, denn ich sollte alles Mögliche durchsetzen und konnte doch nicht zaubern. Es ist mir aber immer alles zum besten des Königs gelungen.

So hatte dieser Tag voll Aufregung nur günstige Folgen für mich. Die Königin wurde von da ab noch freundlicher gegen mich, wie je und behandelte mich, wie eine liebende Mutter ihren Sohn.

Fern vom Hofe.

Minder poetisch und liebevoll gestaltete sich für uns das Leben, wenn wir fern vom Hofe waren. Da konnte ich wieder vielfach Gelegenheit haben, die Menschheit kennen zu lernen und — zu bedauern.

Abgesehen von den schon erwähnten unsinnigen Gerüchten, die man immer bestätigen sollte und vergebens zu bekämpfen sich bemühte, konnte ich auch bemerken, wie auf jede Nachricht von einer Besserung im Befinden des Königs die Leute freundlicher gegen mich wurden, wenn aber eine ungünstige Nachricht umlief, mir den Rücken drehen zu müssen für angezeigt fanden.

Die Frommen. Auch am Hofe des Königs gab es komische Käuze. Der Genesung am hinderlichsten waren die Frömmler. Jeden Sonntag war Gottesdienst in der Kapelle zu Charlottenburg. Der König hatte den Wunsch ausgesprochen, den Gottesdienst daselbst wieder besuchen zu können, die Königin hatte es ihm aber noch ausgeredet, weil die Ärzte fürchteten, der König könne sich dort erkälten.

Eines Tages bestand der König aber auf dem Kirchenbesuch, und an einem Worte des Königs erriet die Königin, daß der Kämmerer, ein sonst braver Mann, der aber wegen seiner Frömmelei den Spitznamen „Oberküster der Monarchie" hatte, dem Könige gegen den Rat der Ärzte zum Kirchenbesuch zugeredet haben mußte. Sie ließ ihn kommen und sagte ihm den Verdacht auf den Kopf zu. Er leugnete gar nicht, sondern schlug die Augen zum Himmel, faltete die Hände und sagte: „Und wenn sich der König auch in der Kirche etwas erkältet, so wird ihm der himmlische Segen zu seiner Genesung mehr nützen als die irdische Erkältung schaden." Die Königin war auch gottesfürchtig und religiös, hier aber sagte sie: „Gegen solche Dummheit kämpfen die Götter selbst vergebens."

Es blieb dabei, der König ging von jetzt ab alle Sonntage wieder in die Kirche. Nach dem Gottesdienst empfing er den Geistlichen, der gepredigt hatte. Es hatte der Kirchenbesuch noch weitere geistige Anregungen im Gefolge, denn sowie bekannt war, daß der König die Kirche besuche, kamen hierzu von der Königlichen Familie und vom Hofe Persönlichkeiten nach Charlottenburg, die ein Recht dazu hatten. Da mußte der König mit dem einen oder anderen sprechen. Das strengte ihn geistig sehr an, da das Sprechen ihm sauer ward.

Auch nach dem Empfang des Hofpredigers war er meist recht angegriffen. Der geistreiche Hoffmann, der ihm schwer zu begreifende kirchliche Fragen brachte, ohne Rücksicht darauf, daß er einen Kranken vor sich hatte, regte ihn eben so sehr auf wie Hengstenberg und Strauß, die mit dem ganzen Apparat theologischer Wissenschaft auf ihn eindrangen. Der einzige unter den Hofpredigern, der den König richtig zu behandeln verstand, war Snethlage, ein würdiger, verständiger Mann, der sich als Student der Theologie in den Befreiungskriegen den Offiziersrang und das Eiserne Kreuz erworben hatte und dann zur höchsten Würde in der evangelischen Geistlichkeit des Landes allmählich emporgestiegen war. Er ging immer schnell tröstend über den Krankheitszustand des Königs hinweg und erzählte ihm dann leichte oder unterhaltende Dinge.

Geselligkeit. Mit dem Fortschreiten der Besserung des Königs wurden auch einzelne Menschen abends zum Tee eingeladen. Aber die Königin war damit äußerst vorsichtig. Lebhafte Menschen taugten nichts. Den König griff ein allzu schneller Wechsel des Gegenstandes, über den gesprochen wurde, zu sehr an. Dann konnte er nicht folgen, geriet bald in Verzweiflung, und es machte sich ein Rückschritt in der Besserung bemerkbar. Nach dem alten Freunde Gröben verlangte der König oft, aber seine Gegenwart regte ihn sehr auf, weil er gar zu lebhaft war.

Am wohltuendsten waren dem Könige abends ruhige, alte Bekannte, die entweder interessante Kunstsachen zeigten oder aus ganz alter Zeit Erinnerungen auffrischten, wie der Baurat Stüler oder die alte Frau v. Berg, geb. Haeseler, die einst Hofdame der Mutter des Königs gewesen war, oder der Hausminister v. Massow, der frühere Hofmarschall v. Meyerinck.

Mit Meyerinck ging eine merkwürdige psychologische Erscheinung vor sich. Als Hofmarschall hatte er sich vor elf Jahren mit dem Könige entzweit. Er war unwillig geschieden, der König hatte ihn ungnädig entlassen. Seit der König erkrankt war, fühlte sich Meyerinck an den Hof hingezogen, und der König sah ihn gern. Bald konnten beide ohne einander nicht leben. Meyerincks ruhiges Wesen wirkte wohltuend auf den kranken König.

Mittags aß aber der König immer mit der Königin allein, und die eingeladenen Gäste oder diejenigen, welche das Recht hatten, bei Hofe zu essen, und von diesem Rechte Gebrauch machten, aßen mit dem Gefolge (Hofmarschall, Kammerherr, Adjutanten, Hofdamen usw.).

Niebuhr kam nicht mehr. Die Erkrankung des Königs hatte seinen erregten Nerven den letzten Stoß versetzt. Er lief erregt von einem zum andern und hat in umnachtetem geistigen Zustand sein Leben geendet.

Im Januar hoffte der König so weit gesund zu werden, daß er am Dreiundzwanzigsten, dem Ende der Vollmacht des Prinzen von Preußen, die Regierung wieder werde übernehmen können. Davon war aber keine Rede, und wieder war es das schwere Amt der Königin, ihm begreiflich zu machen, daß er zum Regieren noch nicht fähig sei. Es ward eine neue Vollmacht auf drei Monate ausgestellt. Der König nahm aber lebhaften Anteil an allem, was geschah und ließ sich von den Verhandlungen im Landtage erzählen. Ging da nicht alles so, wie er es für das Beste hielt, dann konnte er sehr aufbrausen.

Vermählung und Einzug des Prinzen Friedrich Wilhelm. In den Januar (fünfundzwanzigsten) fiel auch die Vermählung des Prinzen Friedrich Wilhelm (jetzigen Kronprinzen*) mit der Prinzessin Victoria von England. Wir wissen, daß diese Verbindung seit der Geburt dieser Prinzessin ein Lieblingsplan des Königs war. Der Gewandtheit der Königin von England und der Prinzessin von Preußen ist es zu danken, daß sich diese Verbindung aus Neigung machte. Gewiß ein seltener Fall, daß eine politische Ehe auch eine Neigungsehe ist.

Der König verfolgte die täglich eingehenden Berichte über die Feierlichkeiten in England mit dem größten Interesse und freute sich auf den Einzug der zukünftigen Kronprinzessin. Dieser erfolgte am achten Fe-

*) 1888.

bruar, und der König war an diesem Tage imstande, die junge englische Prinzessin im Schlosse von Bellevue vor dem formellen feierlichen Einzuge zu begrüßen. Weiter nahm er an den Einzugsfeierlichkeiten nicht teil.

Bei dieser Gelegenheit erfuhr die vortreffliche Königin, wie sich die Menge von den erbleichenden Sternen ab- und den aufgehenden zuwendet.

Zu der Zeit, als der König noch regierte, war vom Berliner Magistrat dem Könige der Plan vorgelegt, den Vergnügungsgarten „Kemper Hof“ in eine Straße umzuwandeln, die vom Tiergarten nach dem neuen Kanale führen sollte.

Der König, der sich für jedes Haus in seiner Residenzstadt Berlin interessierte, hatte sich mit der Königin an Ort und Stelle begeben, und letztere hatte gebeten, man möge doch dabei die schönste Platane nicht umhauen, die im Garten stand und auf die die Mitte der Straße traf. Es ward also die Platane mit einem eisernen Gitter umgeben und um dieselbe herum die Straße zu einem kleinen Platz erweitert. Der Magistrat bat die Königin um Erlaubnis, zum Andenken daran den Namen der Königin Elisabeth an dem Baum und an der Straße zu verewigen. Sie gab die Erlaubnis.

Jetzt, am Einzugstage der Prinzessin Victoria, wurde die Straße und der Platz eingeweiht, und Baum und Straße erhielten den Namen Victoria. Die Königin erzählte mir dies einmal mit einem Lächeln, das eine leichte Bitterkeit nicht verhehlte.

Ich war für meinen Teil beim Einzuge der Prinzessin wenig beteiligt. Bei dem Empfang in Bellevue hatte ich den Dienst nicht, und alles übrige Gefolge des kranken Königs war ins Schloß befohlen, der Prinzessin vorgestellt zu werden; sonst gehörten wir nicht zu den Festlichkeiten, an denen unser Oberhaupt nicht teilnehmen konnte. Am Abend mischte ich mich bei der Beleuchtung mit vielen anderen Offizieren in Zivil unter das Volk, welches in einer sehr günstigen Stimmung war. Trotz einer Kälte von acht Grad war das Gedränge sehr stark, und die Menschenmenge auf der Straße machte die Luft so warm, daß man den Winterfrost nicht gewahr ward. Die Haltung des Publikums war eine so anständige, wie ich sie dem Berliner nie zugetraut hatte. Alles lachte, jubelte, scherzte, aber es fiel keine Unordnung und keine Rohheit vor. Nur einmal sah ich die Volksmasse erregt. Es war vor dem englischen Botschaftshotel. Da war F. W. V. in Flammen dargestellt. Das Volk hielt das V für eine V und glaubte, es hieße Friedrich Wilhelm der Fünfte. „Oho!“, hörte ich, „wat soll denn das, so weit sind wir noch lange nich, noch heißt unser König Friedrich Wilhelm der Vierte. Wat

bilden sich die Engländer in!", und man wollte die Fenster einwerfen. Aber das Volk ließ sich belehren, daß es ein V, nicht eine V sei und beruhigte sich.

Spazierfahrten durch Berlin. Im weiteren Verlaufe des Winters machte der König, besonders als das Wetter milder war, außer den Fußpromenaden auch weite Spazierfahrten. Diese galten meistens der Stadt Berlin. Da studierte er des Morgens den Plan von Berlin genau und suchte sich den Weg aus, den er fahren wollte, je nachdem ihm gemeldet war, daß irgend etwas Neues gebaut ward. Dann wurde der Adjutant vom Dienst gerufen, und der König zeigte ihm mit dem Finger auf dem Plan den Weg. Nach dieser Vorschrift mußte man nun den Kutscher des bereits vorgefahrenen sechsspännigen Schimmelwagens belehren, und der unglückliche Stangenreiter mußte die schnell ihm gesagten Straßennamen im Kopf behalten. Bald kam der König mit der Königin und fort ging's in schnellstem Trabe, wie ihn die berühmten Trakehner nur leisten konnten. Es war nur menschlich, wenn sich der Stangenreiter bei der Ausführung der befohlenen Kreuz- und Querfahrten einmal irrte. Aber der König hatte ein vortreffliches Gedächtnis bewahrt und behielt ganz genau, welche Straßen er hatte fahren wollen. Kam dann vor, daß die Kutscher nur in einem geringen Grade von dem Wege abwichen, dann merkte er es sofort. Der Wille des Königs führte da zuweilen in die entlegensten und unbekanntesten Stadtteile Berlins, ins Köpenicker Feld und ins Vogtland, in Straßen, von deren Bestehen ich noch keine Ahnung hatte.

Der Adjutant folgte, meist mit der Hofdame, in einem zweispännigen Broom, und nicht immer konnten die zwei Pferde den sechs großen Schimmeln im Tempo folgen. Dann konnte es zu Mißhelligkeiten führen, denn wenn die Kutscher ein Versehen machten, konnte nur der Adjutant die Sache richtigstellen, denn nur er kannte den Willen des Königs. Der König konnte sich nicht so schnell ausdrücken, und die Königin hatte noch keine Zeit gehabt, sich vor der Abfahrt über die zusammengesetzte Reise genau zu unterrichten, die der König sich ausgedacht.

Gegen Ende des Winters und im Anfange des Frühjahrs lebte die Prinzessin Alexandrine, Tochter des Prinzen Albrecht, des Bruders des Königs, bei den Majestäten in Charlottenburg.

Leben außer Dienst. Während des Winters gewährten mir die drei Wochen, die ich von vieren immer volle freie Zeit hatte, Gelegenheit genug, mich anderweitig zu beschäftigen.

Außer den Mittwochssitzungen in der Artillerie-Prüfungs-Kommission gab ich mich mit Eifer dem Kriegsspiel hin, das der General Vogel

v. Falckenstein in diesem Jahre wieder leitete. Wir stellten einen Krieg zwischen Preußen und Rußland dar und zeichneten mit Eifer die Karten für die Gefechtsfelder, auf denen die Parteien zusammenstießen, von einem Montage zum anderen. Drei Leutnants von der Infanterie waren damals am eifrigsten. Ich hatte sie schon zwei Jahre vorher dem General v. Schöler, Vortragenden des Königs, besonders empfohlen, der aber mit Verachtung auf solche Bestrebungen blickte. Zu meiner Befriedigung habe ich zwölf Jahre später diese drei Leutnants als Moltkes Hauptstützen im großen Generalstabe in der Eigenschaft als Obersten und Abteilungschefs arbeiten sehen, wie sie die Ideen des großen Mannes im ruhmvollen Kriege von 1870 ausarbeiteten. Sie hießen Verdy, Bronsart und Brandenstein.

Es bildete sich noch eine andere zwanglose Vereinigung in der damaligen Zeit. Eine ganze Anzahl nicht regimentierter Offiziere im reifen Alter, also Adjutanten und Generalstabsoffiziere, fühlten das Bedürfnis kameradschaftlichen Anschlusses, regelmäßigen Zusammenkommens und freier gegenseitiger Aussprache, wie es regimentierte Offiziere in ihren Offizierkasinos haben. Erst hatten sich drei zusammengefunden, und allmählich schlossen sich mehr an. Im Winter kam man bei einem zum Kaffee zusammen. An den Donnerstagen machte einer, nach der Reihe, den Wirt in seiner Wohnung. Um dem Luxus vorzubeugen, war vorgeschrieben, daß nur Kaffee, Kuchen, Selterwasser und Zigarren gegeben werden durften. Desto eifriger zankte man sich über alle möglichen Tagesfragen, taktische, strategische usw. Bei schönem Frühjahrs- und Sommerwetter kam man in einem entlegenen Kaffeelokal außerhalb Berlins zusammen, und weil wir zunächst dazu den Park Birkenwäldchen gewählt hatten, nannten wir uns scherzweise (weil ebenda früher Waldeck demokratische Versammlungen abgehalten hatte) den „demokratischen Klub".

Dieser „demokratische Klub" gewann eine Zeitlang durch die geistige Bedeutung der dabei beteiligten Männer ein gewisses Ansehen. Sogar Prinz Friedrich Karl schrieb Aufsätze, sandte sie uns und schrieb die Adresse: „An den demokratischen Klub". Die Teilnehmer dieses Klubs haben alle, mit Ausnahme des genialen Obersten Petersen, der vorzeitig einem Schlaganfall plötzlich erlag, später ihre Namen in der ganzen Armee bekannt gemacht.

Da war der Oberst v. Werder, der nachmals als Leonidas an der Lisaine Bourbakis dreifache Überlegenheit abwies, da war der Major v. Blumenthal, später in beiden großen Kriegen Chef des Generalstabes des Kronprinzen, ferner der Major v. Wrangel, zuletzt Gouverneur von Posen. Als weitere Mitglieder sind zu nennen: Major v. Schlotheim, im großen Kriege Chef des Generalstabes des Kron-

prinzen von Sachsen bei der Maas-Armee, später kommandierender General des elften Armeekorps, Major Groß v. Schwarzhoff, der im vorigen*) Jahre als kommandierender General des dritten Armeekorps plötzlich starb, ferner nach seiner Rückkehr aus Wien Major v. Kameke, der jetzige*) Kriegsminister, Major v. Tresckow, jetzt kommandierender General des neunten Armeekorps, und Oberst v. Clausewitz, der als Generalleutnant 1866 endete.

Nicht regelmäßig, aber zuweilen, kamen zu diesen freiwilligen Zusammenkünften auch Wichmann und Stiehle. Einmal beehrte uns sogar der alte Steinmetz, der spätere Feldmarschall, aber er war uns gegenüber zu alt an Autorität und hemmte durch seine Gegenwart das freie Wort. Einmal überfiel uns Manteuffel, der Vortragende im Militär-Kabinett. Er hatte vom „demokratischen Klub" gehört und wollte überraschend sehen, was wir da trieben. Natürlich glaubte er, daß dort Opposition getrieben werde. Das Hurra, mit dem er empfangen wurde, zeigte ihm schon an, daß nichts Staatsgefährliches getrieben wurde, und im Laufe der Unterhaltung sah er bald, mit welcher Art von Gesellschaft er es zu tun hatte. Er verließ uns lachend und sehr befriedigt.

Außer diesen Beschäftigungen wohnte ich den Gesellschaften und Bällen des Winters bei, so weit es meine Stellung und die Anwesenheit meiner Familie (Mutter und Schwestern waren wieder in Berlin) erheischten. Aber ich enthielt mich des Tanzens. Ich weiß nicht, ob ich diejenigen meiner Kameraden unter den Flügeladjutanten beneidete oder innerlich tadelte, welche tanzen konnten, während unser König, bei dem wir Adjutanten waren, so schwer litt.

Sommerkuren. Im Laufe des strengen Winters trat keine wesentliche Veränderung mit dem König ein. Die Kälte hatte keine von den schädlichen Wirkungen gehabt, die man befürchtete. Die milde Jahreszeit brachte aber auch keine Änderung in einem anderen Sinne. Der König, gegen jeden schädlichen Einfluß der Witterung geschützt, setzte seine Promenaden fort, aß, trank, schlief wie ein Gesunder, seine geistigen Fähigkeiten waren ungebrochen, nur die Fähigkeit, seine Gedanken in Worte zu kleiden, blieb begrenzt und überschritt eine gewisse Grenze nicht mehr.

Mit dem Eintritt des Sommers mußten sich die Ärzte zu einer durchgreifenden Kur entschließen. Es wurde Gebirgsluft verordnet, und man entschloß sich, nach Tegernsee in Bayern zu gehen, wo der Prinz Carl von Bayern, Bruder der Königin Elisabeth, den König gastlich aufnehmen wollte. Ende Juni sollte die Abreise stattfinden, nachdem der

*) 1882.

König den Prinzen von Preußen zum vierten*) Male auf drei Monate mit seiner Stellvertretung beauftragt hatte. Mich ernannte der Prinz kurz vor der Abreise zum Major. Ich hatte somit ein damals in der Armee unerhörtes Avancement gemacht, denn ich war in wenig mehr als dreizehn Jahren vom jüngsten Leutnant zum Major befördert worden. Alle, die mich beneideten, wurden mir bittere Feinde.

---

2. Tegernsee.

Die Reise.

Abreise. Gegen das Ende des Monats Juni setzte man sich in Bewegung. Die Tagereisen wurden nur kurz bemessen, sowohl um den Kranken nicht zu lange hintereinander der Erschütterung durch die Eisenbahnfahrt auszusetzen, als auch, weil der König schon in gesunden Tagen einen großen Widerwillen gegen Reisen im Dunkeln hatte. Man brach spät des Morgens auf und kam zur Essenszeit in die neuen Nachtquartiere. Diese waren: Leipzig (wo die Königin das sächsische Königspaar begrüßte), Bamberg, Nürnberg, Augsburg, München. In Nürnberg hatte der König eine große Freude, die alte Burg wiederzusehen, wo die Hohenzollernschen Vorfahren geherrscht hatten, und wo er alle Einzelheiten noch kannte. Überhaupt nahm er in allen Städten die Merkwürdigkeiten in Augenschein und nahm an allem Anteil. Bei den neuen Eindrücken vergaß er zuweilen seine Krankheit und seine Schwermut über die gezwungene Enthaltung von den Regierungsgeschäften, so daß es fast schien, als ob er der Besserung entgegenging.

Reiseart. Solch eine Reise eines Königspaares ist sehr verschieden von einer Reise eines gewöhnlichen Sterblichen. Die Herrschaften reisten mittels Extrazuges. Der größte Teil des Gepäcks wurde auf dem Zuge gelassen. Nur was man für einen Tag gebrauchte, nahm man in die Wohnung mit. Das war aber immer nicht wenig, denn man mußte in Gegenwart der Majestäten immer in dem gebührenden Anzuge erscheinen. Auch nahmen die Dienerschaften der Majestäten alles mit, was dieselben täglich zu gebrauchen gewöhnt waren. Es wurde von denselben Tellern gespeist, wie im Schloß von Sanssouci, Bestecke usw. gingen ebenfalls

*) Die dritte Verlängerung der Stellvertretung war Mitte April erfolgt; der Prinz von Preußen hatte am 6. April zum General v. Gerlach die feste Überzeugung geäußert, daß der König wieder völlig hergestellt werden würde.

mit, und abends beim Tee fehlten die kleinen Strohteller nicht einmal, auf denen dann immer die Teller, Tassen und Bestecke Platz fanden, und die an keinem anderen Hofe und in keiner anderen Haushaltung gesehen worden sind als an dem Hofe Friedrich Wilhelms des Vierten.

In der Begleitung des Königs befanden sich als Adjutanten Treskow und ich, der Hofmarschall Graf Keller leitete die Reise, die Königin begleiteten Oberhofmeister Graf Dönhoff und zwei Hofdamen, Gräfin Dönhoff und Gräfin Hacke. Außerdem begleiteten den König zur Unterhaltung Hofmarschall a. D. v. Meyerinck und Geheimer Oberbaurat Stüler, Reumont, ferner die Prinzessin Alexandrine mit ihrer Erzieherin v. Schuckmann. Unterwegs saßen die Majestäten in ihrem Salonwagen, in dem dann noch Prinzessin Alexandrine, die Hofdame und der Adjutant vom Dienst (unterwegs wechselten wir täglich den Dienst) Platz nahmen.

Es war sehr unterhaltend und lehrreich, mit den Herrschaften zu reisen. Sie sahen alles, was sehenswürdig war. Auf den Tischen des Salonwagens lagen alle Karten ausgebreitet, mit deren Hilfe man jeden Berg und jede Burg zu den Seiten der Bahn, so weit man sehen konnte, schnell zu erfahren im stande war. Die besten Beschreibungen, historische Darstellungen usw. lagen ebenfalls zur Hand. Die Majestäten erwarteten aber auch, daß wir uns fortwährend unterrichteten und ihnen auf Fragen Auskunft geben konnten. Wer dann nicht Bescheid wußte, wurde besonders von der Königin schelmisch geneckt. „Ei, ei! Sie reisen ohne Nutzen!", war eine Redensart, die sie oft lachend machte. Vor diesem Vorwurf aber hatte die Gräfin Dönhoff, die überhaupt kränklich und nervös war, eine entsetzliche Angst. Das gab zu sehr komischen Szenen Veranlassung, denn je ängstlicher die Gräfin wurde, um so ungenügender waren ihre Antworten.

Wenn man im Nachtquartier ankam, fand man zwar auf dem Bahnhof Wagen vor und im Gasthof alles aufs beste bereit, dennoch war man sehr in Unruhe erhalten, denn der König brauchte den Adjutanten unmittelbar nach der Ankunft, auch wurde man bald zum Diner gerufen, zu dem man nicht zu spät kommen durfte, so daß man oft kaum fünf Minuten Zeit zum Umkleiden hatte. Wer, wie Treskow und ich, sich das Rauchen angewöhnt hatte, entbehrte viel an den Tagen, an denen er den Dienst hatte, denn beide Majestäten konnten den Tabaksgeruch nicht vertragen. Wer den Dienst nicht hatte, rauchte verstohlen am anderen Ende des Extrazuges in einem abgelegenen Coupé.

Wie schon angedeutet, sah der König in den Städten die Merkwürdigkeiten, teils nach dem Essen, teils auch vor der Abreise. Ich bewunderte dabei die Zähigkeit und Ausdauer der Königin, die trotz ihres behinderten

Fußes besonders in Schlössern Kräfte hatte, alles durchzugehen und genau anzusehen.

In Augsburg sah die Königin die Herzogin von Bayern, ihre Stiefschwester, und in München ward nur ein kurzer Aufenthalt gemacht. Von da ging es mit der Eisenbahn nach Holzkirchen, wo die Wagen des Prinzen Carl von Bayern uns erwarteten.

Eine Fahrt von zwei Meilen brachte uns nach Tegernsee.

Tegernsee. Das sogenannte Schloß von Tegernsee ist ein altes Kloster. Die Fürstenzimmer dieses Klosters, d. h. diejenigen Zimmer, die die reichen Mönche für etwaigen Königlichen Besuch bestimmt hatten, malerisch über dem meilenlangen See gelegen, mit Balkons, von denen aus man die nächsten 6000 bis 7000 Fuß hohen Alpen sehen konnte, waren für den König und die Königin bereitgestellt. Sonst waren die alten Mönchszellen in Logierzimmer umgewandelt, zu zwei und zwei durch Türen verbunden, so daß eine große Anzahl von Gästen je ein Schlaf- und Wohnzimmer zugewiesen erhalten konnte. Diese unsere Zimmer lagen an der entgegengesetzten Seite des Schlosses, und ihre Fenster gingen auf eine steil himmelan steigende Berglehne.

Der ganze Aufenthalt war so poetisch-idyllisch, wie nur möglich. Dabei aber fehlte der Idylle das, was sie lästig macht, nämlich die Entbehrung. Der Prinz Carl von Bayern hatte mit Königlicher Freigebigkeit für die Bedürfnisse jedes einzelnen gesorgt. Er war sehr wohlhabend. Man schätzte seine jährlichen Einkünfte auf weit mehr als eine halbe Million. Eine peinliche Genauigkeit in den Rechnungen, die er persönlich prüfte, setzte ihn in den Stand, viel mehr mit seinem Gelde zu leisten, als es andere in ähnlicher Lage können. Aber keiner seiner Gäste merkte etwas von der Genauigkeit seiner Überwachung der Rechnungen. Jedem ward der leiseste Wunsch erfüllt. Wenn einer von uns fahren wollte, stand ein Wagen vor der Tür. Uns Adjutanten ward gleich angekündigt, daß, wenn wir reiten wollten, wir nur zu befehlen hätten. Und der Prinz hätte es uns sehr übelgenommen, wenn wir nicht dann und wann seine Reitpferde bestiegen hätten, wozu uns die dienstfreien Tage Zeit ließen.

Er hatte zwei Adjutanten, den Major v. Freyberg und den Obersten (späteren im Kriege 1870 berühmt gewordenen General) Stephan. Diese beiden Adjutanten wechselten täglich mit dem Dienst, und so traf es sich, daß Stephan frei war, wenn ich keinen Dienst hatte. Da nun diese beiden Herren für uns beide die Wirte machten, so genoß ich viel Freundlichkeit, im besonderen von Stephan, und dies, sowie sein eigenartiges Wesen, zog mich zu ihm hin.

Er war ein ganz merkwürdiger Mensch. Riesengröße mit absoluter Fettlosigkeit und einer seltenen Muskelentwicklung hatte ihn von Natur

zum Athleten bestimmt. Sein Gesicht, in dem die Muskeln ebenso entwickelt waren, wie an seinen Gliedern, war häßlich und dennoch nicht unangenehm wegen der deutlich darauf geschriebenen Treue und Gutmütigkeit. Er war mit König Otto Anfang der dreißiger Jahre nach Griechenland gegangen, hatte sich dort ausgezeichnet und im Kampfe gegen die Klephthen sowie als Vorgesetzter von vielem Gesindel seinen Charakter gestählt. Seine Gesichtsfarbe war von daher kirschbraun geblieben. Seine Körperkraft war allen anderen mir bekannten Menschen überlegen. Kein Alpenbewohner kam gegen ihn auf. Er hatte diese Kräfte oft benutzt, um andere zu retten, sei es, daß er sie aus dem Wasser zog, sei es, daß er sie an einem Felsabhang vor dem Absturz bewahrte. Scherzweise warnte man mich, ich solle nicht mit ihm spazierengehen, denn er wolle immer Menschen retten, und wenn niemand in Gefahr sei, werfe er seinen besten Freund in den Tegernsee und ziehe ihn wieder heraus. Ich habe es gewagt, viel mit ihm zu gehen, und er hat mich nie in den Tegernsee geworfen. Aber ich lernte mit ihm Land und Leute besser kennen, als mit irgend sonst jemand. Denn ich trieb mich mit ihm viel in und auf den Bergen herum.

Aufenthalt in Tegernsee.

Unser Leben in Tegernsee gestaltete sich nämlich so, daß der König des Morgens, nicht sehr früh, kleinere Wege zu Fuß machte, bei denen ihn gewöhnlich nur der Adjutant vom Dienst und ein Arzt begleitete. Mittags drei Uhr aß der König mit der Königin allein, und beim Prinzen Carl war große Tafel, an der die Prinzeß Alexandrine und das Gefolge sämtlicher Herrschaften speiste. Bald nach Tisch machte der König einen längeren Ausflug in die Berge zu Wagen, der mit Spaziergängen verbunden ward, woran alle Adjutanten und Hofdamen sowie Prinzeß Alexandrine teilnahmen. Abends nach der Rückkehr war Tee bei den Majestäten, zu dem der Prinz Carl immer einen um den anderen Tag erschien.

Wer von uns den Dienst nicht hatte, konnte sich also von früh an bis Mittags drei Uhr im Gebirge herumtreiben. Um drei Uhr mußte man aber in vorgeschriebenem Anzug zu Tisch sein.

Da habe ich denn manchen schönen Tag benutzt, bin mit Stephan früh fünf Uhr aufgebrochen, kürzte wohl den ersten Teil des Weges durch einen Ritt auf Pferden des Prinzen ab, bis die Alpensteige für Pferde ungangbar wurden und bestieg die höchsten Spitzen der nächsten Tegernseer Alpen, den Hirschberg, Wallberg, Blauberg usw. Allmählich wurde das Bergsteigen bei mir Leidenschaft. Wir gingen nicht mehr auf be-

tretenen Pfaden, sondern kletterten auf die Bergspitzen zu, auf allen Vieren, oft einer auf der Schulter des anderen, der dann durch den oben auf einer Felsplatte Liegenden mit dem Bergstock nachgezogen wurde. Wunderbare Fernsichten lohnten solche Anstrengungen. Vom Risserkogel sah man die Donauufer in Bayern und im Süden den Ortler, den Groß-Glockner und das Venediger Horn.

Die Gefahr bei solchen Bergpartien und die herrliche Luft verleihen ihnen einen eigenen Reiz. Ich konnte nun die Leidenschaft der Engländer begreifen, die ihr Leben wagen, bloß um sagen zu können, daß sie den Mont Blanc bestiegen hätten.

Gemsjagd. Auch Gelegenheit zur Gemsjagd ward uns gegeben. Prinz Carl hatte ausgedehnte Forsten in den Alpen. Aber er war sehr wenig freigebig mit Einladung zur Gemsjagd, einmal, weil er die Gemsen schonte und sich freute, viel Gemsen zu sehen, und andernteils, weil es seiner Eitelkeit schmeichelte, wenn der König Max, sein Neffe, bei ihm recht viel Gemsen schoß. Er selbst war nicht Jäger, aber ließ selten jemand anders als den König bei sich auf Gemsen jagen.

Für uns, die Adjutanten seines Königlichen Schwagers, machte aber der Prinz eine Ausnahme. Jeder von uns sollte einmal bei ihm auf Gemsen zu Schuß kommen. Tresckow fehlte auf der für ihn veranstalteten Jagd eine Gems, ich kam nicht zu Schuß, sah überhaupt nichts. Darob ergrimmte der Prinz gegen seinen Oberförster und befahl ihm, mich auf der Pürsch um jeden Preis zu Schuß zu bringen. Ich wurde also in das wildreichste Revier pürschen geschickt und mir ein Schuß erlaubt.

Solch ein Pürschen in den Alpen ist nicht zu vergleichen mit dem in der Ebene. Man steigt auf den höchsten Grad (Kamm), geht auf demselben, der an vielen Stellen scharfkantig ist, so daß man ganz frei von Schwindel sein muß, um nicht hinabzustürzen, so lange fort, bis man irgendwo unter sich Gemsen stehen sieht, die man dann unter Wind anschleicht. Von gebahnten Pürschwegen ist nicht die Rede. Man läßt sich an Felsabhängen herab, überspringt Schluchten von verderbenbringender Tiefe. Der Jagdeifer überwindet alles. Nach manchen vergeblichen Versuchen gelang es mir, endlich zu Schuß zu kommen. Nur ein Jagdfreund kann das Gefühl begreifen, das ich empfand, als der auf den Anschuß an einer steilen Felswand hinaufgestiegene Riese (nämlich der Oberförster) mit dem verendeten Gemsbock in der Hand, beleuchtet von der Morgensonne des Hochgebirges, bis vorn an die Felsennase herantrat und den Bock zu uns 400 Fuß in die Tiefe herabschleuderte. Mit dem Gefühl eines römischen Triumphators zog ich in Tegernsee ein.

Befinden des Königs. So hat die Freigebigkeit des Prinzen Carl und die Liebenswürdigkeit seiner Umgebung uns manchen recht frohen Tag bereitet. Aber diese frohen Tage waren doch recht selten. Das Wetter war besonders im Juli zumeist recht unfreundlich, die Temperatur sehr niedrig und, was die Hauptsache war, das Befinden des Königs ward nicht wesentlich durch die Gebirgsluft gebessert. Wohl gab es Tage, an denen es schien, als ob entschiedene Änderungen in dem geistigen Vermögen des Königs beginnen sollten. Wenn er einmal fließend sprach und dadurch sehr guter Laune war, wurden wir alle von Hoffnung erfüllt, — aber nur, um den anderen Tag um so tiefer in die Aussichtslosigkeit zurückzusinken. Eines Tags war große Freude. Es zeigten sich gichtische Anschwellungen am Fuß. Der König konnte nicht gehen. Alles war voll Hoffnung. Wie, wenn das ganze Leiden nur eine gichtische Anwandlung im Gehirn wäre, die nun eine andere Richtung nimmt? Die Ärzte zuckten mit den Achseln zu dieser Meinung, aber haben sich nicht schon die vortrefflichsten Ärzte geirrt? Und in der Tat, der König sprach besser, solange er an dem Fuße litt. Aber der Fuß wurde wieder besser und die Sprache wieder schlechter.

Schönlein. Da kam eine Zeit, in der der König selbst voll Vertrauen in die Zukunft war. Schönlein, den der König immer für den ersten Arzt der Welt hielt, verbrachte seine Universitätsferien bei den Seinigen in Bamberg. Der Prinz Carl lud ihn nach Tegernsee ein. Er versprach zu kommen, und der König freute sich unendlich darüber. Er gab sich der festen Zuversicht hin, der kommende Schönlein werde ihn viel besser finden und ganz herstellen, so daß er im Herbst gesund werde zurückkehren und die Zügel der Regierung wieder ergreifen können. Die Freude über die Aussicht, Schönlein wieder zu sehen, schien den König in der Tat auch zu beleben.

Endlich kam Schönlein, nachdem er sich wiederholt angemeldet und wieder entschuldigt hatte. Bei seiner Ankunft begann sofort sein früheres anspruchsvolles Betragen gegen den König. Es ward ihm sogleich ein Zimmer im Schloß gegeben in der Nähe der Wohnung des Königs. Der König konnte nicht erwarten, bis er kam.

Nach einigen Tagen des Aufenthalts, während deren er sich in rätselhaften Worten bewegt hatte, nahm Schönlein einen Vorwand, um plötzlich nach Bamberg zurückzureisen. Wir waren alle entrüstet über sein Betragen, aber der Glaube des Königs an Schönleins Unfehlbarkeit der Wissenschaft verhinderte noch einen jeden, seinen Gefühlen gegen Schönlein den vollen Ausdruck zu geben. Der König dachte noch, durch Schönlein allein gesund werden zu können, und niemand wollte dem armen kranken Herrn diese einzige Hoffnung rauben.

Dr. Böger. Nachdem dieser Äskulap abgereist war, dachte man an einen anderen, für die dauernde Pflege des Königs, denn Grimm hatte als Generalstabsarzt der Armee noch andere Geschäfte und Pflichten, mußte auch noch selbst Kuren gebrauchen und konnte nicht den ganzen Sommer in Tegernsee bleiben. Da wählte der König selbst. Er war vor einigen Jahren am Rhein unwohl geworden und hatte dort den Regimentsarzt des fünften Ulanen-Regiments kennen gelernt, welches Manteuffel zu dieser Zeit kommandierte. Es dauerte einige Tage, bis man den König verstand, welchen Arzt er haben wollte. Als ihm der Name des Dr. Böger genannt wurde, da war er sehr erfreut, verstanden zu sein, und Böger wurde gerufen, zunächst auf vierzehn Tage, um ein Urteil über den Zustand des Königs abzugeben.

Böger war ein Schüler Schönleins, hatte aber in seiner Praxis, die am Rhein eine sehr ausgebreitete war, sehr viel mit Gehirnkranken zu tun gehabt. Er zeichnete sich durch eine vollkommene Selbstlosigkeit und Geradheit aus. Niemals habe ich wieder einen Arzt gesehen, der so ehrlich, wie er, bekannte, daß die medizinische Wissenschaft in der Kindheit sei, und der so fern von aller Windbeutelei war. Durch seine Geradheit machte er Eindruck und gewann das Vertrauen bei näherer Bekanntschaft, das er auf den ersten Anblick nicht überall erregte. Denn er war formlos. Auf seinen Anzug gab er gar nichts. Wenn er einen neuen Frack anhatte, fügte er gewiß ein Paar geflickte Hosen hinzu oder umgekehrt. Er rauchte leidenschaftlich. Nimmt man dazu seine hagere, lange, dürre Gestalt und sein studentenhaftes Wesen, so erstaunt man, daß solch eine Erscheinung an einen Hof gezogen wurde.

Er kam und blieb vierzehn Tage. Nach diesem Zeitraum hatte die Königin ein ernstes Gespräch mit ihm und fragte ihn nach seiner Meinung über den Zustand des Königs.

Böger sagte der Königin, er habe als Arzt die Pflicht, den Leidenden selbst Hoffnung zuzusprechen, also oft die Wahrheit zu verschleiern, aber den nächsten Angehörigen die volle Wahrheit zu sagen. Die nächste Angehörige eines kranken Mannes sei seine Frau, der nächste Angehörige eines Königs der Thronfolger. Diesen beiden werde er die volle Wahrheit sagen. Er müsse aber vorher der Königin bemerken, daß er hiermit zur Gemahlin des Kranken reden werde, ohne Rücksicht darauf, daß es eine Königin sei, gewöhnt, nur Angenehmes zu hören. — Die Königin sagte, sie sei stark genug, alles zu hören und verlange nur Wahrheit. Daraufhin sagte ihr Böger, der König habe bisher mehrere Schlaganfälle erlitten. Nach solchen Anfällen könne sich ein Kranker teilweise erholen, aber nie vollkommen. Es trete nach einiger Zeit ein Zustand ein, über den der Kranke nicht hinauskomme. Der letzte Anfall des Königs sei

zehn Monate her, es sei demnach der möglichst günstige Zustand des Königs eingetroffen und keine Hoffnung vorhanden, daß er je besser werde. Alles, was Kunst, Wissenschaft und Pflege erreichen könnten, also erstreben müßten, sei, den König zu erhalten, wie er jetzt sei und keine Besserung zu erwarten.

Die Königin war tief bewegt. Aber sie war stark genug, um weiter zu fragen, was für die Zukunft zu erwarten sei. Böger sagte ihr, daß er nach seinen Erfahrungen durchaus nicht überrascht sein dürfe, wenn er fünf Minuten, nachdem er den König in dessen bester Laune verlassen, gerufen werde mit der Nachricht, er sei tot. Aber wahrscheinlicher sei ein viel traurigeres Ende. Denn gerade so sorgfältig gepflegte Kranke würden nicht von einem einzigen Schlaganfall dahingerafft, sondern sie erlitten kleine, wiederholte Anfälle, durch die in einer für die Angehörigen quälenden und sie folternden Weise ihnen das Leben allmählich in jahrelangem Leiden entschwinde. Die Königin war sehr erregt und unangenehm berührt durch eine so trostlose Antwort. Den anderen Morgen ließ sie Böger wieder rufen, dankte ihm für seine Aufrichtigkeit und bat ihn, die Leitung der Behandlung des Königs zu übernehmen. Nun blieb Böger beim Könige bis zu dessen Tode.

Böger brachte nur Opfer. Er war zwar bisher nur Regimentsarzt. Er hatte aber am Rhein einen großen Namen und eine äußerst einträgliche Praxis bei den reichsten Leuten dieser reichen Gegend. Das gab er alles auf, um einem einzigen Kranken zu folgen und ihn von einem Ort zum andern zu begleiten, so daß er keine neue Praxis fand. Wurde er auch Generalarzt und Leibarzt, so ersetzte ihm dies doch pekuniär nicht den zehnten Teil von dem, was er aufgab.

Er war Witwer und hatte eine Tochter, an der er mit Liebe hing. Von dieser mußte er sich trennen um eines Kranken willen, den er aufgeben mußte und bei dessen Behandlung kein Ruhm zu ernten war. Er tat das, ohne Gewinnsucht, lediglich aus Hingebung für seinen Monarchen, und nie hat er eine Silbe darüber verloren, welche Opfer er gebracht.

Ich bin mit der Zeit sehr intim mit ihm geworden. Wenn ich je mit ihm davon sprach, was er aufgegeben und wie wenig er entschädigt sei, dann schnitt er mir die Rede immer ab mit der Bemerkung, daß es mit der Königstreue derer schlecht bestellt sei, die da abwägten und nachrechneten, was sie dabei gewinnen und verlieren. Ich habe bis an seinen Tod nur Bewunderung für diesen Mann gehabt, der, wenn er zu gleicher Zeit zu einem armen, mittellosen Kranken und zu einem Reichen gerufen wurde, gewiß den ersteren besuchte und dazu höhnisch sagte, der andere findet genug, die ebensowenig wissen wie ich, zu dem ersteren kommt aber

kein anderer, und er leidet doch ebenso und vielleicht noch mehr. Dank hat er nie davon gehabt, aber wollte auch keinen.

Meine Erinnerung an Böger wird mich wohl noch oft darauf bringen, von ihm zu reden.

Prinz Carl von Bayern. Im Laufe der Zeit lernte ich den Prinzen Carl von Bayern genauer kennen. Er war ein ganz eigenartiger, alter Herr. Er war ein älterer Stiefbruder unserer Königin. Beide liebten sich sehr, obgleich sie sehr verschieden waren.

In seinem Privatleben war er äußerst geregelt. Punkt halb sieben Uhr früh saß er zu Pferde, Punkt halb acht Uhr stieg er vom Pferde. Auf seinem Ritt begleitete ihn nur ein Reitknecht. Er ritt jeden Tag denselben Weg und fiel an demselben Stein in Schritt, Trab oder Galopp. Nach der Uhr wurde gearbeitet, gelesen, geschrieben, gegessen. Er hielt den Menschen, der zu Tisch zu spät kam, für den Unhöflichsten von der Welt. Man sollte danach glauben, er müsse beschränkt gewesen sein. Im Gegenteil, er war der geistreichste Mensch der Welt, hatte alles gesehen und las alles. Er war ein eifriger Feind Preußens und ein großer Freund unseres Königs. Er kannte und verfolgte mit großer Teilnahme alle Fortschritte der Wissenschaften, aber er wollte keine Eisenbahn bis nach Tegernsee haben, denn die Lokomotive würde ihm seine Alpen verderben. Er hatte gern pikante und elegante Gesellschaft, aber er fühlte sich wohl in der Bauernkleidung.

Er führte die Verwaltung seines ausgedehnten Besitztums allein, aber er machte alle Tage dieselben Promenaden und sah die anderen Gegenden seiner Besitzungen nicht mehr seit vielen Jahren. Er war eben aus Gegensätzen zusammengesetzt.

Er hatte verschiedene eigentümliche Eitelkeiten. Die eine war seine Bierbrauerei in Tegernsee. Er setzte einen Stolz darin, daß bei der jährlichen Bierprobe sein Bier besser befunden werde als das Bier des Königlichen Hofbräuhauses in München. Deshalb setzte er in seinem Etat eine gewisse Summe, ich glaube 12000 Gulden jährlich, als Zuschuß zur Bierbrauerei aus. Seine Dienerschaft konnte soviel Bier trinken, als sie wollte, aber jedes Glas ward verrechnet und außerdem auf den Etat seiner Ausgaben „zu seinem Vergnügen“ gesetzt. Seine Lakaien hatten auch alle recht hübsche runde Bäuche.

Eine andere Eitelkeit war sein Bad Kreuth. Dort gingen viele Lungenkranke hin. Er beschäftigte sich sehr mit dem Bade, das sein Privateigentum war. Er wollte aber, daß die Menschen dort billig leben sollten. Das Diner an der Table d'hôte sollte nicht teurer sein, als — ich weiß nicht — vierundzwanzig oder dreißig Kreuzer. Das Übrige schoß er

aus seiner Tasche zu. Damit aber die Ausgaben nicht bis ins Unendliche stiegen, beschränkte er die Zahl der Gäste dadurch, daß er nicht die Erlaubnis gab, mehr Häuser oder Wohnungen anzubauen, so daß die Zahl der Kurgäste eine beschränkte blieb, also der heilsame Genuß der Kreuther Luft dem größten Teil der Menschheit verwehrt ward. Der Badearzt war ein Bruder des Obersten Stephan, vom Prinzen begünstigt, ein vortrefflicher Mensch. Als Arzt war er gefürchtet.

Der Prinz liebte pikante Anekdoten und erzählte solche gern aus seinem Leben. Und er war reich daran, denn er war noch als alter Herr (dreiundsechzig Jahre) ein wunderbar schöner Mann. Außerdem aber ergötzte er sich daran, wenn er uns durch seine Unterhaltung in Gegenwart seiner Schwester, der Königin, in Verlegenheit setzen konnte. — Einst sagte er mir: „Haben heute Bergpartie gemacht?" — „Jawohl, Königliche Hoheit, nach dem Risser Kogl." — „Auf einer Alm eingekehrt?" — „Gewiß, auf der Setz Alp, da haben wir Milch getrunken." — „Setz Alp? Viele Almen dort. Eine hübsche Sennerin gefunden?" — „Eine sehr schöne, Königliche Hoheit, sie war achtzehn Jahre alt, ein reiner Madonnenkopf. Ich fragte sie, wie sie heiße, und sie sagte mir: »I heiß die Nani, aber sie nennen mich das Mariandl, jetzt, wann i schreib, da schreib i halt immer Anna!«" — „Elise," rief der Prinz zur Königin, „der Hohenlohe hat heute eine Nani gefunden." — „So schweig doch!", sagte die Königin. — Darauf fragte er noch weiter aus: „Wo war sie her?" — „Aus Oberach." — „Elise! er weiß, wo sie zu Hause ist!" — „Laß mich mit so was zufrieden!" — „Nun, erzählen Sie mir, haben Sie ihr den Hof gemacht?" — „Nein, Königliche Hoheit, sie sagte mir, sie hätte ihren Bua." — „Elise!", schrie der Prinz jubelnd, „er ist abgefallen!" — „Aber Carl, so schweig doch mit so unpassenden Scherzen!"

Er ließ aber mit solchen Scherzen nicht nach und freute sich, wenn andere in Verlegenheit gerieten.

Als wir abreisten, waren wir alle einig, daß es einen liebenswürdigeren vornehmen Mann nicht geben könne.

Besuche. Während unseres Aufenthalts in Tegernsee kam häufig Besuch zum Prinzen Carl. Viele Besucher kamen aus Neugierde, um zu erfahren, wie es dem Könige gehe. Sie belästigten die Königlichen Herrschaften sehr, denn sie erhoben den Anspruch, empfangen und eingeladen zu werden, obgleich sie wußten, daß der König möglichst wenig erregt werden dürfe, und die Königin sich lieber ganz der Pflege des Gemahls widmen wollte.

Königin Marie. Ein Besuch aber war sehr willkommen. Es war der der Königin von Bayern. Diese durch ihre Schönheit in der Jugend

so berühmte preußische Prinzessin (Schwester unseres Prinzen Adalbert) galt für nicht sehr begabt. Ihre Neigungen waren auf das Einfache, Alltägliche gerichtet, ihre Gewohnheiten und ihr Wesen waren, was man „hausbacken“ nennt. Sie liebte am meisten, hohe Berge zu besteigen und sich in der schönen Natur zu bewegen, das Leben des Gebirgsvolks zu beobachten und zu teilen. Darin stimmte sie mit der Königin Elisabeth überein, die sich dann und wann gern einmal zu den Bauern vor die Türe setzte und mit ihnen Schmarren oder Knödel aß, aber leider durch ihre Lähme verhindert war, große Bergbesteigungen vorzunehmen. Wenn die Königin Marie nun an Geist, Witz und Wissen der Königin Elisabeth nicht im geringsten gleichkam, so ersetzte sie vieles durch natürliche Liebenswürdigkeit.

Mit dem kranken König verstand sie am besten zu verkehren. Sie erzählte ihm von allen möglichen kleinen Dingen, und er verstand sie immer. Wenn er nervös und ungeduldig ward, dann packte sie ihn, statt ihn mit Worten zu besänftigen, fest unter den Arm und lief mit ihm spazieren. Bald fühlte sich der König sehr wohl in ihrer Gesellschaft, und die Königin Elisabeth konnte ihn manchmal auf Stunden getrost mit ihr allein lassen und sich von der nervösen Anspannung erholen, die ihr der stete Umgang mit dem Kranken verursachte. Zuweilen konnte die Königin Elisabeth eine gewisse Betrübnis nicht unterdrücken, daß es der Königin Marie besser gelang, mit dem Kranken umzugehen als ihr selbst. Als die Königin Marie Tegernsee verließ, war die ganze Begleitung des Königs recht betrübt.

Die Rückkehr nach Sanssouci.

Entschluß zur Rückkehr. Der Aufenthalt in Tegernsee ging seinem Ende entgegen. Die Ärzte hielten für nötig, daß der König im Herbst nach Meran, von da im Winter nach Italien gehen solle, um ferner in leichter Luft zu leben, und die Rückkehr in den stärkeren Luftdruck der norddeutschen Tiefebene zu vermeiden. Aber dazu war der König nicht zu bewegen. Er sehnte sich nach dem Sitz seiner Regierung, nach dem Vaterlande zurück und hoffte bestimmt, zum dreiundzwanzigsten Oktober wieder die Regierung übernehmen zu können, an welchem Tage der Prinz von Preußen ihn ein Jahr lang vertreten haben würde.

Obgleich kein Gesetz oder Gebrauch oder Vorgang bestand, so war doch in den leitenden Kreisen, auch beim Könige selbst, das Gefühl vorherrschend, daß eine solche Stellvertretung nicht länger als ein Jahr bestehen solle, und daß, wenn der König noch länger gezwungen sei, sich der Regierungsgeschäfte zu enthalten, eine andere Einrichtung getroffen

werden müsse. Nur wenige, darunter General v. Gerlach, hielten daran fest, daß die Regierung ebenso weiter geführt werden könne, wie bisher. Es scheint, als ob die Königin ebenfalls zu der Meinung neigte, daß eine andere, endgültige Bestimmung besser sei, und so gab sie es auf, den König zu einer Reise nach dem Süden, direkt von Tegernsee aus, zu bewegen, und die Rückreise nach Sanssouci ward beschlossen.

Rückreise. Der König bestand darauf, über Bamberg zu reisen, dort einen Tag zu bleiben, um daselbst Schönlein zu konsultieren, der noch dort war. So groß war das Vertrauen des Königs zu dessen Kunst, daß er diesem seinem Leibarzt nachreiste.

So setzten wir uns also in kleinen Tagereisen wieder nach der Heimat in Bewegung. Mit tiefer Niedergeschlagenheit verließen wir das schöne Tegernsee, denn außer einer größeren körperlichen Rüstigkeit des Königs und einer geringen Verminderung seiner Niedergeschlagenheit hatte der zweimonatliche Aufenthalt keine wesentliche Besserung des hohen Kranken gebracht. Er war in seiner Sprache noch fast ebenso behindert, wie früher.

Ein Teil der Reisegesellschaft ward einige Tage früher nach München vorausgeschickt, damit Prinzessin Alexandrine sich die Sehenswürdigkeiten dieser Stadt betrachten konnte und schloß sich dort dem nachfolgenden Königspaare an. Dann ging es wieder über Augsburg und Nürnberg nach Bamberg.

Unterwegs bin ich von einer großen Angst befallen worden, die mich umsomehr peinigte, als ich kein Zeichen meiner Besorgnis laut werden lassen durfte. Ich hatte nämlich den Dienst an diesem Tage und saß bei den Majestäten im Salonwagen des Extrazuges. Auf einer Station, ich glaube, es war Nördlingen, hielt der Extrazug ungewöhnlich lange, was den König um so ungeduldiger machte, als der Tag zu Ende ging, und er so große Abneigung gegen das Reisen in der Finsternis hatte. Ich hörte, wie der Hofmarschall v. Meyerinck, dem die Leitung der Reise anvertraut war, mit dem Bahnhofsvorstand verhandelte, und dieser sagte, er könne den Extrazug nicht ablassen, ein entgegenkommender Güterzug sei auf dem Geleise. Der König verstand in seiner Ungeduld die Gegenvorstellung nicht und wurde sehr erregt. Da hörte ich, wie außerhalb des Salonwagens der alte Meyerinck sagte: „Der König befiehlt", und nun setzte sich unser Zug in Bewegung.

Ich erwartete nun unterwegs einen Zusammenstoß. Von meiner Seite konnte nichts mehr geschehen, und die Königlichen Insassen ängstlich zu machen, das hätte auch zu nichts genützt. Ich verhielt mich also still und dachte darüber nach, wohin ich schützende Kissen vor den König

werfen werde, wenn ein Zusammenstoß erfolge. Da ertönten einige kurze Pfiffe unserer Lokomotive, wir fuhren fühlbar plötzlich langsamer. Bei der schwülen Sommernacht war das Fenster offen, an dem ich saß. Ich sah hinaus. Wir näherten uns einer Krümmung, auf der uns die beiden leuchtenden Augen einer anderen Lokomotive entgegenkamen. Da zupfte mich die Gräfin Dönhoff am Rock: „Die Königin kann es nicht sehen, daß man auf der Eisenbahnfahrt den Kopf zum Wagenfenster heraussteckt." Ich setzte mich ganz still hin und lauschte. Unsere Lokomotive pfiff wiederholt scharf und kurz. Unser Zug blieb endlich stehen, ja er bewegte sich rückwärts. Endlich pfiff auch in der Ferne der entgegenkommende Güterzug. Wir hielten wieder. Dann setzten wir uns sehr langsam in Bewegung, bis zur nächsten kleinen Station, an der der Extrazug nicht zu halten bestimmt war, an welcher er aber doch hielt, um dem Güterzug Zeit zum Betreten eines Ausweichungsgeleises zu lassen. Erst als ich diesen endlosen Güterzug nunmehr an uns vorbei wußte, wurde mir wieder leicht ums Herz. Unterdessen hatten die Herrschaften im Salonwagen bemerkt, daß ich, der ich sonst immer mich bestrebte, irgend etwas zur Zerstreuung des Königs vorzubringen, mit einem Male so still geworden war. Auf Befragen sagte ich, es müßte mir etwas in die Kehle gekommen sein, das Sprechen werde mir schwer. Erst als wir den Güterzug passiert hatten, fühlte ich meine Kehle freier. Der Gedanke aber, der mich eine Viertelstunde gefoltert hatte, der kranke König könne noch in diesem seinem Zustande einen Eisenbahnzusammenstoß erleben, hatte mich weidlich schwitzen machen.

Wer nie an einem Hofe gelebt hat, wird das Verhalten des alten Meyerinck unerklärlich finden. Er war eben ein alter Hofmann, am Hofe alt geworden. Er konnte dem entschiedenen Willen eines Königs, wenn es auch ein kranker König war, keinen Widerspruch mehr entgegensetzen und brachte lieber den König und sich selbst in Lebensgefahr.

Schönlein in Bamberg. In Bamberg sah der König Schönlein zum letzten Male. Die Königin wünschte, wenn Schönlein den König gesehen, auch noch mit Böger und Schönlein zugleich zu beraten, nachdem die beiden Ärzte nach einer Untersuchung ihre auseinandergehenden Ansichten ausgetauscht hätten. Diese Konsultation war im hohen Grade psychologisch interessant. Böger erinnerte Schönlein daran, daß er Schönleins Schüler sei und von ihm gelernt habe, daß Zustände, wie sie der König gehabt, und die dem Publikum in so unverständlichen medizinisch-wissenschaftlichen Worten beschrieben seien (Blutaustritt im Gehirn, Druck der Blutkügelchen auf den Sitz der Nerven usw.), dem Laienpublikum als „Schlaganfälle" oder „Apoplexie" zu bezeichnen seien. Weiteres habe er gelehrt, die Pflicht des Arztes sei, dem Kranken selbst

auch durch Verschleierung der Wahrheit die Hoffnung zu erhalten, den nächsten Angehörigen aber die volle Wahrheit zu sagen. Schönlein wand sich und drehte sich wie ein Aal. „Sie haben ganz recht, aber bedenken Sie die besonderen Verhältnisse. Es ist doch immer der König." — „Vor meinem König habe ich allen Respekt", sagte Böger, „aber wenn er krank ist, dann ist er nichts als ein Kranker, den ich heile, und dessen Blut ich unter Umständen ebenso vergießen muß (Aderlaß oder Amputation), wie das eines anderen Kranken, da darf ich keinen Unterschied machen."

Nach der Konsultation legte die Königin den Ärzten sehr bestimmte Fragen vor, von denen die Hauptfrage die war, ob eine derartige Heilung des Königs, daß er die Regierung wieder übernehmen könne, nach medizinischen Begriffen im Bereiche der Möglichkeit liege. Böger verneinte diese Frage entschieden, und Schönlein schloß sich dem Gutachten seines ehemaligen Schülers an. Die Königin erkannte, daß Schönlein, der noch vor einem Monat von einer völligen Herstellung in Italien sprach, sie seit einem Jahre mit falschen Hoffnungen hingehalten und der ganzen Königlichen Familie, ja dem ganzen Lande gegenüber, nun seit einem Jahre die Wahrheit verschleiert habe. Sie erkannte, daß Schönleins Rat dem Könige nicht nützen könne. Als wir daher Bamberg verließen, gab die Königin Befehl, daß am ganzen Hofe niemand mehr in Gegenwart des Königs den Namen Schönleins erwähnen dürfe, damit der König ihn vergesse.

Rückkunft. Bei unserer Ankunft in Berlin kam der Prinz von Preußen eine Station weit entgegengefahren und begleitete den König über Berlin bis Potsdam im Salonwagen. Es war ein recht trauriges Wiedersehen. Der König fühlte, daß er nicht so gesund wiedergekommen sei, wie er gehofft hatte, und das machte ihn schwermütig. Er mag sich auch mit dem Gedanken getragen haben, daß jetzt weitere Einrichtungen nötig seien, um dem Prinzen von Preußen die Regierungsgewalt in größerer Ausdehnung zu übertragen. Beim Anblick seines Bruders ward der König traurig. Beide hohen Herren umarmten und begrüßten sich zwar, dann aber verfiel der König in ein unheimliches Schweigen bis Potsdam. Der Prinz war sehr betroffen dadurch, und gewöhnt, wie er war, in Achtung gegen seinen Bruder und König von diesem angeredet zu werden, brachte er die Unterhaltung auch nicht in Gang, um deren Belebung sich die arme Königin vergeblich bemühte. Ich war nicht im Salonwagen zugegen, weil ich den Dienst nicht hatte, als ich aber den Adjutanten des Prinzen fragte, wie derselbe den König gefunden, erhielt ich zur Antwort: „Gar nicht. Der König hat kein Wort gesagt." Es war Anfang September geworden, als wir nach Sanssouci zurückkehrten.

3. Die Regentschaft.

Entwicklung der Krankheit.

Befinden des Königs nach der Rückkehr. Nachdem der König nach Sanssouci zurückgekehrt war und sich daselbst wieder eingelebt hatte, war er anfangs recht guter Dinge, besonders so lange die Witterung anhaltenden Aufenthalt im Freien begünstigte. Er bewegte sich viel in seinen Gärten und verfolgte mit großer Teilnahme die Fortschritte des Baus der neuen Orangerie, dieses nach seinen eigenen Zeichnungen angelegten Prachtwerks, das seiner Vollendung entgegenging. Es ist ein eigentümlich wohltuendes Gefühl für einen jeden, wenn er aus der Fremde in die Heimat zurückkehrt, mehr noch, wenn seine Abwesenheit durch Rücksicht auf seine Gesundheit nötig geworden war. Noch gesteigert wurde dieses Gefühl beim König, da er alle seine Schöpfungen wieder sah, die teils vollendet, teils im Werden waren. Er sagte mir einst, er habe jetzt im Auslande viel Schönes gesehen, und nun er nach Sanssouci zurückkehre, sei er um so zufriedener mit sich betreffs seiner Bauten und Anlagen.

Weitere Reisepläne. Aber diese Freude hielt nicht lange an und hatte keinen Einfluß auf seine Gesundheit. Im Gegenteil. Es machte sich nach Ansicht der Ärzte der stärkere Luftdruck der norddeutschen Ebene im Vergleich mit der Alpenluft (auf 2000 Fuß über dem Meere) geltend. Seine Stimmung wurde wieder trübe. Die Ärzte (außer Böger wurden Grimm, Weiß und Bögers Hilfsarzt, Dr. Cammerer, gehört) verlangten gebieterisch, der König müsse, wenn er am Leben bleiben wolle, im Herbst seinen Aufenthalt in Meran wählen und den Winter in Italien zubringen. Wenn dies ausgeführt werden sollte, so konnte selbstverständlich nicht davon die Rede sein, daß der König die Stellvertretung durch den Prinzen von Preußen, die am dreiundzwanzigsten Oktober ihr Ende erreichte, wieder auf nur drei Monate verlängerte. Denn wie konnte im Januar dann ein ähnlicher Rechtsakt von Italien aus erfolgen?

Es gab unter den Staatsmännern von Einfluß Männer, welche der Ansicht waren, der Prinz von Preußen könne ganz gut, wie bisher, nur auf unbestimmte Zeit, mit der Stellvertretung „bis zur Genesung des Königs" betraut werden. Dagegen sprach die Gewissenhaftigkeit des Prinzen von Preußen, welcher der Ansicht war, daß er als Stellvertreter des Königs an die ihm bekannten Absichten desselben gebunden sei und nicht frei regieren könne, daß er aber frei nach seinen eigenen Ansichten regieren müsse, wenn er die Regierung auf unbestimmte Zeit in Händen habe. Fühlte er sich doch als Stellvertreter weder berufen, einen vom König ernannten Minister zu entlassen (dem Minister des Innern,

v. Westphalen, hatte er deshalb im Frühjahr die erbetene Entlassung verweigert), noch berechtigt, in kriegerische Tätigkeit einzutreten.

Im Laufe des Monats September und Anfang Oktober wurde hierüber viel hin und her verhandelt. Da tauchte der Titel „Regent" auf. Wer eigentlich zuerst die Idee hatte, daß der Prinz diesen Titel führen solle, weiß ich nicht. Ich habe aber Gründe, zu glauben, daß er vom Prinzen Albert von England (dem Gemahl der Königin) vorgeschlagen worden ist. Dieser bedeutende Mann leitete nicht nur mit einer unsichtbaren, aber um so mächtigeren Souveränität die Politik Englands, sondern er hatte damals auch einen nicht unbedeutenden Einfluß auf den Prinzen von Preußen, mit dem er sehr befreundet war. Der im vorigen Jahre zum Teil veröffentlichte Briefwechsel zwischen beiden Herren aus jener Zeit beweist dies zur Genüge. In England hatte doch auch beim Beginne unseres Jahrhunderts ein Regent lange Zeit geherrscht.

Urteile über die Regentschaftsfrage. Nun war aber mit der Einrichtung der Regentschaft eine Frage aufgeworfen, die tief in das innere politische Leben Preußens eingriff. Die Verfassung besagte ungefähr: „Daß, wenn der König minorenn oder sonst dauernd unfähig ist, zu regieren, der älteste majorenne Agnat des Hauses die Regierung als Regent zu ergreifen habe, daß dann aber beide Häuser des Landtages in vereinigter Sitzung über die Notwendigkeit Beschluß zu fassen hätten."

Diese Anerkennung der Notwendigkeit der Regentschaft seitens des Landtages war, wie viele Staatsmänner festhielten, lediglich deshalb in die Verfassung aufgenommen worden, weil man dadurch den König für alle Zeiten gegen einen Gewaltstreich, eine Palastrevolution, eine Usurpation, oder wie man es nennen will, schützen wollte. Deshalb sagten sie, diese Anerkennung durch den Landtag sei unnütz, wenn der König selbst, in ärztlich festgestelltem, verfügungsfähigem Zustande den nächsten Agnaten zum Regenten ernenne, und dieser diese Ernennung anerkenne und das Amt annehme. In diesem Falle sei die Anerkennung durch den Landtag gegenstandslos, denn der Fall, daß der König dauernd unfähig sei, zu regieren, sei nicht eingetreten. Im Gegenteil. Der König regiere ja durch den von ihm ernannten Regenten, den er in vollständig verfügungsfähigem Zustande ernannt habe. Dieser jetzt eintretende Fall sei in der Verfassung nicht vorgesehen, und wenn man dann noch die Landesvertretung frage, so sei dies ein äußerst bedenklicher Eingriff in die Souveränität der Krone, denn man ziehe dadurch Angelegenheiten vor das Urteil der Landesvertretung, welche lediglich im Schoße der Herrscherfamilie abgemacht werden müßten.

Es gab aber auch Staatsmänner, welche anderer Meinung waren. Sie meinten, wenn eine Regentschaft eingerichtet werde, so müsse sie not-

wendig vom Landtage anerkannt werden. Die Peinlichkeit, mit der der Landtag an dem Wortlaut der Verfassung festhielte, werde es unmöglich machen, ihm den Unterschied zwischen einer Regentschaft, die in der Verfassung nicht vorgesehen sei, und der durch die Verfassung zutreffendenfalls für notwendig gehaltenen Regentschaft annehmbar zu machen. Da diese Männer aber ebenfalls der Ansicht waren, daß eine solche Anerkennung einer Königlichen Handlung, die der älteste Agnat annahm, seitens des Landtages ein Eingriff in die Rechte der Krone sei, so sei es besser, das Wort „Regent" zu vermeiden, und statt dessen den Prinzen von Preußen mit der Stellvertretung des Königs auf unbestimmte Zeit zu betrauen und einen Passus in die betreffende Kabinetts-Ordre zu setzen, welcher ihn ermächtige, frei nach seinen eigenen Absichten zu regieren.

Diese beiden Ansichten wurden von verschiedenen einflußreichen Personen aufgestellt, welche alle der konservativen Partei angehörten.

Die Liberalen und überhaupt alle, welche bisher der Opposition angehört hatten, sagten aber, der Fall, den die Verfassung vorgesehen, liege hier ganz einfach vor. Der König sei dauernd unfähig zu regieren. Jetzt sei er ein Jahr lang krank. Wenn er auch einmal mit vollem Bewußtsein eine Kabinetts-Ordre unterschreiben könne, so sei das noch kein Regieren. Zum Regieren gehöre ein tägliches Arbeiten, und das könne der König nicht, und werde er nach menschlicher Voraussetzung nie mehr, also sei er „dauernd unfähig zu regieren". Es müsse deshalb der Prinz von Preußen ohne weiteres die Zügel der Regierung ergreifen, sich zum Regenten machen und die Notwendigkeit der Regentschaft vom Landtage anerkennen lassen. Ob der kranke König ihn nebenher durch eine Kabinetts-Ordre zum Regenten ernenne, oder nicht, das sei ganz gleichgültig.

Diese Sprache war noch die der Gemäßigten unter den Liberalen. Es wurde von den Übelwollenden weiter verbreitet, der König sei ganz wahnsinnig. Es sei gar nicht wahr, daß er mit Bewußtsein eine Kabinetts-Ordre zu unterschreiben imstande sei. Die Kamarilla, die ihn in seinen gesunden Tagen beherrscht habe, gebe ihn nur für verständig aus, schließe ihn ab und herrschte weiter, ihn wie eine Strohpuppe vorschiebend. Diese Kamarilla beeinflusse auch den Prinzen von Preußen und teile ihm „wohlbekannte Absichten" Seiner Majestät mit, von denen der König selbst keine Ahnung habe. Es sei die höchste Zeit, diesem verderblichen Treiben der Kamarilla ein Ende zu machen. Die Pflicht des Prinzen von Preußen sei, die Regentschaft nach dem beregten Verfassungsparagraphen zu ergreifen und den Landtag behufs Beschlußfassung darüber zusammenzuberufen.

Zur Zeit (September) war der Landtag nicht versammelt, aber die Meinungen der verschiedenen Parteien wurden doch auf verschiedene Weise

laut. Selbstsüchtige Beweggründe fehlten nicht. Mancher hoffte unter einer neuen Ära etwas zu werden. Mancher sah sich in seinem Amte oder seinem Einflusse durch eine neue Ära gefährdet und wünschte die ruhige Fortsetzung der bisher maßgebenden Prinzipien.

Im Ministerium waren zunächst nur die beiden erst entwickelten Meinungen vertreten. Für eine Regentschaft war dort anfangs niemand, sondern man war nur im Zweifel, ob man die Stellvertretung wie bisher „auf unbestimmte Zeit" fortsetzen solle, oder ob man eine Kabinetts-Ordre von etwas verändertem Inhalte vorschlagen müsse, mit Betonung, daß der Prinz von Preußen ermächtigt werde, frei nach seinen Absichten zu regieren.

Schwere Entschlüsse.

Fragen des Prinzen von Preußen an das Ministerium. Da legte der Prinz von Preußen dem Ministerium behufs Beratung durch eine Plenarsitzung die Frage vor, ob es eine Fortdauer der bisherigen Stellvertretung für verfassungsmäßig halte. Das Ministerium bejahte diese Frage einstimmig.

Hierauf erhielt das Ministerium eine zweite Frage zur Beantwortung, ob es einer Majorität im Landtage sicher sei, wenn die Stellvertretung in bisheriger Weise länger als ein Jahr fortgesetzt werde. Das Abgeordnetenhaus bestand damals aus der viel angefeindeten Landratskammer, d. h. es waren so viel Regierungsbeamte darin, daß das Ministerium einer unbedingten Mehrheit sicher war. Es beantwortete die Frage also einstimmig bejahend.

Eine dritte Frage erfolgte: Ob, da die Legislaturperiode zu Ende gehe und im Herbste Neuwahlen stattfinden müßten, das Ministerium auch nach den Neuwahlen einer Majorität für die Stellvertretung sicher sei. Kein Minister konnte diese Frage bejahen, denn niemand konnte voraussagen, wie die Wahlen ausfallen und wie die Neugewählten abstimmen würden. Bei Fassung der Antwort war keine Einstimmigkeit mehr im Ministerium.

Vierte Frage: „Was ist zu tun, da man dieser Majorität nicht sicher ist?"

Jetzt vermuteten mehrere Minister, daß es die Absicht des Prinzen von Preußen sei, eine Regentschaft einzurichten. Nur wenige beharrten dabei, den bisherigen Zustand fortzusetzen. Außer v. der Heydt und Simon stimmte nun sogar der Ministerpräsident v. Manteuffel für eine Regentschaft, die der König einzusetzen habe. Da er bisher der entschiedenste Vertreter der Fortsetzung der Stellvertretung gewesen war, so

setzte diese plötzliche Änderung seiner Meinung in Erstaunen. General v. Gerlach hielt an der Meinung fest, Manteuffel wolle sich lediglich in der neuen Ära möglich erhalten, und war so ergrimmt über ihn, daß er mir sagte, er wolle ihn gar nicht mehr kennen. Minister Westphalen stimmte gegen die Regentschaft.

Jetzt erfolgte die fünfte Frage: „Was ist zu tun, wenn sich der König weigert, den Prinzen von Preußen zum Regenten zu ernennen?"

Diese Frage setzte die Minister in die größte Verlegenheit. Ich kann nicht mit Bestimmtheit angeben, wie die Antwort eines jeden lautete. Indessen sollen die meisten Minister der Meinung gewesen sein, der Prinz habe dann die Regentschaft am dreiundzwanzigsten Oktober, ohne den König weiter zu fragen, zu übernehmen und nach dem Verfassungsparagraphen dem Landtage zur Anerkennung zu unterbreiten.

Andere waren der Ansicht, der Prinz solle dann die Regierung in die Hände des Königs zurückgeben. Da werde es sich ja herausstellen, daß der König dauernd unfähig zum Regieren, also eine Regentschaft nötig sei.

Es verbreitete sich sogar das Gerücht, einige Minister hätten geraten, in diesem Falle den kranken König zur Unterschrift zu zwingen.

Die fünf oben angegebenen Fragen gingen dem Gesamtministerium vom Prinzen von Preußen schriftlich zu.

Dieses außergewöhnliche Verfahren an Stelle eines Ministerkonseils in Gegenwart des Prinzen, sowie die bei der Aufeinanderfolge der Fragen beobachtete Logik läßt vermuten, daß der Prinz, schon ehe er die erste Frage stellte, entschlossen war, mit den bisherigen Grundsätzen der Regierung vollständig zu brechen. Man wird noch mehr in dieser Vermutung bestärkt, wenn man den jetzt veröffentlichten Briefwechsel zwischen dem Prinzen Albert von England (Royal consort) und dem Prinzen von Preußen aus dem Jahre 1858 mit den oben erwähnten Vorgängen vergleicht.

Allgemeines Aufsehen erregte es, daß der Prinz von Preußen jetzt, noch ehe eine Regentschaft eingesetzt ward, das im April erbetene und damals zurückgewiesene Entlassungsgesuch des Ministers des Innern, v. Westphalen, genehmigte. Hatte er doch deshalb eine Regentschaft für nötig gehalten, weil er, so lange er Stellvertreter sei, nicht einmal die Freiheit habe, einen Minister zu entlassen.*)

Entscheidung. Der Prinz legte der Königin die Lage der Dinge vor. Diese wußte aus dem Munde des freimütigen, ehrlichen Dr. Böger, daß man keine Hoffnung habe, den König jemals wieder regieren zu sehen und hielt es daher für das einzig Richtige, daß der Wille des Prinzen von

*) Der Minister v. Westphalen wurde unmittelbar nach Verkündigung der Regentschaft entlassen.

Preußen geschehe, der doch die Zügel der Regierung nun ganz in der Hand behalten werde. In richtiger Erkenntnis, daß es gar nicht auf die Form ankomme, in welcher dies geschähe, enthielt sie sich eines jeden Vorschlages und übernahm es selbst, den König zur Unterschrift einer solchen Kabinetts-Ordre zu überreden, wie sie der Prinz aufsetzen lassen werde.

Der König, so unverständlich er auch nur sprach, wußte doch ganz genau, was er las und was ihm vorgelesen wurde. Er sah, daß die Unterschrift einer Ordre, in der er dem Bruder die Regierung als „Regent" übertrug, im wesentlichen einer Abdankung gleich- oder doch sehr nahe kam. Nun hatte er immer die Ansicht festgehalten, ein König dürfe nie abdanken, denn er verlasse dadurch den Posten, auf den ihn Gott gestellt, und verletze so seine heiligste Pflicht. Den König Carl Albert von Sardinien sowie seinen Schwager, den König Ludwig von Bayern, hatte er immer heftig getadelt, daß sie ein bequemes Leben der Erfüllung ihrer Berufspflichten vorgezogen hätten.

Die Königin stellte ihm vor, die Krankheit verhindere ihn doch längere Zeit, selbst zu regieren, er müsse jetzt für den Winter nach Italien gehen, und es sei besser für ihn, wenn er nicht nach einem Vierteljahr wieder die Aufregung habe, den Prinzen von Preußen von neuem mit den Geschäften zu betrauen, die Regentschaft höre doch auf, sobald der König wieder gesund sei und selbst regieren könne. Da entschloß er sich, zu unterschreiben. Dies geschah im Anfang Oktober 1858.

Am zwölften Oktober reiste der König zunächst nach Meran ab. Eine ungeheure Volksmenge versammelte sich trotz aller Verbote auf dem Bahnhofe. Noch einmal hörte der König Rufe treuer Anhänglichkeit. Donnernde Hochrufe machten die Luft erzittern, und bei dem Rufe: „Gesund wieder kommen!" blieb kein Auge trocken.

Die ersten Handlungen der Regentschaft.

Das erste Zeichen der Regentschaft war die Form der Unterschrift. Der Prinz von Preußen hatte gezeichnet: „Im Allerhöchsten Auftrage Seiner Majestät des Königs." Der Regent zeichnete: „Im Namen Seiner Majestät des Königs." Es war nur eine Form, aber sie hatte eine Bedeutung. Denn die neue Form war dieselbe, in welcher die Entscheidungen der selbständigen und unabsetzbaren Gerichte unterschrieben werden.

Es entstand nun die Frage, ob die Notwendigkeit der Regentschaft vom Landtage anerkannt werden müsse. Die Verschiedenheit der Ansichten hierüber habe ich schon auseinandergesetzt. Die Leidenschaften waren einmal erregt und warfen sich auf diese Frage. Die Konservativen

erklärten, die Krone vergebe ihre Souveränitätsrechte, wenn sie es noch für nötig hielte, die Notwendigkeit der Regentschaft anerkennen zu lassen, nachdem der König sie eingesetzt und der Regent sie angenommen habe. Aber der Regent berief den Landtag, um die Notwendigkeit der Regentschaft anzuerkennen.

Der Landtag kam gegen Ende des Monats Oktober in Berlin zusammen.

Parteileidenschaften. Die verschiedenen Fraktionen berieten, wie sie sich zu verhalten hätten. Die Stürme, welche in diesen Parteiversammlungen losbrachen, waren heftig.

Die Liberalen waren im allgemeinen mit dem Verfahren des Regenten einverstanden, aber sie wollten sich nun auch für die Zukunft sichern und das Ministerium Manteuffel stürzen, um es durch ein liberales Ministerium zu ersetzen, jedenfalls ein anderes konservatives Ministerium nicht aufkommen zu lassen.

Durch ihre hitzköpfigen Redensarten arbeiteten die Konservativen den Liberalen am meisten in die Hand. Da hielt in einer Parteiversammlung wieder jener Herr v. Plötz eine Rede, in der er auseinandersetzte, daß die Anerkennung der Notwendigkeit der Regentschaft seitens des Landtages nur zum Schutz des Königs gegen eine Usurpation nötig sei. Hier liege keine Usurpation vor, also gehöre die Frage nicht vor den Landtag. Man solle die Kompetenzfrage stellen und verneinen. Hierbei erging er sich in Auseinandersetzungen über den Begriff der Usurpation und bewies, daß der Regent kein Usurpator sei, und unter welchen Umständen er erst ein solcher sein würde. Wenn auch die Debatte im engen Kreise der Fraktion stattfand, so hatten doch auch andere Erlaubnis, zuzuhören, und die Gegenpartei unterließ nicht, dem Regenten zu berichten, die Konservativer berieten darüber, ob er ein Usurpator sei oder nicht. Da ward ihm vorgestellt, darin bestehe die Königstreue und der Patriotismus dieser Herren, die sich immer damit brüsteten, so gute Royalisten zu sein. Der Regent war natürlich verstimmt und dachte zunächst nicht daran, sich ein Ministerium in den Reihen der Konservativen zu suchen.

Die Mitglieder der später sogenannten Fortschrittspartei gingen viel weiter als die Liberalen. Sie nahmen als selbstverständlich an, daß die Notwendigkeit der Regentschaft vom Landtage begutachtet werde. Um aber imstande zu sein, sie anzuerkennen, meinten sie, sei es erforderlich, daß die den König behandelnden Ärzte vor dem Landtage ein eidliches Gutachten über seinen Gesundheitszustand abgäben. Dann war davon die Rede, daß doch der König von seinen Einkünften dem Regenten einen Teil behufs Repräsentation überlassen müsse, und die Mitglieder der

Fortschrittspartei bezeugten die Lust, hierüber zu Gericht zu sitzen. Man sieht, wie die Parteien jede Gelegenheit benutzen, um ihre Herrschsucht zu befriedigen und ihren Einfluß über die gesetzlichen Schranken hinaus zu erweitern.

In einem einzigen Punkte waren alle Parteien einig. Es bestand nämlich in der Verfassung keine Bestimmung darüber, wie die vereinigte Sitzung beider Häuser des Landtages geschäftlich abzuhalten sei. Man war allerseits einig, daß der Präsident des Herrenhauses den Vorsitz führen und die Geschäftsordnung dieses Hauses maßgebend sein sollte. Die Sitzungen sollten im Gebäude des Abgeordnetenhauses abgehalten werden, welches allein Raum genug dazu bot.

Der Landtag kam zusammen.

Der Landtag. Die Vorlage der Regierung erfolgte, man wählte eine Kommission und diese einen Referenten. Es war einer der berühmtesten damaligen Juristen, der Geheime Rat v. Homeyer.

Während er sein Referat ausarbeitete, war alles in der gespanntesten Erwartung wegen des Verlaufs der Sitzungen. Bei meinem Vater, als dem Präsidenten des Herrenhauses, fand ein reger Verkehr statt, denn er mußte ja diese wichtige Debatte leiten. Alle Parteiführer sowie alle die bekanntesten Redner, die oft gehört waren und sich so gern hörten, verkehrten tagaus tagein, von früh bis abend bei ihm.

Mein Vater war gar kein Redner. Aber er vereinigte mit dem Ansehen, das ihm sein integres Leben, seine Freundschaft mit dem Regenten, seine Gerechtigkeitsliebe und sein scharfer Verstand gaben, einen so durchschlagenden Takt in der Behandlung der inneren politischen Fragen, daß man in allen Kreisen einen ungewöhnlichen Respekt vor ihm hatte. Wir neckten oft die näheren Bekannten unter den Mitgliedern des Herrenhauses, indem wir ihnen sagten, die Mitglieder des Herrenhauses, obgleich Väter des Reichs, hätten mehr Furcht vor ihrem Präsidenten wie seine Söhne. Jetzt schütteten die Führer aller Parteien ihm vorher ihr Herz aus. Sie hofften, ihn für ihre Absichten zu gewinnen, und sagten ihm, was sie alles in den zu erwartenden hitzigen Debatten sagen würden. Mein Vater ließ sie ausreden und zeigte dann den Konservativen, wie unpatriotisch und unklug sie handelten, wenn sie nach solcher Einigkeit innerhalb der Königlichen Familie durch hitzige Reden Opposition gegen die Handlungen des Königs und des Regenten machten, den Liberalen, wie sie sich die gewonnene Stellung verderben würden, wenn sie in diesem Augenblick der Gefahr des Vaterlandes durch fruchtlose Debatten Uneinigkeit ins Land brächten, den später sogenannten Fortgeschrittenen, wie sie sich vor der ganzen Welt blamierten und un-

möglich machten, wenn sie Einzelheiten über das Unglück des kranken Königs vor das Forum der Öffentlichkeit ziehen wollten.

Den Tag vor der entscheidenden Sitzung hatte mein Vater durch Privatgespräche mit den einzelnen Personen die Parteien so weit, daß sie alle einzeln erklärten, sie würden nicht anfangen, aber wenn einer von den Gegnern anfinge, dann würden sie losgehen und die und die Anträge stellen und sagen, daß usw. usw.

Die Sitzung fand statt. Die Spannung war groß. Die Tribünen waren überfüllt. Mit atemloser Aufmerksamkeit lauschte man dem Referat Homeyers. Es war ein Meisterstück von rationellem Patriotismus und juristischer Schärfe. Als er geendet hatte, erhob sich der Präsident und sagte: „Ich eröffne die Diskussion." Darauf sah er sich langsam dreimal in der großen Versammlung um, mit einem Adlerblick, vor dem, wie Graf Eberhard Stollberg nachher sagte, jedem die Lust zum Reden vergangen sei, der noch Lust dazu gehabt hätte. Es wird erzählt, einer habe versucht, sich zu erheben, um sich zum Wort zu melden. Seine Nachbarn aber hätten ihn an den Rockschößen festgehalten. Darauf rief der Präsident mit Stentorstimme: „Es hat sich niemand zum Wort gemeldet, ich schließe die Diskussion" und schlug mit der Faust triumphierend auf das Pult des Präsidentensitzes.

Hierauf ließ er abstimmen und forderte diejenigen, welche die Notwendigkeit der Regentschaft anerkannten, auf, sich zu erheben. Wie auf Kommando standen alle Mitglieder auf. Er machte die Gegenprobe: Wer dagegen stimme, möge aufstehen. Niemand rührte sich! Jetzt forderte er, bei dieser Einstimmigkeit zwischen Fürst und Volk, die Mitglieder auf, dem König und dem Regenten ein dreifaches Hoch auszubringen. Da machte sich die Stimmung Luft. Es ertönten brausende Hochs, in das die Tribünen und sogar die Mitglieder des diplomatischen Korps begeistert mit einstimmten. Kein Auge blieb trocken.

Es war dies einer der glänzendsten Augenblicke in dem verdienstvollen Leben meines Vaters. Keinem wäre es damals, wie ihm, gelungen, dem mächtigen Strom aller bereitgehaltenen Reden einen hermetischen Damm entgegenzusetzen und die Krisis so glänzend zu Ende zu führen.

Das Ministerium der neuen Ära. Die Mitglieder des Landtages reisten in ihre Heimat, und die Regentschaft war unzweifelhaft festgestellt. Ehe mein Vater abreiste, verkehrte der Herr v. Auerswald viel bei ihm. Es ging später das Gerücht, der Regent habe durch Herrn v. Auerswald meinem Vater den Antrag machen lassen, ein neues Ministerium zu bilden, mein Vater habe aber abgelehnt. Mein Vater hat einen solchen Antrag damals nicht erhalten. Möglich ist, daß jener nur den Auftrag

hatte, die Ideen meines Vaters zu ergründen. Denn er hat viel gesprochen von einem Ministerium mit einem vornehmen Namen an der Spitze, das die Anschauungen des Trägers der Krone durch einen Vertrauten erhielte. Herr v. Auerswald schien Lust zu haben, diesen **deus ex machina** hinter den Kulissen zu spielen. Mein Vater hat wohl seine Bedenken gegen so unklare Beziehungen ausgesprochen, und wenn Herr v. Auerswald dem Regenten berichtet hat, daß er bei meinem Vater eine Abneigung gegen eine solche Kombination entdeckt habe, so hat er richtig berichtet.

Bald nachdem die Landtagsmitglieder abgereist waren, erhielt das Ministerium durch Herrn v. Auerswald, der der vertraute Bote des Regenten geworden zu sein schien, die Mitteilung, der Regent erwarte nunmehr vom Ministerium einen Bericht über die Lage des Landes. Der Ministerpräsident v. Manteuffel antwortete, es sei die Lage des Landes nach seiner Auffassung eine derart günstige, daß er keine Veranlassung zu einem besonderen Bericht sehe. Dann ging er zum Vortrag zum Regenten und fragte ihn, ob er mit dieser durch Herrn v. Auerswald ihm übermachten Sendung beabsichtige, daß das Ministerium seine Entlassung anbieten solle. Der Regent war durch diese Frage scheinbar überrascht und verneinte. Am Nachmittage aber erhielt Manteuffel ein Handbillett des Regenten, das ihm mitteilte, daß der Regent im Anschluß an die mündliche Besprechung sich entschlossen habe, das Ministerium zu entlassen und den Fürsten von Hohenzollern beauftragt habe, ein neues Ministerium zu bilden. Die fertige Ministerliste ward am anderen Tage veröffentlicht. Von den Ministerien waren die wichtigsten besetzt: Ministerpräsident: Fürst von Hohenzollern, Minister des Äußern Frhr. v. Schleinitz, Minister des Innern Graf v. Schwerin, Kriegsminister General v. Bonin, Minister ohne Portefeuille, also gewissermaßen Berater des Regenten, Herr v. Auerswald. Der Justizminister Simon und der bisherige Handelsminister v. der Heydt waren aus dem alten in das neue Ministerium mit hinübergenommen.

Der Charakter des neuen Ministeriums war ein solcher, der den Bruch mit den bisherigen streng konservativen Prinzipien konstatierte. Der Graf v. Schwerin war bereits einmal, 1848, liberaler Minister des Innern gewesen, ebenso Schleinitz des Äußern. Die politischen Tendenzen von Bonin waren bekannt.

Manteuffels Sturz kam recht unerwartet. Aber er mußte zu seiner Betrübnis sehen, wie ihm niemand eine Träne nachweinte. Vor vier Wochen hatte er die konservative Partei verlassen, um sich in der neuen Ära zu erhalten. Jetzt beseitigte ihn die neue Ära, und die alte war auch nicht mehr die seine. Man überhäufte ihn mit Ehren und er zog sich auf sein Gut zurück.

---

4. Italien.

Die Reise.

Abreise nach Italien. Der König war unterdessen in Meran. Die Flügeladjutanten v. Rauch und v. Werder waren mit ihm gereist. Wir beiden anderen, Treskow und ich, waren benachrichtigt, dieselben seinerzeit abzulösen. Der Termin war nicht bestimmt. Als mein Vater Berlin wieder verließ, ging ich im November nach Koschentin und wartete in meiner Familie weitere Befehle ab. Dort erreichte mich schon am fünften November der Befehl, mich am achtzehnten November in Verona einzufinden, von wo aus ich den König auf seiner Reise durch Italien begleiten sollte. Die gesamte Begleitung wurde gewechselt, und die neue sollte gemeinschaftlich mit der Prinzessin Alexandrine über Wien, Triest, Venedig nach Anordnung des Hofmarschallamtes reisen. Ich begab mich also nach Berlin und fand mich auf dem bezeichneten Bahnhofe ein.

Das Hofmarschallamt hatte unbegreiflicherweise angeordnet, daß wir über Dresden und Prag fahren sollten, zu welchem Zweck wir abends halb acht Uhr abreisen mußten, und um dieselbe Stunde in Wien ankamen, als wenn wir abends elf Uhr mit dem Kurierzug über Oderberg gefahren wären. Man meinte im Hofmarschallamte, über Prag sei es näher. Dieses Versehen war für uns recht empfindlich, denn damals heizte man die Coupés auf der Linie Dresden—Prag nicht. Nun war der Winter früh eingetreten, und wir mußten in Dresden nachts mehrere Stunden liegen bleiben, während man die Wagen von außen verschloß und uns nicht aussteigen ließ. In Bodenbach wurde früh drei Uhr das Gepäck bei sechs bis zehn Grad Kälte durchsucht, und in Prag hatte der „Bummelzug" früh sieben Uhr auch noch einen Aufenthalt von einer Stunde.

Die Reisegesellschaft war daher in möglichst übler Laune. Sie bestand aus den Hofdamen, Gräfin Dönhoff und Hacke, dem alten Kammerherrn Grafen v. Finckenstein, den beiden genannten Adjutanten, unserer Dienerschaft, einem Teil Dienerschaft des Königs und der Königin. Die vornehmste aber war Prinzessin Alexandrine mit ihrer Gouvernante, Frl. v. Schuckmann, und einer Französin, Mlle. Millière. Wir waren zweiundzwanzig Köpfe (einschließlich Dienerschaft und einschließlich der ablösenden Dienerschaft der Majestäten). Das Hofmarschallamt hatte in einem gedruckten Reisetableau empfohlen, wir sollten unser Gepäck möglichst beschränken. Da wir uns aber auf eine Abwesenheit von einem halben Jahre einzurichten hatten und auf der Reise mit den Majestäten uns darauf gefaßt machen mußten, an verschiedenen fremden Höfen zu

erscheinen, so fiel unsere Beschränkung des Gepäcks so aus, daß in Bodenbach außer dem die Coupés anfüllenden Handgepäck nicht weniger als achtundachtzig große Kolli zur Untersuchung lagen!

Graf Finckenstein soll die Reise leiten. Bei diesem Anblick erschrak der alte Graf Finckenstein heftig. Denn er sollte von Wien aus, bis wohin das Hofmarschallamt die Reise angeordnet hatte, das weitere besorgen und hatte eine erhebliche Summe dazu erhalten. Er erklärte nun rundweg, er könne das nicht. Man hatte ihm zum Überfluß der Verlegenheit als Aushilfe für die Anordnungen einen Diener vom Hofmarschallamte mitgegeben. Dieser war aber von Profession ein Schneider, sollte später beim König als Garderobier fungieren, war noch nie gereist und der dümmste Mensch, den man sich denken konnte. Finckenstein war ungefähr siebzig Jahre alt, war öfter mit der Königin gereist, aber nur, wenn alle Anordnungen durch den Hofmarschall getroffen waren. Er hatte weder Übung in Anordnungen von Reisen noch die nötige Spannkraft, um sich in außergewöhnlichen Lagen zu helfen.

Ich ergreife die Zügel der Reiseregierung. Der alte Herr tat mir leid in seiner verzweifelten Lage. Ich bot mich also an, die Reise zu leiten, wenn er mir die Kasse geben und mich von Rechnungslegung befreien wollte. Dies erfreute ihn, und er übergab mir einige Tausende.

In Wien kamen wir abends sieben Uhr erfroren an. Die arme Prinzessin Alexandrine mußte noch bei der Erzherzogin Sophie Tee trinken, und den anderen Morgen sieben Uhr sollten wir nach Triest weiterfahren. Ich hatte einen in außergewöhnlichen Lagen sehr gewandten Diener, Vincenz Hegnal, ein Wiener Kind, der in Österreich zu Hause und in Italien gereist war. Ihm übertrug ich die Sorge für das Gepäck, während ich früh fünf Uhr auf den Bahnhof vorausfuhr. — O Schrecken! — Ein entsetzliches Glatteis überraschte die Fuhrleute. Wohl zehnmal stürzten die Pferde meines Fiakers, die nicht scharf gemacht waren. Ich sah kommen, daß die verschlafene Reisegesellschaft zu spät kommen werde. Es war also nötig, dem Bahnpersonal besonderen Eifer einzuflößen.

Ich trat daher mit Würde an den Billetteur und schrie: „Zwölf Billetts erster Klasse, zehn Billetts zweiter Klasse!" Er war taub und wollte je zwei Billetts geben. Ich aber sagte mit Entrüstung: „Glauben Sie, daß Ihre Königliche Hoheit die Prinzessin Alexandrine von Preußen mit einem kleineren Gefolge als zweiundzwanzig Personen reist?"

„O, du mein Gott!", schrie der Mann, „Ihre Kaiserliche Hoheit die Erzherzogin Alexandrine von Preußen!", und war so verwirrt, daß er die Summe nicht berechnen konnte. Ich bot ihm an, es auszurechnen, trat in sein Geschäftszimmerchen, legte einen Fünfguldenschein hin und sagte

zunächst: „Dies für Ihre Mühe." Ich war sofort eine sehr wichtige Person, und alles bückte sich tief vor mir. Während ich mit dem Schalterbeamten rechnete, klopften viele Reisende an das Fenster, um Billetts zu erhalten, der Billetteur schrie grob hinaus: „Lassen's mi außi, erst kommt Ihre Kaiserliche Hoheit die Prinzessin Alexandrine von Preußen!" — Nach Bezahlung der Billetts trat ich auf den Perron, gab dem Zugführer eine Zehnguldennote und verlangte zu sehen, ob die Prinzessin würdig untergebracht werde. Man wies mir mit tiefen Bücklingen zwei große Salonwagen an, von denen jeder fünfzig Personen faßte und je zwei Coupés erster und einen großen Salon zweiter Klasse hatte. Der zugehörige Schaffner erhielt auch fünf Gulden, und nun wurde die Reisegesellschaft mit Spannung erwartet.

Ich fürchtete nämlich, daß bei dem Glatteis jemand von der Reisegesellschaft zu spät kommen könne, und damit niemand zurückbliebe, befahl ich, daß der Kurierzug nicht eher abfahren dürfe, als bis ich die Erlaubnis erteilte.

Ich führte die Prinzessin in ein Coupé erster Klasse für sie und ihre beiden Damen, daneben ein ebensolches für die Kammerfrauen der Königin und die der Prinzessin. Im anderen Wagen ein solches Coupé für die Hofdamen der Königin und eins für uns Herren, wo wir rauchen konnten. Die Dienerschaften nahmen, klösterlich nach Geschlechtern getrennt, in den beiden großen Salons zweiter Klasse Platz. Nachdem ich mich versichert hatte, daß alles, auch jedes Kollo, da sei, fragte ich die Prinzeß mit komischem Pathos, ob sie erlaube, daß der Kurierzug abfahre. Sie wollte sterben vor Lachen, und alles war in bester Laune. Auch telegraphierte ich nach Graz, wo mittags Station war, um ein Diner in besonderem Raume, und so reisten wir mit derselben Annehmlichkeit, als ob der König per Extrazug reiste. Auf jeder Station wurde die Prinzessin gefragt, ob abgefahren werden dürfe, usw., und am Abend um einhalb elf Uhr erblickten wir bei klarem Mondschein und elf Grad Wärme von der Höhe von Nabresina das Meer, zu dessen Niveau in Triest wir mit Windeseile hinabbrausten.

Selten habe ich in zwei Tagen so jähe Temperaturwechsel erlebt, wie auf dieser Reise von Berlin nach Triest. In Berlin hatte ein vorübergehendes Tauwetter den reichlichen Schnee in jenen kniehohen Schmutz mit dicken Eisklößen verwandelt, der den Achsen des Straßenfuhrwerks so verderblich ist. In Dresden und Prag waren sechs bis zehn Grad Kälte. In Wien fiel das Glatteis bei null Grad auf die von der vorangegangenen schweren Kälte erstarrten Straßen. Auf dem Semmering schnitten zehn Grad Kälte in Nase und Ohren, und auf dem Südabhang des Berges bis Graz lachten uns grüne Fluren und Wälder entgegen, belebt durch die

rauschenden, hochangeschwollenen Bäche, die durch auf den Bergen reichlich schmelzenden Schnee frisch gespeist waren. Wieder durchfuhren wir dann eisige Regionen, um in Laibach bei angenehmem Frühlingswetter gegen Einbruch der Nacht Kaffee zu trinken. Der rauhe, unwirtliche Kars war aber dann in das starre Winterkleid gehüllt, und schließlich empfing uns die Küste des Adriatischen Meeres mit der Temperatur eines deutschen Hochsommers.

Venedig. Von Triest führte uns anderen Tages der riesenhafte Lloyddampfer „Adria" nach Venedig. Das Meer war so artig, daß es wie ein Spiegel anzuschauen war und das Schiff ohne fühlbare Bewegung dahinglitt. Die äußeren Eindrücke dieser Reise waren sehr wechselvoll. Es war recht unterhaltend zu sehen, wie sie auf die lebhafte sechzehnjährige Prinzessin wirkten, die erst zum zweiten Male in ihrem Leben Berlin und seine Umgebungen verließ. Bei allem, was ihr neu war, Tunnel oder Felsen, Meer oder Dampfer, schrie sie laut vor Vergnügen und bangte wie ein Kind von fünf Jahren.

In Venedig nahm uns Hotel Danieli auf. Ein Aufenthalt von zwei Tagen sollte der Prinzessin Gelegenheit geben, einen oberflächlichen Begriff von der Lagunenstadt zu erhalten. Meine Lokalkenntnis kam mir jetzt zustatten. Einige Preußen, die in Venedig wohnten, u. a. Graf Wilhelm Pourtalès und seine Gemahlin, halfen, die Zeit auszunutzen.

Ich hatte dort ein sehr komisches, kleines Abenteuer, wenn man es so nennen kann. Eines Morgens früh verabredete ich mit Treskow, den Campanile zu besteigen, um ihm den eigenartigen Überblick über diese Stadt zu zeigen, den ich schon kannte. Ich rechnete darauf, mit meinen italienischen Brocken durchzukommen, wie drei Jahre früher. Aber ich konnte mich mit der Frau nicht verständigen, welche die Schlüssel zur Treppe verwahrte. Sie wurde bei meinem Anblick sehr unwirsch und wies uns schließlich die Tür mit dem Bescheide, vor zehn Uhr früh stiege man nicht auf den Campanile. Es fehlte noch eine Viertelstunde; wir schlenderten also auf dem Marcusplatz herum und kamen wieder, als die Männer an der berühmten Uhr zehnmal gehämmert hatten. Da fuhr die Frau wie eine Furie auf uns zu. Ich bemerkte ihr, sie habe ja gesagt, wir könnten nach zehn Uhr hinaufsteigen. „A bah," sagte sie, „si buda molto nel giorno, man schwatzt viel in den Tag hinein, weder vor noch nach zehn Uhr; niemals wird hier auf den Turm gestiegen." Ich war starr, und wir gingen ins Hotel zurück, einen Kommissionär zu holen und trafen zufällig Graf Wilhelm Pourtalès, der uns seine Hilfe anbot, da er bekannt war. Da war die Frau sehr artig und ließ uns den Turm besteigen. Auf seine Frage, warum sie uns so derb abgewiesen, ward sie

sehr verlegen und entschuldigte sich. Es war ihr von einer sehr vornehmen Familie in Venedig mitgeteilt worden, daß ein Mitglied derselben, dessen Beschreibung auf meine Person paßte, schwermütig geworden sei und die Absicht zu erkennen gegeben habe, sich vom Campanile herabzustürzen. Deshalb hat sie mich nicht hinauf lassen wollen! Ich wurde sehr geneckt, daß ich wie ein Verrückter ausgesehen hätte.

Nach Verona. Von Venedig reisten wir eines Mittags nach Verona, um mit dem König zusammenzutreffen, der von Meran kam. Auf dem Bahnhofe von Verona hatte nun das von mir freiwillig übernommene Amt des Reisemarschalls ein Ende, denn dort sollte uns das Hofmarschallamt empfangen. Ein Beamter desselben fand sich auch auf dem Bahnhofe ein. Hofrat B. hatte aber für die zweiundzwanzig Personen mit achtundachtzig Kolli außer dem Handgepäck nur zwei viersitzige Wagen mitgebracht. Das reichte für die Damen ausschließlich Kammerfrauen. Mein Diener besorgte also noch den Rest, hielt einige Fiaker an und eilte auf die Straße, wo er für Geld und gute Worte einige ochsenbespannte Leiterwagen engagierte, die unsere Kolli mitnahmen.

Zimmer waren bereit in zwei Hotels, Due Torri und Gran Czare, aber diese beiden Hotels waren an den beiden äußersten Enden der großen Stadt belegen, und es gehörte eine große Gewandtheit meines Vincenz dazu, jedem seine Sachen in der wildfremden Stadt trotz der dort landesüblichen, ihm wenig bekannten Sprache zuzuführen. Da ihm dies schnell gelang, so gewann er das Vertrauen des Grafen Keller, der sich auf der Reise von jetzt ab lieber von meinem Vincenz helfen ließ als von einem seiner Hofräte.

Schade, daß der kleine gewandte Kerl, der in außerordentlichen Verhältnissen so brauchbar war, sobald durch keine besondere Lage seine Geschicklichkeit beansprucht ward, sich gern mit dem Genuß geistiger Getränke die Zeit vertrieb.

Wiedersehen mit dem Könige. Der König war eine Stunde vor uns in Verona angekommen. Er empfing Treskow und mich bald nach unserer Ankunft. Wir waren sehr begierig, ihn zu sehen und zu schauen, was wir für einen Eindruck von ihm empfangen würden, bei den verschiedenen Briefen, die wir gelesen. Vorerst erstaunten wir, wie geläufig er sich ausdrückte. Er begrüßte uns freundlich und sprach eine Viertelstunde lang ganz geläufig. Wieder durchzuckte mich ein Hoffnungsstrahl. Aber nach einer Viertelstunde ließ die durch den Anblick alter Bekannter erzeugte Aufregung nach, und dann begannen ihm wieder Worte zu fehlen, und wir erkannten bald, daß, ein frisches, heiteres Aussehen abgerechnet, sein Hauptleiden nicht um eines Haares Breite abgenommen hatte. Tags

darauf verabschiedete sich das bisherige Gefolge, und wir übernahmen den Dienst.

Verona—Mantua. In Verona fand sich der Erzherzog Maximilian mit der Erzherzogin Charlotte zur Begrüßung unseres Königspaares ein und begleitete es im Extrazuge bis Mantua, der Erzherzog, der als Kaiser von Mexiko ein so tragisches Ende nehmen sollte, war damals gewissermaßen Vizekönig im Lombardisch-Venezianischen Königreiche, wo er nach des alten Radetzky Tode die Sympathien der Bevölkerung für Österreich gewinnen sollte. Seine wohlgemeinten Bestrebungen kosteten dem Kaiser sechs bis zehn Millionen Gulden, brachten aber dem österreichischen Zepter dafür nicht ein italienisches Herz ein. Ich sah hier den poetischen, phantasiereichen, schönen Herrn zum letzten Male. Seine Gemahlin, die so unglückliche jetzige Exkaiserin Charlotte, war eine stattliche, schöne, imponierende Erscheinung, hatte aber gar nichts Gewinnendes oder Leutseliges.

Nach Florenz.

Von Mantua ging es zu Wagen nach Modena, wo Nachtquartier genommen ward. In Mantua fing also die Reise zu Wagen an, die uns in vier Tagereisen nach Florenz und später weiter durch Italien führen sollte. Es war nur wenigen Menschen geboten, solch eine veranstaltete Reise mitzumachen. Jetzt, wo die Eisenbahnen ganz Italien durchziehen, findet sie gar nicht mehr zu Wagen statt. Deshalb wird sich mancher erfreuen, zu lesen, wie solch eine Reise verlief.

Wir waren, von den Majestäten angefangen, bis zum letzten Diener herab, einundachtzig Personen, und wurden auf neunzehn Wagen untergebracht. Sowohl die Gesundheit des Königs erheischte es, als auch die Geldfrage machte es vorteilhafter, daß der Königliche Hof auf eine Abwesenheit von mehr als einem halben Jahre alles mitnahm, was zur Haushaltung nötig war. Da sah man nicht nur den Kämmerier und Kassier, wie Bedienten, Kammerdiener und Lakaien, sondern auch die Köche, Küchendiener, Silberwäscherinnen, Garderobier, Schneider und Schneiderinnen, Wagenmeister und Hausknechte. Der König mußte sie doch bezahlen, denn er konnte sie während der Reise nicht entlassen. Die Rechnung hat sich bewährt, denn nach einer siebenmonatlichen Abwesenheit von Sanssouci stellte sich heraus, daß trotz der Reisen und Geschenke usw., die der König gemacht hatte, der Haushalt mit der Reise weniger Geld gekostet hat, als sonst der gewöhnliche Aufenthalt in Sanssouci, weil der König keine Gäste mehr sehen konnte, und weil das Leben in Italien billiger ist als in Deutschland.

Wir waren also einundachtzig Personen und neunzehn Wagen. Die Wagen waren alle aus dem Königlichen Marstall in Berlin. Damit ward für die Majestäten die Annehmlichkeit vereinigt, die Wagen mitzunehmen, in denen sie spazieren zu fahren gewöhnt waren. Im bekannten Landauer fuhr der König mit der Königin. In der offenen Promenadenchaise nahm Dr. Böger und ich Platz. In einer anderen verschlossenen Chaise saß die Prinzessin Alexandrine usw. Jeder Wagen hatte seine Nummer.

Ein von der Regierung empfohlener Kurier hatte die Bestellung der Pferde übernommen. Die Gespanne standen aufmarschiert nach der Nummer der neunzehn Wagen, im Nu wurden auf den Poststationen Pferde und Postillione gewechselt, und weiter ging es mit einer Geschwindigkeit, von der man in Deutschland keine Idee hat. Bestia no ha anima (das Tier hat keine Seele), sagt der Italiener und haut unbarmherzig auf das Pferd los, damit es die schnellste Karriere laufe. Es kam vor, daß ein Pferd tot im Geschirr zusammenfiel. Dann wurde es verächtlich ausgespannt, der Leichnam in den Straßengraben geworfen und mit einem Tier weniger die Reise bis zur nächsten Station fortgesetzt. Beim Wechsel der Poststationen musterte der Kurier immer erst die neuen Gespanne, nachdem er, der immer zu Pferde war, dem Train von neunzehn Wagen im schnellsten Laufe vorausgeeilt war. Dann beaufsichtigte er das Anspannen und befahl einen langsamen Trab für den ersten Wagen. Wenn alle Fahrzeuge im Gange waren, bezahlte er, schwang sich zu Pferde und jagte nach. Im Vorbeijagen an der langen Wagenkolonne überzeugte er sich, ob alle Wagen dicht aufgeschlossen waren, woran er trotz unserer Klagen über den unerträglichen Staub streng festhielt, damit nicht ein einzeln zurückbleibender Wagen den italienischen Ladri in die Hände fiele, und dann erlaubte er dem vordersten Wagen ein schnelleres Tempo. Jetzt jagte alles in der Karriere los und mit Windeseile der nächsten Poststation entgegen.

Auf diese Weise wurden die an und für sich nicht allzulang bemessenen Tagereisen in wenigen Stunden zurückgelegt. König und Königin fuhren vorn im Landauer bequem und schnell und genossen die Gegend. Aber alle folgenden Wagen sahen nichts als dicken, undurchdringlichen Staub um sich her, und beim Ankommen waren wir alle weiß bedeckt wie Müller, die aus der Mühle kommen. Dieser weiße italienische Staub lagerte sich fein und dick wie Zahnpulver, und der Italiener hat recht, wenn er den Staub polvere nennt.

Unsere Nachtquartiere bis Florenz, unserem nächsten Reiseziele, waren Modena, Bologna und eine kleine Station in den Apenninen, deren Namen ich vergessen habe, ich glaube Filagaga, und die nur einen beschränkten Raum im Gasthof darbot.

Die Tageszeit, die in den Städten nach der Reise übrig blieb, ward zur Besichtigung von Merkwürdigkeiten benutzt, soweit der König Bedarf nach Zerstreuung äußerte. In Bologna ward die heilige Cäcilie von Raffael nicht versäumt. Doch ich mag mich nicht darauf einlassen, die Sehenswürdigkeiten Italiens zu beschreiben. Der Hauptzweck unserer Reise, die Gesundheit des Königs, erlaubte uns nur, diese Sehenswürdigkeiten nebenbei zu genießen, und dies für uns Deutsche so merkwürdige Land ist besser von solchen beschrieben worden, die sich ihm ganz und einzig zu widmen imstande gewesen sind.

Der Apennin, welcher Toscana im Norden begrenzt, mußte mit Ochsenvorspann erklommen werden, und das langsame Tempo dieser Zugtiere erlaubte uns, zu heilsamen Promenaden auszusteigen.

Beim Hinabfahren vom Apennin in das Tal des Arno nach Florenz hatten wir an der Grenze Toscanas prächtig in Parade gekleidete Postillione erhalten. Dieselben fuhren uns auf der herrlich gehaltenen Straße (es war auffallend, wieviel schöner in Toscana alles gehalten war als im übrigen Italien) im gemäßigten Trabe den Abhang hinab. An jeder Biegung der in Schlangenlinien den Apennin herabführenden Chaussee sahen sich die Postillione des vordersten Wagens um, ob alle neunzehn Wagen dicht auffolgten. Dann begannen sie im Dreischlag zu knallen, die Postillione der folgenden Wagen fielen ein, und so fort bis an die Queue, worauf die Tete wieder begann. So ging es fort, stundenlang, den Berg hinab, in der herrlichsten Gegend von der Welt, die von der sinkenden Sonne beschienen ward, wobei das Tempo des Peitschenknalls im Dreischlag mit dem gewiegten Trab der Pferde zusammenfiel und klang, als ob geübte Drescher in der Scheune dreschen. Das Echo der Berge gab diese Musik vielfältig wieder. So war unser Einzug in Florenz, jener schönsten Stadt Italiens, von der selbst ein italienischer Dichter sagt, sie sei so schön, daß man sie eigentlich nur Sonntags betreten dürfe.

Ich machte die vier Tagereisen neben Dr. Böger. Unsere beiden Diener saßen auf dem Bock, die Postillione fuhren vom Sattel. In der offenen Promenadenkalesche des Königs saßen wir sehr behaglich nebeneinander, und wir tauschten unsere Ideen aus. Ich lernte diesen merkwürdigen Mann in seiner ganzen Vortrefflichkeit kennen. Eine kleine Eigentümlichkeit sei hier erwähnt, weil sie für die Königin charakteristisch ist. Böger hielt für sich den Genuß von Meraner Äpfeln für sehr wohltuend. An einem Tage verzehrte er neben mir ein ganzes Dutzend während der Fahrt. Wenn am Abend während des Tees beim kranken König das Bedürfnis eintrat, die Zeit durch etwas Erheiterndes zu kürzen, so brachte wohl ein jeder vor, was er hierzu geeignet hielt, und da wurde

wohl ein jeder abwechselnd geneckt. Böger mußte auch herhalten, daß er an einem Tage zwölf Äpfel hintereinander gegessen. Die Königin konnte sich gar nicht darüber beruhigen. Seitdem aber schenkte sie Böger, so lange sie lebte, an jedem Weihnachten eine große Schüssel voll Meraner Äpfel.

Böger war der Sohn eines Kammerdieners. Er dankte, was er war und hatte, seinen Kenntnissen, seinem Fleiß und seinen Leistungen. Bei solchen Leuten findet sich meistens, daß sie einen höheren Wert als andere auf das Geld legen, das sie mühsam erworben. Bei Böger fand sich das Gegenteil. Nicht der vornehmste Aristokrat konnte im Geldpunkt opferwilliger und vornehmer denken, wie Böger. Ich lernte auf der Reise die Ansichten dieses Mannes kennen und habe später Beweise genug erlebt, daß er diese Ansichten auch zur Tat werden zu lassen imstande war.

Florenz. In Florenz blieben wir fast vier Wochen. Das Hotel, in dem das Quartier des Königs genommen war, lag malerisch mit der Front am Arno und hatte die Aussicht auf die südliche Hälfte der Stadt. Im ersten Stock wohnten die Majestäten, Prinzessin Alexandrine und die Damen. Ich hatte das Glück, ein Zimmer im zweiten Stock mit derselben (eigentlich noch besseren) Aussicht überwiesen zu erhalten. Unser Leben gestaltete sich ziemlich regelmäßig. Des Morgens um elf oder zwölf Uhr machten die Majestäten irgend einen Ausflug, um die Merkwürdigkeiten der Stadt oder Umgegend zu besuchen und dabei dem Könige die Gelegenheit zu der nötigen Leibesbewegung zu geben. Gegen Dunkelwerden kehrte man von da zurück, und dann wurde um vier oder fünf Uhr zu Mittag gegessen; König und Königin aßen allein. Aber abends acht oder halb neun Uhr versammelte sich alles beim König und der Königin. Da wurde von dem Gesehenen gesprochen und der Plan zu einer Unternehmung des folgenden Tages festgestellt. Auch kam vor, daß abends etwas vorgelesen ward.

Führer bei den täglichen Ausflügen war Herr v. Reumont, unser damaliger Gesandter am toscanischen Hofe, welcher durch seine Studien über die Geschichte Italiens besonders geeignet war, über alles an Ort und Stelle Auskunft zu geben. Er wußte über die Medici so gut Bescheid, als ob es seine Geschwister gewesen wären, und war dem Könige seit langem bekannt. Wer von uns den Dienst hatte, konnte gewärtig sein, auch außer der Zeit zum Könige gerufen zu werden. Wer den Dienst nicht hatte, konnte auch dann und wann von solch einem Ausflug fortbleiben, wenn er etwas anderes vorhatte, aber gewöhnlich waren wir doch alle von elf Uhr morgens bis abends mehr oder weniger gebunden, bis elf Uhr morgens aber ward selten etwas von uns verlangt.

Ich benutzte diese Zeit, um mir meine früheren Kenntnisse der italienischen Sprache ins Gedächtnis zu rufen und geläufiger zu machen, indem ich täglich einige Gespräche aus Fornacaris Grammatik auswendig lernte. Nach vierzehn Tagen konnte ich schon das Alltägliche verdollmetschen und die Kutscher über ihren Weg instruieren. Ich erinnere mich noch des erstaunten Gesichts der Königin, als ich von Eingeborenen Auskunft über etwas einholte und ihr das Erkundete meldete. Auch Böger lernte Italienisch. Da er aber älter war, seinen Geist auch noch mit seinen medizinischen Studien beschäftigte, so ließ ihn sein Gedächtnis oft im Stich, weshalb er nie ohne Wörterbuch ausging. Es war sehr unterhaltend zu sehen, wie der lange, dürre Mann sich mit den Eingeborenen unterhielt und jedes Wort, ehe er es anwendete, im Wörterbuch nachschlug, im Gegensatz zu der Lebhaftigkeit und Ungeduld der Italiener, die diesen Hergang abwarten sollten.

Das ganze Gefolge des Hofes erhielt Befehl, am toscanischen Hofe die Aufwartung zu machen. Der alte Großherzog mit der Großherzogin waren sehr leutselige, gnädige und wohlwollende Herrschaften. Er war ein österreichischer Erzherzog und erinnerte in seinem ganzen Wesen und Äußern an das, was man von den österreichischen Kaisern des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts gelesen oder in Bildern gesehen hat. Die Großherzogin war eine neapolitanische Prinzessin. Die Formen am Hofe waren von streng spanischer Sitte. Bei Tafel saß der Hofmarschall dem Großherzog gegenüber und stierte, bei in die weiße Krawatte eingezogenem Kinn, fortwährend mit seinen großen Augen seinen regierenden Herrn an, nur dann und wann einen flüchtigen Blick rechts und links wendend, ob die Bedienung richtig vor sich gehe, keinen Bissen anrührend, keine Frage seiner Nachbarn beantwortend und Schweißperlen an der Stirn. Diese Steifheit der Zeremonie, diese Angst des in seinem Dienst nicht ergrauten, sondern schneeweiß gewordenen alten Herrn kam uns um so komischer vor, als wir durch den ungezwungenen Ton an unserem Hofe sehr verwöhnt waren. Unsere Erzählungen davon unterhielten den König und die Königin sehr.

Von den Großherzoglichen Kindern waren damals nur erst zwei erwachsen, der Erbgroßherzog, im vierundzwanzigsten und der Erzherzog Carl im zwanzigsten Jahre. Der Erbgroßherzog stand durch seine Vermählung mit der Prinzessin Anna von Sachsen, der Tochter der Zwillingsschwester unserer Königin, in sehr naher Beziehung zu unserem Königspaare. Diese Prinzessin sah aus, wie ein Engel und hatte Augen, als ob sie sie unserer Königin gestohlen hätte. Es war nur eine Stimme unter uns allen, daß die Königin Elisabeth in ihrer Jugend genau so ausgesehen haben mußte wie diese Erbgroßherzogin. Der Erbgroßherzog

war trotz seiner vierundzwanzig Jahre noch sehr wenig gesetzt in Neigungen und Betragen. Der jüngere Bruder war ernster in seinem Wesen, aber sehr schüchtern und hatte von der Welt noch fast nichts gesehen, als einige toscanische Städte. Er sagte mir, der Erbgroßherzog habe ihm von Berlin erzählt, in Berlin sei es so schön. Ich bemerkte, die Stadt habe wohl viel Schönheiten zu zeigen, aber doch lange nicht so herrliche Bauten, wie Florenz. „Oh!", sagte der Erzherzog, „ich meine die Gegend. Sie soll herrlich sein. Da kann man meilenweit im Sande galoppieren und wird nicht durch so häßliche Berge gestört wie hier." De gustibus non est disputandum, dachte ich mir im stillen.

Unser König und unsere Königin beteiligten sich bei dem Diner nicht, sondern machten einige Privatvisiten in der Stille, wenn unser König gerade gut dazu aufgelegt war.

Wenn man alles in Florenz mit Muße sehen will und zu diesem Behufe täglich höchstens fünf Stunden Zeit verwendet, dann kann man recht gut vier Wochen und mehr angenehm ausfüllen.

Den König erheiterte alles, was er sah. Er hatte Italien als Kronprinz vor dreißig Jahren bereist und war trotz dieser langen Zeit und trotz seiner Kopfkrankheit noch überall heimisch. Er erfreute sich des Wiedersehens mit allen berühmten Gemälden und Statuen im Palazzo Pitti, in den Uffizien und auf den Plätzen, wie in den Privatpalästen. Auch Ausflüge in die Umgegend erheiterten ihn. Fiesole, mit der schönen Aussicht, San Donato mit dem montechristoartigen Goldpalast des wahnsinnigen Demidoff waren sehr interessant. Eine größere Unternehmung führte nach Pisa mit dem schiefen Turm und den Cascinen, in denen Kamele gezüchtet wurden und frei herumtrabten. Über alle diese Abwechslungen vergaß der König zuweilen sein Leiden. Die leichtere Luft Italiens schien auch sonst seine Stimmung zu heben.

Wir waren vorher sehr in Sorge gewesen, wie es sich bei der Krankheit des Königs im Auslande anlassen werde, wenn er in den Fall kommen würde, sich in fremden Sprachen auszudrücken. Das machte sich aber weit besser, als wir erwartet hatten. Der König hatte in gesunden Tagen ebenso gut Französisch und Italienisch gesprochen wie Deutsch. Jetzt sprach er nicht schlechter in den fremden Sprachen wie in der eigenen. Nun sind die Italiener ganz insbesondere, und zwar alle bis auf die niedrigsten im Volke, sehr daran gewöhnt, mit Fremden zu verkehren, die ihre Sprache nicht gut sprechen und haben eine große Gewandtheit darin, zu erraten, was der schlecht sprechende Fremde in der Tat will, und sie helfen ihm geschickt auf die richtigen Worte. Den Italienern erschien der König daher gar nicht krank, sondern nur als Fremder, der nicht gut Italienisch sprach, und sie halfen ihm schnell mit ihrer Erratungsgabe

mit den richtigen Worten aus. Sogar, wenn er einmal ungeduldig und hastig über sich selbst wurde, so fiel das keinem Italiener auf. Denn der gesundeste Italiener schreit fortwährend lauter, als ein kranker Deutscher zuweilen.

Nach Rom.

Der Aufenthalt in Florenz war als Zwischenstation für Rom in Aussicht genommen. Rom sollte der eigentliche Winteraufenthalt sein. Weihnachten sollte schon in der früheren Weltstadt zugebracht werden. Wir verließen also Florenz und reisten in vier Tagereisen nach Rom. Die Nachtquartiere waren Siena, Radicofani, Viterbo. Nach Siena ging es mit der Eisenbahn. Dort übernachteten wir im Großherzoglichen Schlosse. Dasselbe ist eigentlich für einen Sommeraufenthalt der regierenden Familie bestimmt und dazu eingerichtet. Riesengroße gewölbte Räume waren Zimmer genannt und mehr mit Schutz gegen die Hitze als gegen die Kälte eingerichtet. Die wenigsten Zimmer hatten Kamine, deren Feuer, wenn es überhaupt in Brand zu setzen war, gar keine Wärme verbreitete. Der Fußboden bestand aus Steinfliesen mit eisiger Kälte, denn das Thermometer war auf mehrere Grade unter Null gesunken, und frischer Schnee bedeckte die Straßen und die Dächer. Gegen die bisher befolgten Grundsätze, nur in selbst gemieteten Räumen zu wohnen, wo man für Geld befehlen konnte, hatte man das Anerbieten des Großherzogs angenommen, in Siena im Schloß zu wohnen, weil die Großherzogliche Familie mit unwiderstehlicher Liebenswürdigkeit darauf drang, denn, so hieß es, in dem kleinen Siena gebe es keinen Gasthof, wo der König eine Nacht existieren könne. Der Erbgroßherzog reiste mit, um in dem Schlosse den Wirt zu machen.

Das zog nun die Folge nach sich, daß er am Abend den Tee mit den Majestäten einnehmen, und unsere Herrschaften sich in Anzug usw. danach richten mußten. Da saß man nun in den weiten, unheimlichen, selten bewohnten und gänzlich ausgefrorenen Räumen mit kalten Füßen, in hoffähiger dünner Toilette. Die Königin ließ sich bald einen Fußsack kommen und hüllte sich in einen Pelz. Sie klapperte vor Frost. Der König fühlte sich unwohl und ging zu Bett. Die Königin wollte aber nicht unhöflich gegen den Erbgroßherzog sein und blieb länger beim Tee als gewöhnlich. Wir zogen uns in unserem salonfähigen Anzug vor Frost zusammen und litten entsetzlich.

Als die Erlösungsstunde kam und jeder sich in sein Zimmer begab, fanden nur wenige von uns Einrichtungen vor, die ein dürftiges Heizen möglich machten. Ein eisiger Wind heulte durch die riesenhaften Kamine der weiten Hallen, keine Teppiche dämpften den Ton, und wer an Ge-

spenster glauben wollte, konnte sie die ganze Nacht hindurch hören. Einige unheimliche Käuzchen, die in dem meist unbewohnten Schlosse sonst die einzigen lebenden Wesen waren, erhöhten eine derartige Poesie. Von der Dienerschaft stellte sich mancher ein italienisches Kohlenbecken ins Zimmer, und am Morgen früh ward schon Dr. Böger zu dem einen gerufen. Er hatte so sehr gefroren und deshalb das Kohlenbecken dicht an sein Bett gestellt. Da lag er nun, vom Kohlendunst erstickt und ward für eine Leiche gehalten. Es gelang dem erfahrenen Arzt, den törichten Mann ins Leben zurückzurufen.

Schlimmer als dies war aber an diesem Morgen der Zustand der Königin. Sie fühlte sich erkältet und hustete so bedenklich, daß man der Gefahr einer Lungenentzündung entgegensah. Es fragte sich nun, ob man es wagen könne, die Reise fortzusetzen. Dr. Böger erklärte mit großer Bestimmtheit, eine größere Gefahr für die Königin, als einen längeren Aufenthalt in diesem Palast, könne es nicht geben. Die Anstrengungen einer Reise seien gar nichts dagegen. Und so wurde am Morgen die Reise gen Rom fortgesetzt.

Dieses unselige Nachtquartier im Palast zu Siena hätte leicht recht verhängnisvoll werden können. Wie es so oft im Leben geht, hatte man aus Höflichkeit ein Anerbieten nicht abzulehnen gewagt, sich dadurch eine große Last auferlegt, ja sogar einer bedeutenden Gefahr ausgesetzt und wußte innerlich nachher dem Geber keinen Dank, sondern verwünschte dieses Sommerpalais von Siena im Winter.

Böger hatte erklärt, auf seine Verantwortung hin könne die Königin die Reise fortsetzen, und wir reisten weiter. Ich saß wieder mit ihm in demselben Wagen. Er sagte mir, vor unserem Herrgott könne er es sicher verantworten, daß er auf die Weiterreise gedrungen. Vor Menschen werde er dann nicht bestehen, wenn die Königin jetzt unterliege. Sie sei sehr krank. Im Palais zu Siena werde sie sicher sterben. Eine Fortsetzung der Reise könne allein die Königin retten. Wenn sie trotzdem diesen Anfall nicht überstehe, dann werde alle Welt ihm die Schuld beimessen, und dann sei er verloren. Nachdem er mir dies auseinandergesetzt, war er ebenso munter wie immer, denn er wollte die Stimmung der Reisegesellschaft nicht verderben.

Die Fahrt von Siena nach Radicofani sollte nur vier Stunden dauern. Man gab uns vier Carabinieri Bedeckung gegen die Räuber mit. Wir lachten darüber, denn wenn die Räuber in genügender Stärke erschienen wären, um einundachtzig Reisende zu überwältigen, dann wären die vier Carabineri auch davongeritten. Aber die Regierung hatte es angeordnet, denn Radicofani liegt auf dem höchsten Punkt der Straße Siena—Rom, auf dem Zweig des Apennin, der Toscana von den päpst-

lichen Staaten trennt, wo die Räuber zu den Naturprodukten zählen; also ritten die vier Carabinieri tapfer vor dem Königlichen Wagen her.

Aus den vier Stunden wurden aber viel mehr. Schon auf dem Straßenpflaster von Siena stürzten viele Pferde. Dem Schneefall war Frost gefolgt. Glatteis bedeckte die Straßen der Stadt, Glatteis fand sich besonders da, wo die Straße, wie meistens, bergauf führte. Statt in der berühmten italienischen Karriere bewegten wir uns im langsamsten Schritt. Alle Augenblicke stürzte ein Pferd, blieb ein Wagen zurück. Ich sah den Wagen zurückbleiben, in dem Geheimer Kämmerier Schöning mit Legationsrat Sasse fuhr. Das wäre ein Fang für Räuber gewesen, denn Schöning hatte die Reisekasse bei sich.

Auf jeder Station, auf der Pferde gewechselt wurden, erkundigte sich Böger am Wagen der Majestäten, ob er Hilfe bringen solle. Von Stunde zu Stunde ging es der Königin schlechter. Die Kälte, die Aufregung über die Langsamkeit der Reise, die Sorge um den König vermehrte ihr Leiden, und der Husten nahm derart zu, ward auch so schmerzhaft, daß Erstickung zu befürchten war. Der König wußte von früheren Zeiten her, daß ein Husten der Königin leicht einer Lungenentzündung Vorbote war. Darum war er immer ängstlich gewesen, wenn die Königin gehustet hatte. Jetzt steigerte sich diese Ängstlichkeit bei den schwachen Nerven des Königs bis ins Krankhafte, der armen kranken Königin zur unsäglichen Qual, denn sobald sie hustete, schrie der König auf und jammerte. Allmählich geriet er in eine entsetzliche Aufregung, die ihn mit einem erneuten Schlaganfall bedrohte.

Auf allen Stationen, an denen umgespannt wurde, versammelten sich Bewaffnete und präsentierten das Gewehr. Man konnte es keine Truppe nennen, denn Ordnung gab es da nicht, ebensowenig wie Uniform. Die meisten Leute waren in Lumpen gekleidet. Auf Befragen nannten sie sich civici, d. h. Bürgergarde. Böger schlug sein Wörterbuch auf, faßte solch einen Kerl beim zerlumpten Ärmel und sagte langsam: „Dite, Signore, è questa l'uniforma dei ladri?“ (Sagt, mein Herr, ist dies die Uniform der Räuber?) „Si Signore!“, antwortete die Gesellschaft jubelnd, „l'uniforma dei ladri!“

Der König und die Königin kamen noch vor Einbruch der Dunkelheit in Radicofani an. Ehe aber der letzte der neunzehn Wagen eingetroffen war, hatte sich völlige Dunkelheit eingestellt. Der König war sehr unruhig, bis er Meldung erhielt, daß alles da war, denn er fürchtete, ein oder der andere Wagen könnte in die Hände der Räuber fallen. Die letzten waren die Hofdamen und die Kasse.

Wenn ich auch den Namen Radicofani bis jetzt in meinen geographischen Studien noch nicht gehört hatte, so hatte ich mich doch der

Hoffnung hingegeben, daß dort eine leidliche Unterkunft möglich sein werde, da die Regierung es als Nachtquartier für einen König mit so großem Gefolge vorgeschlagen hatte. Aber ich sah mich in dieser Hoffnung auf das Grausamste getäuscht. Ein paar Häuser in der Nähe einer italienischen Ausspannung letzter Gattung, „Osteria, spaccio di vino con cucina“, was fälschlich mit „Ostern, göttlicher Spaß mit der Cousine“ übersetzt wurde, aber in der Tat bedeuten soll: „Gasthaus, Weinverkauf mit Küche“. Es gab da eigentlich nur zwei Zimmer in jedem Stock (Parterre und eine Treppe). Eins erhielt der König, eins die Königin, die beiden anderen Prinzessin Alexandrine nebst Damen. Alles übrige lagerte mehr oder weniger.

Es fand sich da eine Art von Halle, die durch eine nicht ganz bis an die Decke reichende Wand in zwei Teile geteilt war. Man bestimmte den einen Teil für die Herren, den anderen für die Damen. Aber ehe an Ruhe gedacht werden konnte, mußte in der Hälfte „für Herren“ gegessen werden.

Die Majestäten aßen in ihren Zimmern. Ihre Kost ward durch Böger sehr knapp bemessen, und dann wurden beide ins Bett beordert. Hierauf gab er der Königin ein Mittel ein, wobei diese krampfhaft das Gesicht verzogen haben soll. „Natürlich“, sagte Böger, „warum soll sie kein Gesicht machen. Man kann mir eine Million bieten, und ich schlucke so übelschmeckendes Zeug nicht hinunter.“ Zu mir aber sagte er leise: „Wenn dies Mittel nicht hilft, ist die Königin verloren. Lassen wir uns nichts merken, denn schon ist alles mutlos.“

In der Tat hatten die Hofdamen lange genug mit der Königin gelebt, um nach kurzem Aufenthalt in ihrer Stube inne werden zu können, daß sie sich in Gefahr befinde. Nachdem der König gegessen hatte, verlangte er noch ein wenig unsere Gesellschaft. Alles war mutlos und ließ die Arme sinken, und schon wurden Stimmen laut, welche Böger anklagten, daß er nicht gegen die Fortsetzung der Reise Einspruch erhoben. Hätte Böger selbst Sorge verraten, dann hätte die Gesellschaft ganz den Kopf verloren.

Als die Herren und Damen sich behufs der Nachtruhe trennten, betrachteten wir die nebeneinander bereiteten Nachtlager, die mehr natürlich als künstlich waren. Wir hatten schon bemerkt, daß unser Raum oben in Verbindung mit dem der Damen war, und daß man voneinander jeden Seufzer hören würde und hatten beschlossen, nicht zu seufzen. Um aber den Damen dasselbe begreiflich zu machen, ehe sie sich zur Ruhe legten, hing sich Böger ein weißes Bettuch um, setzte einen Zylinder auf, nahm ein Licht in die Hand und bestieg eine Leiter, oben über der Trennungswand den Damen als Gespenst zu erscheinen. Diese lachten sehr und wußten nun, daß sie sich behufs der Nachtruhe nicht entkleiden durften.

Die ganze Lage war nicht sehr dazu angetan, um sich sorgloser Ruhe hinzugeben. Viel Schlaf kam nicht auf meine Augenlider.

Es gewährte indessen doch einige Beruhigung, daß Böger nicht ein einziges Mal von meiner Seite zur Königin gerufen worden war. Unter bestimmten Anzeichen hatte er dies angeordnet, und diese Anzeichen hatten sich also nicht eingestellt. Er ging des Morgens früh zeitig zu ihr und fand die Königin im gesundesten Schweiß und Schlaf. Das übelschmeckende Mittel hatte ganz vortrefflich gewirkt. Auch der König war sehr viel ruhiger als tags zuvor. Die Weiterreise ward nun auf eine ziemlich späte Stunde (zehn oder elf Uhr) festgesetzt, um der Königin Zeit zu gewähren, ihre Erkältung und Transpiration möglichst zu pflegen, ehe sie an die frische Luft kam.

Ich hatte somit Zeit, den Ort zu umkreisen, der uns zum Nachtquartier gedient hatte. Ein wunderbarer Anblick bot sich mir dar. Wir waren auf der Höhe des Apennin. Die aufgehende Sonne zerteilte die Nebel, die sich zu meinen Füßen senkten und in die Hänge und Schluchten der Berge hineinkriechen, Anzeichen eines bevorstehenden herrlichen Tages. Weithin konnte ich die Straße übersehen, die nach Rom hin zu meinen Füßen in Schlangenwindungen hinabführte. Zu beiden Seiten eine pittoreske Landschaft, voll welken Laubes, das im Sonnenschein dem Ganzen einen rosaroten Schimmer gab. Solche Luft und solch ein Tag mußte wohl viel zur Besserung unserer hohen Patienten beitragen.

Zur bestimmten Stunde setzten wir uns in Bewegung. Der Südabhang der Apenninenkette kannte noch keinen Schnee und kein Glatteis. Auch nahm mit jeden hundert Schritten, die wir hinabfuhren, die Temperatur auf diesem Südabhang zu. So rollten wir in wahnsinniger Karriere den Berg hinab. Wie hinauf gezaubert hängt Acquapendente auf dem steilen Felsen. Als wir dort umspannten, fanden wir das Königspaar in der heitersten Stimmung. Die Luft vollendete das heilsame Werk, das Bögers Trank am Abend zuvor so glücklich begonnen.

Jetzt gaben auch wir uns dem Genusse der Gegend hin. Als wir Acquapendente verlassen hatten, wurde mein Diener auf dem Bock unruhig und sah immer nach rückwärts. Ich fragte ihn, was er habe: „Ja, du mein Gott, das ist ja das Bild, welches zu Hause in Ihrem Zimmer hängt." Ich sah mich um, und richtig, wir befanden uns da, wo Horace Vernet seine Landschaft zur **Confession d'un chef de brigands** aufgenommen haben mußte.

Vor der Stadt Bolzena, am gleichnamigen See, ward ebenfalls umgespannt. Die Gespanne der vielen Wagen standen auf dem Felde aufmarschiert, denn die Straße führte an der Stadt vorbei, und man brauchte nicht über das holprige Pflaster auch dieses Städtchens zu rumpeln.

Die italienischen Postillione setzten einen eigentümlichen Stolz in die Eleganz, mit der sie die Fahrt begannen. Sie standen, wenn angepannt war, neben ihrem Sattelpferde, und wenn die Reisenden Platz genommen hatten, ermunterten sie durch einen Zuruf: „He!" die Pferde, die sofort mit Vehemenz in die Geschirre fuhren und sich in den landesüblichen Galopp setzten. Mit dem ersten Galoppsprung schwangen sich dann die Postillione in den Sattel und dann ging's fort in der Karriere mit verhängten Zügeln.

Wir hatten vier Pferde, also zwei Postillione.

Dieses Mal verfehlten die Pferde die Richtung. Wie gesagt, führte die Straße nicht durch die Stadt, die Pferde aber hatten Neigung, in die Stadt zu laufen, in der sie in der verflossenen Nacht gestanden hatten. Die Postillione bemerkten die unrichtige Neigung der Pferde zu spät und griffen nun erst nach den Zügeln, um sie rechts zu wenden, während die Rosse links in die Stadt wollten. Dadurch entstand an der Gabelung der auf hohen Dämmen am See aufgebauten Chaussee ein Parallelogramm der Kräfte, und die Reise ging weder rechts noch links, sondern zwischen beiden Straßen den Damm hinab. Mein Diener auf dem Bock hatte diesen Widerstreit der Neigungen und die daraus entstehende Gefahr rechtzeitig entdeckt, denn er war ein vortrefflicher Pferdekenner, kühner Reiter und Kutscher und war zehn Jahre Trainer und Rennreiter gewesen. Er ergriff die Hemmvorrichtung am Wagen, und als das vorderste Pferdepaar den Abhang herunterraste, hemmte er den Wagen. Da purzelten Vorderpferde und Stangenpferde und hingen am Abhang im Geschirr, die Postillione unter ihnen, der Wagen aber stand still. Ohne die Schnelligkeit und Geschicklichkeit meines Dieners wären wir mit dem Wagen auf die vier Pferde und zwei Menschen draufgefallen, und es hätte großes Unglück geschehen können. Ehe wir noch aus dem Wagen gesprungen waren, hatte uns der Kurier, der die Reise leitete, in der Karriere eingeholt, zog die Postillione unter ihren Pferden vor und begann damit, sie mit seinem Kantschu quer über das Gesicht zu bearbeiten, denn er hatte ihnen eingeschärft, nicht in der Karriere anzufahren, sondern im gehaltenen Trabe. Nach dieser liebevollen päpstlichen Einleitung wurde wieder instand gesetzt, was am Geschirr zerrissen war, und die Reise ging weiter, den See entlang. Von Menschen und Pferden war niemand verletzt.

Der große See von Bolzena sah sehr schön aus mit seinen gebirgigen Ufern. Wir fuhren eine ganze Station lang, bis Montefiascone, an seinen Ufern entlang und scheuchten Myriaden von großen Vögeln auf, die uns in dichten Schwärmen umkreisten. Ich erkannte zu meinem nicht geringen Erstaunen unsere deutschen wilden Enten, die hier überwintern.

Auch Schnepfen sollen hier wie in den Pontinischen Sümpfen im Winter in Massen das südliche Klima genießen. Ein Teil der vornehmen Welt Deutschlands macht es ihnen nach.

Auch in Montefiascone wurden die Pferde gewechselt. Wir benutzten die Zeit, um das Grab des deutschen Bischofs zu besuchen, der sich an dem Wein von Montefiascone tot getrunken hatte, und dem der Kaplan auf das Denkmal in Stein eingraben ließ: „est, est, est, et propter nimium est est, dominus meus mortuus est.“ Daher der Wein noch heute unter dem Namen „Est est“ im Handel ist.

In Viterbo kamen wir noch bei Tage an. Die Schnelligkeit, mit der wir heute gereist waren, hatte dies möglich gemacht. Vor Tische machte der König noch eine Promenade durch die Stadt. Er kannte sie noch von seiner früheren Reise her und zeigte uns einige merkwürdige Denkmäler, denn er war sehr gut aufgelegt. Das Wetter war wie bei uns im Sommer, obgleich wir den zweiundzwanzigsten Dezember schrieben.

Zwischen Viterbo und Rom überschritten wir noch ein Gebirgsplateau, auf dem Schnee und Eis zu sehen war. Die Vegetation scheint dort sehr dürftig zu sein. Zwar war sie im Winterkleide. Aber soviel sich erkennen ließ, schienen Steine und Heidekraut auf diesem Plateau vorzuherrschen. Die Fauna soll auch hier vorwiegend aus Räubern bestehen. Für uns waren sie unsichtbar. Aber wenige Tage nach unserer Ankunft in Rom will ein Engländer mit seiner Tochter dort angefallen worden sein. Er erzählte, die Räuber hätten mit solcher Hast den Wagenschlag aufgerissen, daß sie das Fenster zerschlugen und seine Tochter am Arm mit den Glassplittern blutig verletzten. Da habe er ihnen eine zornige Rede gehalten, er habe geglaubt, in einem Lande zu sein, in welchem sogar die Räuber galant gegen Damen seien. Sie aber hätten ihrem Lande Schande gemacht, denn seine Tochter blute. Da seien die Räuber verlegen geworden, hätten den Arm der Tochter verbinden helfen und sich dann mit achtundvierzig Scudi begnügt, hingegen auf Plünderung des Wagens verzichtet, so daß er seine mitgebrachten 10 000 Pfund gerettet. Eine hübsche Geschichte, wenn sie wahr ist, denn 10 000 Pfund nimmt man in jetziger Zeit nicht mehr auf Reisen mit, sondern läßt sie bei Bankiers anweisen.

Rom.

Einfahrt in Rom. Palazzo Caffarelli. Am Nachmittag des dreiundzwanzigsten Dezember fuhren wir durch die Porta del Popolo zur ewigen Stadt hinein. Eine Meile vor der Stadt kreisten zwei mächtige Adler über unseren Häuptern. Ich habe sie während des Aufenthalts in Rom noch mehrfach wiedergesehen. Sie hielten sich gern in der Nähe

des Monte Testaccio auf, wo sie Nahrung fanden. — Zu dieser Zeit, es war ja noch französische Besatzung in Rom, durften friedliche Leute nur ausnahmsweise Waffen tragen. Also waren auch die Jäger in ihrem Beruf beschränkt. Daher die Räuber unter den Tieren wie unter den Menschen dreister wurden.

Unsere Fahrt ging den Corso entlang bis zum Capitol, auf dessen Höhe der Palazzo Caffarelli, das preußische Gesandtschaftshotel, lag. Zu dem Palazzo gehörten einige Häuser auf der Hinterfront, darunter die Casa Tarpea, die mit drei Stockwerken auf dem historischen Tarpejischen Felsen aufgebaut ist. Somit gehörte der höchste Berg mit der schönsten Rundsicht, mit den ältesten historischen Erinnerungen Roms, der preußischen Regierung. Was aber noch merkwürdiger war, ist, daß in diesem Palazzo, auf diesem höchsten Berge Roms, eine protestantische Kapelle eingerichtet war, in die alle Sonntage die in Rom lebenden Protestanten zur Kirche gingen. Der päpstliche Stuhl hatte seinerzeit, als der Palazzo Caffarelli käuflich war, nicht acht darauf gegeben, wer ihn kaufte. Als aber die konfessionellen Gegensätze begannen, sich wieder mehr zuzuspitzen, da fand man es himmelschreiend, daß auf dem schönsten Punkte Roms Ketzer ihr Wesen trieben. Man hat vergeblich versucht, den Palazzo Preußen wieder zu entreißen. Noch ist's nicht gelungen.

Der erste Stock mit dem prachtvollen Saale war in Verfall und unbewohnbar. Unsere Regierung hatte noch kein Geld flüssig machen können, ihn herzustellen. Der zweite Stock enthielt die Wohnung des Gesandten. Es war zurzeit der Gesandtschaftsposten unbesetzt. Die Majestäten wurden also in der Wohnung des Gesandten einlogiert. Außerdem fanden daselbst Prinzessin Alexandrine, die Hofdamen, Meyerinck und Dr. Böger Unterkunft. Tresckow und ich wurden hinter dem Palast in einem sogenannten Gartenhaus einlogiert. Als wir wenige Tage nach der Ankunft fieberten, wurde unsere romantische Wohnung untersucht, und es erwies sich, daß es ein übertapeziertes Orangeriehaus war und so feucht, daß man den sich bildenden Salpeter von den Wänden abkratzen konnte. Die Ärzte erklärten, wir müßten in solcher Wohnung unfehlbar dem klimatischen Fieber erliegen. Also wurden wir in die Casa Tarpea einquartiert zu den anderen Herren, Stüler, Sasse, Dr. Cammerer usw.

Dort oben, im obersten Stock, drei Treppen über dem Tarpejischen Felsen, habe ich mit einer Unterbrechung von einigen Wochen bis zum zweiten Mai gehaust. Wenn ich mich des Morgens in meinem Schlafzimmer am Fenster rasierte, sah ich weit über alle Dächer Roms hinweg in die Fenster des Papstes, in den Vatican, und in diesen Fenstern glänzte der Spiegel der aufgehenden Sonne, und wenn ich dann in unseren ge-

meinschaftlichen großen Salon trat, um den Morgenkaffee zu trinken, blickte ich über die Trümmer der Kaiserpaläste hinweg, hinter denen sich die dunkelblaurote Schattenseite des Albaner Gebirges erhob, und über diesem schwebte die durch die Dünste der Campagna glutrot gefärbte Kugel der Morgensonne. Am Fenster aber pickten vier Tauben genau von derselben Farbe und Zeichnung, wie die berühmten vier Capitolinischen Tauben (blau, weiß, rötlich usw.) auf der Mosaikplatte, und ich lud sie ein und fütterte sie, bis sie so frech waren, ohne Einladung in die Stube und auf den Frühstückstisch zu flattern, zum großen Ärger von Treskow, der sie nicht liebte, besonders wenn sie ihm durch die Butter marschierten.

Solch ein Morgen in Rom begann also so poetisch für mich, wie selten für einen anderen Fremden, der in der unteren Stadt in einem Gasthofe unter den übelsten Gerüchen in dumpfigen Gemächern aufwacht.

Lebensweise in Rom. Da wir nie vor elf Uhr morgens zum Könige gerufen wurden, so konnten wir, selbst wenn wir den Dienst hatten, früh nach dem Kaffee noch einen kurzen Morgenspaziergang machen, von etwa zwei Stunden, auf dem ich mich entweder auf den Kaiserpalästen herumtrieb oder andere in erreichbarer Entfernung liegende Sehenswürdigkeiten in Augenschein nahm, wie den Aventin, St. Giovanni in Laterano, Sta. Maria Maggiore usw., oder das Treiben der Römer auf der Piazza Montanana, dem Capitol usw. beobachtete. An den Tagen, an denen ich den Dienst nicht hatte, machte ich weitere Ausflüge bis zur Essenszeit (fünf Uhr), bis nach dem Trastevere, in die Campagna, nach dem Vatican und seinen unzähligen Sehenswürdigkeiten, oder wo es war, wenn nicht der König eine besonders merkwürdige Exkursion machte, der ich mich anschloß.

Wenn ich aber den Dienst hatte (wir wechselten in Rom täglich), dann war ich von elf Uhr an den König gebunden.

Oft mußte der Adjutant vom Dienst um diese Zeit dem König etwas vorlesen. Wenn Punkt zwölf Uhr die große schwarze Kugel an der Stange der Akademie herunterglitt, und ein Kanonenschuß von der Engelsburg auf dieses Zeichen das Signal gab, daß alle Glocken der 365 Kirchen Roms Mittag läuten mußten, in der Regel um diese Zeit, dann unternahm der König eine mit Promenade verbundene Ausfahrt, bei der irgend eine Sehenswürdigkeit in Augenschein genommen wurde und kehrte nach Sonnenuntergang zurück. Mittags aßen die Majestäten um vier oder fünf Uhr allein, wogegen das Gefolge an einer Tafel speiste, an der die Prinzessin Alexandrine den Vorsitz führte und meistens die beiden Herren von der preußischen Gesandtschaft, Legationsrat v. Gundlach und Attaché Graf Dönhoff, eingeladen waren.

Nach dem Essen wurde, je nach dem Befinden des Königs, der Adjutant gerufen, um ihm etwas vorzulesen, oder der König spielte einige Partien Billard, eine nach dem Essen für ihn von den Ärzten gern gesehene Beschäftigung. Abends halb neun Uhr vereinigte sich alles bei beiden Majestäten zum Tee, wobei teils über die besuchten Merkwürdigkeiten etwas gelesen, teils der Plan für den folgenden Tag verabredet ward.

Im Theater waren fortwährend zwei Logen für uns bereit, für den Fall, daß jemand Lust hatte, die Vorstellung zu sehen. Es ward selten Gebrauch davon gemacht, denn wir nahmen abends nur ungern Urlaub, wo gerade der König gern das ganze Gefolge um sich versammelte. Zwar konnte man noch ins Theater gehen, nachdem der König sich gegen zehn Uhr zurückgezogen hatte, denn die Vorstellungen begannen erst um neun Uhr und endigten erst um zwölf Uhr. Aber die Vorstellungen waren wenig verlockend. Unter den Tänzerinnen waren einige ganz bucklig und der Gesang war recht schlecht. Das einzige, was mich im Theater reizte, war, daß Lucrezia Borgia gegeben, aber, um die Schande der päpstlichen Familie Borgia nicht auf die Bühne zu bringen, Elisa de Fosco betitelt ward.

Des Königs Befinden in Rom. Man hätte Rom nicht unter angenehmeren Verhältnissen kennen lernen können. Dem Könige stand alles offen, wozu andere Fremde nur unter großen Schwierigkeiten Zutritt haben, und dem Gefolge des Königs konnten wir uns immer alle anschließen, wenn der König eine besondere Besichtigung unternahm. Einen um den anderen Tag aber konnte auch jeder von uns bis zur Essenszeit auf eigene Faust in der Stadt umherschlendern und genauer betrachten, was ihm etwa im Gefolge des Königs entgangen war. Übrigens waren, wo der König erschien, immer die größten Gelehrten der Kunst und der Geschichte zugegen, so daß man spielend lernte und erfuhr, was Jahre der mühsamen Forschung gekostet hatte.

Aber was waren alle diese Annehmlichkeiten und Genüsse gegen die traurige Veranlassung zu dieser Reise und gegen das Elend, das wir an der Krankheit des von allen so geliebten Königs täglich vor Augen hatten? Der Anblick dieses Leidens mit seiner Hoffnungslosigkeit lastete wie ein schwerer Alp auf uns allen und ließ uns des Genusses des Aufenthalts in Rom nicht froh werden. Man schlenderte durch Rom, besah Merkwürdigkeiten usw., lediglich um einmal das Auge von dem Elend abwenden, oder um den kranken Herrn durch irgend eine Erzählung erheitern zu können. Wir bewunderten dabei die Geduld und die Willensstärke der Königin, welche selten von der Seite des kranken Gemahls

fortkam, und mit immer gleicher Zähigkeit bestrebt war, ihm das Leben zu erleichtern und auf seine Erheiterung zu sinnen.

Des Königs Nerven waren überhaupt einem steten Wechsel unterworfen. Angeregt konnte er zuweilen eine halbe Stunde lang ganz gut sprechen und verstehen. Plötzlich hörte die Spannkraft auf, und er war ganz unfähig, sich auszudrücken und zu begreifen. Da hatte er sich vorher gefreut, wie gut es ihm ging, der plötzliche Umschlag erregte dann seinen Zorn.

Aber nicht nur in der Unterhaltung, auch beim Billardspiel kam dies zur Sprache. Es kam vor, daß er ein oder zwei Partien ganz brillant spielte und gewann. Dann war er sehr guter Laune. Dann kam es vor, daß er zielte, und ehe er zustieß, den rechten Arm sinken ließ und mit dem Queue in die Luft stieß. Erschreckt rief er dann: „Was war denn das?", und versuchte wieder, mit gleich traurigem Erfolg. Zuweilen gelang es, ehe er darüber heftig ward, ihm vorzureden, er sei müde, und es sei Zeit, aufzuhören. Ärgerte er sich aber, dann wurde er eigensinnig, wollte es durch Anstrengung erzwingen, was immer mißlang, und der Erfolg war Verzweiflung über seine Krankheit.

Eines Tages, beim Erwachen, war des Königs rechte Hand gelähmt, aber dafür war er vollkommen Herr der Sprache und verstand alles, wie in gesunden Tagen. Wieder hoffte man, daß der König ganz gesund werden könne. Aber die Ärzte benahmen uns die Hoffnung. Sie erklärten die Erscheinung dadurch, daß sich das Blutkörperchen im Gehirn verschoben habe, das bisher die die Sprache leitenden Nerven behinderte und nun auf den benachbarten Nervenquell drücke, der die Hand leite. Bald werde der alte Zustand wieder eintreten. Und sie hatten recht.

Mitten in seiner geistigen Behinderung setzte uns der König zuweilen durch das ihm noch gebliebene wunderbare Gedächtnis in Erstaunen. Einst durchwanderte er die Statuengalerie des Vatican. Die Königin war an diesem Tage leidend und blieb zurück in der Wohnung. Plötzlich blieb der König an einer Stelle stehen und sagte zu mir: „Hier, wo ist das hin?" Ich hatte die Statuengalerie wohl schon durchwandert, konnte aber natürlich keine Auskunft geben, ob unter diesen Hunderttausenden von Statuen eine fehle. Er rief: „O, wie schade, schade! Berühmtestes, schönstes, bestes fort!" Ich fragte nun einen der ältesten anwesenden Beamten, ob nicht auf diesem Fleck eine Statue eines berühmten Mannes gestanden habe. Der Beamte sagte mir, hier habe früher der Kopf des Kaisers Augustus als Kind gestanden, man habe ihn jetzt in den nächsten Saal gestellt. Der König ward dorthin geführt und erkannte die gesuchte Marmorfigur wieder, zu seiner großen Freude. Es

waren dreißig Jahre vergangen, seit er diese Galerie zum letzten Male betreten.

Ein anderes Zeichen von der eigentümlichen Natur seiner Krankheit gab uns der König einst bei einer Promenade in der Villa Borghese, von den Römern kurzweg „la villa“ (par excellence) genannt. Er hatte das Kasino betreten, wo die marmorne Venus von Canova liegt, ein Porträt der Fürstin Borghese, der berüchtigten Schwester des großen Napoleon, in höchst unanständiger Stellung und absolut unbekleidet. Die Fürstin hatte dem berühmten Künstler dazu tagelang Modell gelegen, und auf den Vorwurf einer Freundin, wie sie denn so etwas habe tun können, ganz beruhigend geantwortet: „Warum denn nicht? Ich ließ ja heizen.“ Beim Heraustreten aus dem Kasino überraschte der Beamte den König mit der Bitte, seinen Namen in das Fremdenbuch einzutragen, das er ihm darreichte. Der König nahm die Feder, stellte sich an das Pult und sagte zu mir: „Wird's denn gehen? Sehen Sie mal, ist's so richtig?“ Er hatte mit zitternder Hand einige ganz bedeutungslose Linien gekritzelt. Ich besorgte, das Fremdenbuch könne ein trauriges Denkmal für die Krankheit des Königs werden und flüsterte ihm leise, aber kurz ins Ohr: „Courage, aber schnell!“ Im Nu flog sein bekanntes „Friedrich Wilhelm“ auf das Papier, und das Auge ganz nahe heranlegend, fügte der König noch einige Schnörkel hinzu, wie er es oft bei Unterschriften in gesunden Tagen zu tun pflegte.

Reumont. In dieser Weise verlief das alltägliche Leben in Rom. Aus Florenz war der dortige preußische Ministerresident, Herr Alfred v. Reumont, nach Rom nachgekommen, um den König mit seiner Kenntnis von der Geschichte Italiens und dessen Kunst zur Seite zu stehen, während der Baurat Stüler vornehmlich bei der Beurteilung der Kunst der Gegenwart zu Rate gezogen ward. Wenn des Abends der Plan für die am folgenden Tage seitens des Königs zu machenden Ausflüge festgestellt ward, dann gab in der Regel die Meinung Reumonts den Ausschlag, und Stülers Ansicht kam nur insofern zur Geltung, als es sich darum handelte, die Werkstatt des einen oder des anderen Künstlers zu besuchen und dort ein Ölgemälde oder eine Marmorstatue anzukaufen. Wo aber alte Kirchen, altrömische Denkmäler, Galerien usw. zu sehen waren, da war Reumont maßgebend. Und nicht ganz mit Unrecht. Graf Dönhoff nannte ihn mehr treffend als höflich „le dictionnaire de poche de S. M. le Roi de Prusse“.

Wir waren aber kaum vierzehn Tage in Rom, da begegneten wir, Böger und ich, uns eines Tages zufällig mit derselben Beobachtung, daß nämlich Herr v. Reumont bei den Ausflügen des Königs einen be-

stimmten Plan zu verfolgen scheine, welcher doch sehr weit von dem harmlosen Zweck abwich, den König lediglich zu zerstreuen. Er ward allmählich von Stufe zu Stufe den Wundern der alleinseligmachenden Kirche zugeführt. Nun war ja Reumont ein sehr eifriger, beim Papst gern gesehener Katholik. Die allgemeine Stimme in der Berliner Gesellschaft bezeichnete ihn als einen Laienjesuiten, d. h. ein geheimes Mitglied des Ordens von Ignaz Loyola, das öffentlich weltliche Ämter auch bei Ketzern bekleidet. Es wäre ja in jenes und der ganzen katholischen Welt Augen ein recht verdienstliches Werk des Herrn v. Reumont gewesen, wenn er die ketzerische Seele des kranken Königs gerettet und zur alleinseligmachenden Kirche geführt hätte. Auf der anderen Seite war der König über seine Krankheit in solcher Verzweiflung und so voll Sehnsucht, wieder gesund zu werden, daß er alles getan hätte, um dies Ziel zu erreichen.

Von Natur gingen ja ohnedies des Königs metaphysische Phantasien sehr weit. Zu gleicher Zeit erfolgten von verschiedenen Seiten Angriffe auf die Königin, um sie in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurückzuführen und ihr begreiflich zu machen, welches Himmelreich sie verlassen habe, als sie protestantisch geworden, und wie die Krankheit des Königs lediglich eine Strafe sei für diesen ihren Abfall.

Aber unsere erhabene Königin war zu klug, um sich so leicht fangen zu lassen. Eines Abends erzählte sie beim Tee in Reumonts Gegenwart lachend alle diese seelischen Rettungsversuche zu ihren gunsten und setzte hinzu: „Daß die Leute versuchen, mich wieder katholisch zu machen, kann ich ihnen nicht verdenken, denn sie glauben, ein gutes Werk zu tun und mich zu retten. Aber daß sie es so plump anfangen, das ist wirklich beleidigend für meinen Verstand. Ich hätte nicht geglaubt, daß man mich für dumm genug hielte, um darauf hineinzufallen.“ Herr v. Reumont rückte ängstlich auf dem Stuhl hin und her.

Ich beriet mit Böger, ob es gut sei, die Königin darauf aufmerksam zu machen, welche Pläne gegen den König im Werke seien. Aber wir kamen zu dem Ergebnis, daß es wohl besser wäre, wenn wir den König allein schützten und die Königin, die genug zu tragen hatte, nicht auch noch ängstlich machten. Wenn nun Herr v. Reumont die Herrlichkeiten der katholischen Kirche ausgekramt hatte, dann machten wir den König auf die schreienden Mißbräuche aufmerksam, z. B. des **bambino Jesu Chri**, eine kleine bemalte Holzpuppe, ein Wickelkind, das Tausende von prachtvollen Gewändern, zahlreichen Perlen- und Diamantschmuck besaß und außerdem Wunder verrichtete. Wenn nämlich eine Frau guter Hoffnung war und das **bambino** berührte, dann hatte sie eine glückliche Niederkunft. In der Kirche **Ara coeli** (Altar des Himmels, der alte

Tempel des Jupiter auf dem Capitol), wo das bambino in einer besonderen Kapelle wohnte, da kostete die Berührung des bambino fünf Scudi (sieben einen halben Taler). Wenn aber das bambino zu einer Kranken gerufen ward, um sie in ihrer Wohnung zu heilen, dann kostete es fünfzig Scudi. Das war nun eine recht hübsche Einnahme für den Klerus. Bei solchen Krankenbesuchen fuhr das bambino in einer sechsspännigen Galaequipage und saß in der Kutsche im Fond, ihm gegenüber drei Priester im vollen Ornat. Die päpstlichen Wachen, an denen das bambino vorbeifuhr, mußten ins Gewehr treten und knieend das Gewehr präsentieren. Diese Ehrenbezeugungen an eine Holzpuppe unterscheiden sich in nichts von dem Fetischdienst der Bewohner der Ufer des Dilolosees im Innern von Südafrika.

Man kann übrigens die katholische Kirche nicht allein verantwortlich machen für solchen Aberglauben. Es ist noch aus der heidnischen Zeit her so festgewurzelt im römischen Volke, daß die katholische Kirche sich selbst zuweilen unter den Schutz dieses Aberglaubens an den Inhalt des alten Jupitertempels begab. Sollte doch 1848 der Galawagen des Papstes vom aufrührerischen Volke zertrümmert werden. Als aber der Wagenmeister dem Pöbel erklärte, der Papst habe seinen Wagen an das bambino von Ara coeli geschenkt, da wagte sich keine Hand an den Wagen. Die Verehrung des bambino ist im römischen Volk viel fester gewurzelt, als die des Papstes.

Einen Streich aber, den wir, Böger und ich, zusammen gegen Reumont geplant hatten, gelang so glücklich und hatte so drastischen Erfolg, daß die katholischen Seelenretter es von da ab aufgaben, den König zu konvertieren. Wir hatten nämlich eines Morgens Rom durchschlendert und waren in die Jesuitenkirche gekommen. Dort erhob sich über einem Altar eine siegreiche Figur, die römische Kirche darstellend. Sie tritt mit dem rechten Fuß auf den Nacken eines Mönchs, welcher unter dem Fußtritt den Geist aufzugeben scheint. Er hält noch ein Buch in der Hand, auf dessen Rückseite „luttero“ in großen Lettern zu lesen ist.

Eines Morgens erzählte Böger dem Könige von diesem luttero, und als ich zum Vorlesen um elf Uhr berufen ward, erzählte ich ihm auch davon. Er ließ sich nun die Karte von Rom geben und befahl bei der Ausfahrt, nach der Jesuitenkirche zu fahren. Als die Wagen vorgefahren waren, befahl Reumont dem Kutscher eine andere Richtung, denn er hielt es noch gar nicht an der Zeit, dem König die Jesuitenkirche zu zeigen. Der König aber ward zornig, Reumont wollte ihn nicht verstehen, und ich sprang hinzu (Reumont saß bei den Fahrten nämlich immer bei den Majestäten auf dem Rücksitz) und rief dem Kutscher zu: „alla chiesa del Gesù!“ „So ist es!“, sagte der König befriedigt. Als wir vorfuhren,

meinte Reumont, sie sei verschlossen. Böger und ich hatten aber schon ausfindig gemacht, wo man den Eingang erlangen konnte und führten die Majestäten mit Gefolge hinein. Herr v. Reumont geleitete die Majestäten nun zu allen möglichen vorhandenen Kunstschätzen, möglichst fern von jener luttero-Gruppe. Böger und ich führten aber den König direkt dorthin auf seine Frage: „Wo ist es denn?" Der König betrachtete sie mit seiner Lorgnette, und seine Stirnader schwoll an. — Da trat ein bescheidenes Männchen im schwarzen Gewande an ihn heran und sagte im reinsten Deutsch: „Euer Majestät, es ist mir die größte Ehre, Euer Majestät in diesen Räumen zu begrüßen." Diese deutsche Anrede im fremden Lande gab dem König jene Anregung, welche ihm auf kurze Zeit den vollen Gebrauch der Sprache wiedergab. Er drehte sich kurz nach dem Sprecher um und sagte: „Ich bin erstaunt! Sind Sie ein Deutscher?" — „Jawohl, Euer Majestät", war die Antwort, „ich bin der General dieses Ordens, mein Name ist Pater Bex." Der König drehte ihm kurz den Rücken und eilte auf die Tür zu. Ich sagte dem König leise ins Ohr, das sei derselbe Pater, der seinerzeit am Hofe von Köthen die Herzogin bekehrt habe, als er noch Kaplan war. „Jawohl", rief der König laut. Dann rief er die Königin: „Elise, komm raus!", und fort ging es aus der Jesuitenkirche heraus. Offenen Mundes stand der General des mächtigen Ordens da. Die Versuche zur Seelenrettung des Königs hörten seitdem auf.

Papst Pius IX. Ich glaube nicht, daß diese Versuche, unser Königspaar zur katholischen Konfession überzuführen, vom Papst Pius IX. ausgingen, wenn er sie auch von seinem Standpunkte aus als Oberhaupt der katholischen Kirche nicht mißbilligen oder untersagen durfte. Denn das Verhalten des Papstes gegen unser Königspaar war so zurückhaltend, zart und doch zugleich aufmerksam, wie nur irgend denkbar.

Als wir in Rom ankamen, ward dem Papst auf diplomatischem Wege mitgeteilt, daß der König ihn nicht besuchen und ihn nicht werde empfangen können, weil sein Gesundheitszustand ihn daran hindere. Der Papst möge ihm das nicht übelnehmen. Stattdessen hatten wir, das Gefolge, eine feierliche Auffahrt und Empfang beim Papst. Mich interessierte der Anblick dieses vielbesprochenen Mannes. Auf dem sehr beleibten Körper saß ein kluger Kopf. Die Augen leuchteten sowohl listig, fast schelmisch, als auch wohlwollend. Er lachte gern, und wenn er lachte, wackelte der ganze Körper. Unserm General v. Gerlach sah er ähnlich wie ein Zwillingsbruder. Bei dem Empfang sprach er Französisch. Er äußerte sich dahin, daß er den König sehr gern gesehen hätte, um ihm zu danken für die Freiheit, die die katholische Kirche in Preußen genieße,

die größer sei als in irgend einem katholischen Lande. Auch sei er dem Könige besonderen Dank schuldig, der ihm, als es ihm 1847 so schlecht gegangen, ein Schloß in Preußen als Zufluchtsort angeboten. Aber so sehr er auch wünsche, den König zu sehen, so wünsche er doch noch mehr, daß der König gesund werde, und deshalb wolle er auf die Begegnung verzichten, so lange davon Schaden für die Gesundheit des Königs befürchtet werden müsse. Dahingegen habe er Befehl gegeben, daß, wo der König hinkäme, um etwas zu sehen, ihm alles geöffnet sein sollte, und die Beamten sollten sich zurückhalten, den König nicht belästigen und nur erscheinen, wenn sie befohlen würden. Sollte der König wünschen, ungesehen vom Publikum in einem abgeschlossenen Garten zu promenieren, dann empfehle er seinen Privatgarten im Vatican, der für niemand zugänglich sei. Nur bitte er, daß der König die Nachmittagsstunden von vier bis fünf Uhr vermeide, zu welcher Zeit, er, der Papst, dort seinen regelmäßigen Nachmittagsspaziergang mache. Der Papst war damals so nachsichtig wohlwollend, daß niemand für möglich gehalten hätte, er werde noch einmal das Dogma der Unfehlbarkeit verkünden. Man erzählte mir später, daß mit dem zunehmenden Alter bei ihm in manchen Richtungen eine geistige Verirrung eingetreten sei. Damals erschien er nur geist- und phantasiereich.

Wenn der König ausfuhr, war er von weit her zu erkennen. Ein Fuhrmann lieferte die Pferde und Kutscher zu den Wagen des Königs. Aber die Kutscher trugen die Königlichen Livreen. Da nun bei den Ausfahrten drei bis vier Wagen für das ganze Gefolge nötig waren, so mußte dieser häufig umherfahrende Train in der Stadt von 180 000 Einwohnern auffallen und bald allgemein bekannt werden. Noch kenntlicher aber war der Papst bei seinen Ausfahrten. Mehrere hundert Schritt vor ihm her sprengten Carabinieri, welche Platz schafften. Alle Wagen, welche in der Straße waren, mußten in Seitenstraßen fahren, alle Insassen, die Kutscher ausgenommen, mußten aussteigen, die Andersgläubigen zogen den Hut und verneigten sich, die Katholiken aber knieten nieder, um den Segen zu empfangen, den der Papst fortwährend rechts und links durch das Zeichen des Kreuzes mit der Hand spendete. Im Geheimen machte dabei der Römer das Zeichen der gettatura mit der Hand, denn es stand im Aberglauben des Volkes unumstößlich fest, daß eine zufällige Begegnung mit dem Papste Unglück bringen müsse. Eines Tages begegneten wir dem Papst in den Straßen Roms. Unsere Wagen mußten seitwärts herausfahren, der König stieg auch aus, stellte sich an die Straße, entblößte sein Haupt und verneigte sich. Der Papst erkannte ihn, bog sich weit aus dem Wagen heraus und machte ein recht auffallendes Zeichen seines Segens. Übereifrige Protestanten und Katho-

likenfresser fanden es unerhört, daß der König vor dem Papst ausgestiegen sei. Aber es war doch logisch und nötig, denn der König verkehrte im Inkognito, mußte sich also betragen wie alle Welt. Boshafte Menschen behaupteten, der König sei niedergekniet, ein Gerücht, das ich mehrfach zu entkräften genötigt war.

Mehrfach, in Stunden, in denen der König sich besser befand, regte sich in ihm der Wunsch, den Papst einmal, wie zufällig, zu sehen und ihm für alle Zuvorkommenheit zu danken. Einen öffentlichen Besuch und eine Auffahrt wollte der König vermeiden, denn sonst hätte er ebensolche Besuche bei anderen Herrschaften machen müssen, in deren Ländern er sich aufhielt.

Aber eine zufällige Begegnung bei einem Spaziergange hätte ja keine Folgerungen nach sich gezogen. Als der König eines Abends diese Idee aussprach, ergriff Herr v. Reumont den Gedanken mit heiligem Eifer und sagte, das sei ja ganz leicht, man brauche nur nachmittags zwischen vier und fünf Uhr in dem, dem Papst vorbehaltenen Garten des Vatican spazieren zu gehen und werde dort den Papst sicher treffen.

Reumont hatte schon bei unserem Empfang versucht, den Vermittler zwischen dem Preußischen Hofe und dem Päpstlichen Stuhle zu machen. Aber Herr v. Gundlach, der Legationsrat, war Vertreter des Gesandten und Reumont nur in Florenz Gesandter. Letzterer mußte es sich also gefallen lassen, daß Gundlach uns vorstellte. Um so freudiger ergriff Reumont die Gelegenheit, sich beim Papst angenehm zu machen, indem er eine vertrauliche, gewissermaßen geheime, wenigstens zufällig scheinende Begegnung mit dem König einleitete und dabei in der katholischen Welt als der vertrauteste Ratgeber des Königs von Preußen erschien.

Mir war es in den Tod zuwider, daß Reumont diese Begegnung zustande brachte, denn gerade darin fanden die übelwollenden Gerüchte Nahrung, welche in Berlin von dem bevorstehenden Übertritt des Königs zur katholischen Kirche verbreitet waren. Aber es ließ sich im allgemeinen nichts dagegen sagen, wenn der König mit dem Landesherrn, ebensowenig wenn er mit dem kirchlichen Oberhaupt von einem Drittel seiner Untertanen zusammenkam. Beide Majestäten hießen Reumonts Vorschlag gut, und den anderen Tag wollte man, wenn sich der König wohl fühlte, die Begegnung ins Werk setzen.

Der König fühlte sich wohl, und Reumont leitete die Ausfahrt derart, daß wir kurz vor vier Uhr am Vaticansgarten endigten. Die Pforten flogen vor den Königlichen Equipagen auf, und wir gingen in den abgeschlossenen Teil des Gartens. Er war sehr schön, nur etwas düster, weil auf einer Seite vom Vaticanspalast, auf den anderen von himmelhohen Mauern umgeben. Die merkwürdigsten Pflanzen wurden dort

gehegt, und unter den vernachlässigten Teilen der Sträucher fanden wir mitten im Winter wild blühend das Cyclamen, das Veilchen der Hochalpen.

Aber heute hatte niemand Sinn für die Schönheiten der vaticanischen Flora. Alles sah erwartungsvoll nach der Pforte, aus welcher der Papst in den Garten treten mußte, wenn er spazieren ging. Es schlug vier Uhr, es ward ein Viertel fünf Uhr. Mittlerweile sah ich, wie oben in den Wohnsalons des Papstes (die Höhe ist ungeheuer) sich ein Fenster öffnete und eine weiße Gestalt in den Garten sah. Es schien mir der Papst zu sein, der den König dort spazieren gehen sah. Der unpraktische Reumont hatte vergessen, den Papst benachrichtigen zu lassen, daß der König, um ihm zu begegnen, um die bestimmte Zeit in den abgeschlossenen Garten gehe. Der liebenswürdige Papst aber wußte nur, daß eine solche Begegnung dem Könige schädlich sein könne, wunderte sich ein wenig, daß man ihm gerade seine gewohnte Zeit in seinem eigenen Garten raubte, — und aus Rücksicht für den König — verzichtete der arme Papst diesen Tag auf die ihm von den Ärzten so dringend angeratene Nachmittagspromenade. Ich sah das kommen, schwieg aber zunächst.

Wir gingen in Erwartung bis dreiviertel fünf Uhr auf und ab. Der König wurde immer unruhiger. Die Unruhe der Erwartung wirkte erst anregend, dann abspannend auf ihn, und endlich sagte er, er fühle, seine gute Zeit sei vorüber, und es sei jetzt geraten, fortzufahren. Jetzt wagte ich die Frage an Herrn v. Reumont, ob er denn beim Papst jemanden benachrichtigt habe, daß der König heute die Begegnung suche. Er machte ein dummes Gesicht und verneinte die Frage. Ich bemerkte nun, wie wir also dem Papst die Nachmittagspromenade verdorben hätten, denn er habe zum Fenster herunter gesehen und werde eben deshalb nicht kommen, weil der König da sei. Reumont verstummte. Es wurde kalt, und der Abend näherte sich. Wir fuhren nach dem Palazzo Caffarelli zurück.

Ich kann nicht leugnen, daß ich in meinem Innern eine gewisse Freude darüber empfand, daß der gelehrte Reumont in seiner unpraktischen Weise so fehlgeschossen und es sich selbst verdorben hatte, sich durch die Einleitung der Zusammenkunft von König und Papst ein Verdienst zu erwerben. Da ich aber für richtig hielt, wenn der König den Papst überhaupt sah und ihm für die Aufnahme dankte, so hielt ich es für besser, wenn ein Protestant diese Zusammenkunft vermittelte, als ein des Jesuitismus verdächtiger Katholik. Also fuhr ich noch denselben Abend um zehn Uhr, als der König sich zur Ruhe begeben hatte, mit Genehmigung der Majestäten nach dem Vatican zu meinem Vetter Gustav Hohenlohe, dem Großalmosenier des Papstes, der als Cameriere secreto ebenso Flügeladjutant des Papstes war, wie ich des Königs. Ich erzählte

ihm, was die Absicht des Königs gewesen, wie unpraktisch Reumont gehandelt, indem er den Papst von der Absicht des Königs zu benachrichtigen unterlassen, und wie leid es dem Könige tue, daß er den Papst in seinen Gewohnheiten gestört habe.

Ich fand meine Vermutung bestätigt, daß der Papst in der Meinung, er dürfe dem Könige nicht begegnen, den beabsichtigten Spaziergang unterlassen hatte. Es ward verabredet, daß ich mir den nächsten Abend die Willensmeinung des Papstes bei meinem Vetter holen solle. Da erhielt ich die Antwort, der Papst begreife vollständig, daß der König, um ihn zu sehen, von der augenblicklichen Stimmung seiner Nerven abhängig sei, und der Papst habe nun Befehl gegeben, wenn wieder der König von Preußen die Absicht haben solle, ihn zu sehen, so solle er gerufen werden, gleichviel, welche Beschäftigung er augenblicklich habe, ob er wache, ob er schlafe. Selbst bei der Messe dürfe er dieserhalb gestört werden, und werde sie unterbrechen, denn dies sei wichtiger als die Vollendung einer Messe. Diesen Bescheid brachte ich dem Könige und der Königin.

Einige Tage später führte uns der beabsichtigte Besichtigungsturnus nach dem Lateran. Als wir vor der Kathedrale aussteigen wollten, ward ich durch einen Lakaien an den Wagen des Königspaares gerufen, und die Königin sagte mir, ohne auszusteigen, etwas ängstlich: „Jetzt mit einem Male fühlt sich der König aufgelegt, den Papst zu sehen. Wird das möglich sein?“ Ich erwiderte, das gehe sehr gut, wenn die Allerhöchsten Herrschaften sich noch eine halbe Stunde im Lateran verweilen und mir Zeit lassen wollten, sie beim Papst anzumelden. Reumont, der auf dem Rücksitz als Cicerone saß, bot sich an, nach dem Vatican vorauszufahren. Ich sagte ihm aber ein bischen höhnisch, er habe nicht, wie ich, jederzeit Zutritt beim Papste, er möge nur beim Könige bleiben, ich werde vorausfahren und den König beim Papst anmelden. Die Königin versprach, in einer halben Stunde nachzukommen.

Ich setzte mich nun in einen der Königlichen Wagen und jagte die deutsche Meile, die den Lateran vom Vatican trennt, durch die Straßen Roms in zwanzig Minuten und eilte die mehrere hundert Stufen zu meinem Vetter hinauf. Dieser lag im italienischen Fieber zu Bett. Er ließ aber gleich einen Kollegen holen; es war der später so viel genannte Monsignor Merode und sagte ihm, worum es sich handelte. Merode ging zum Papst und kam mit dem Bescheide zurück, der Papst werde sofort in seinen reservierten Garten gehen. Die beiden geistlichen Herren erzählten sich die Antwort des Papstes auf Italienisch, in der Meinung, ich verstehe sie nicht. So hörte ich denn, daß der heilige Vater in der Tat gerade ein Mittagsschläfchen gemacht, als der Cameriere anklopfte. „Was ist?“, hat er gerufen. — „Der König von Preußen!“ — „Potz Teufel (diavolo)!

Ist er schon unten (gia giù)?" — „Nein, noch im Lateran." — „Gott sei gesegnet, ich habe Zeit, mich anzuziehen!" Und die beiden klerikalen Flügeladjutanten lachten herzlich, daß der heilige Vater den Teufel angerufen.

Ich eilte mit dem Bescheide die Treppe hinab und kam die endlosen Treppen und Korridore entlang gerade zur rechten Zeit, um an der Pforte des päpstlichen Gartens die preußische Wagenkolonne zu empfangen, mit der Meldung: „Seine Heiligkeit der Papst werde gleich die Ehre haben, Euere Majestäten im Garten zu begrüßen."

Das Königspaar war noch nicht einmal im Garten auf und ab gegangen, als der Papst im fleckenlosen weißen Gewande aus seiner Tür herauskam, und es fand eine sehr herzliche Begrüßung statt. Darauf spazierte der Papst mit den Majestäten in dem breiten Mittelgange des Gartens auf und ab. Die Unterhaltung wurde französisch geführt. Das ziemlich zahlreiche Gefolge, das wir bildeten, folgte mit den den Papst begleitenden Prälaten in einer taktvollen Entfernung, also verstanden wir natürlich kein Wort. Erzählungen über das, was da gesprochen, beruhen zum großen Teil auf Voraussetzungen. Es gewährte einen originellen Anblick, wenn die hohen Herrschaften sich umdrehten, um den Weg zurückzugehen, denn jeder Katholik muß knien, wenn der Papst ihn ansieht. So oft die Promenade erneuert ward, d. h. die Herrschaften sich umdrehten, machte das zahlreiche Doppelgefolge zu beiden Seiten Platz, wir Protestanten zogen die Kopfbedeckung ab und verneigten uns, die Prälaten ließen sich auf ein Knie nieder. Je öfter sich das wiederholte, um so schwerer ward es mir, dabei ernst zu bleiben, so ungewohnt war mir die Zeremonie. Ich dachte immer an die Siamesen, die vor ihrem Herrscher nur rückwärts auf allen Vieren zur Tür hinauskriechen dürfen, und als sie einmal die Tür verfehlten, weil sie da keine Augen hatten, in einer Ecke des Audienzsaales übereinander krabbelten und konnte diesen Gebrauch der Wilden auch nicht tadeln, wenn ich die des gebildeten Europa sah.

Sehr gespannt war ich auf die Form, in der die Unterredung beendet werde, ob der König den Papst oder umgekehrt verabschieden werde. Der feine Takt des Italieners fand einen passenden Ausweg. Nachdem diese Zusammenkunft etwa eine halbe Stunde gedauert hatte, fragte der Papst den König, ob er den Braccio nuovo der Statuengalerie schon gesehen habe. Auf die Verneinung meinte der Papst, wenn er Lust dazu habe, dann könne er einen ganz nahen Weg aus dem Garten einschlagen, er werde ihm eine dahinführende Pforte aufschließen lassen. Dies geschah, und an dieser Pforte trennte man sich unter den herzlichsten Reden.

Vor diesem Besuch hatte mich mein Vetter gebeten, ihm Einzelheiten

über die Sprechweise des Königs anzugeben, damit er den Papst vorbereiten könne, denn dieser sei nervös und leicht erregt und dürfe auch nicht durch Ungewohntes plötzlich berührt werden. So war denn der Kirchenfürst vorher genau darauf gefaßt gemacht worden, wie der König falsche Ausdrücke gebrauche, ungefähr so, als ob er die Sprache nicht richtig spreche. Der Papst war daher sichtlich überrascht, daß der König, der sich sehr anstrengte und gerade einen günstigen Tag hatte, ganz fließend sprach. Im Braccio nuovo sahen König und Königin gar keine Statuen an, sondern sie setzten sich hin und sprachen nur von dem Aussehen und der Liebenswürdigkeit des Papstes. Der König fragte die Königin etwas schüchtern: „Habe ich irgend etwas Unrichtiges gesagt?“ Da lachte die Königin hell auf und sagte: „Nein, mein Lieber, Du hast immer sehr richtig gesprochen. Nur einmal versprachst Du Dich und sagtest zum Papst statt Votre Sainteté »Votre Majesté«, und das verwirrte ihn, und er sagte gleich darauf zu mir »Votre Sainteté«.“ Es war allerdings hochkomisch, daß der Papst die von der katholischen Kirche abgefallene Königin mit dem Prädikat „Heiligkeit“ angeredet hat.

Die Königin hat auch einmal ohne den König eine Zusammenkunft mit dem Papst gehabt. Sie fand, ebenfalls wie zufällig, in der Bibliothek des Vaticans statt. Die Königin war dabei von der Gräfin Hacke und dem Grafen Finckenstein begleitet. Über diese Unterhaltung ist schon viel geschrieben und gedruckt worden, angeblich aus dem Munde der Königin stammend. Ob es wahr ist, daß der Papst sie gefragt habe, warum sie aus der Kirche ausgeschieden sei, und daß sie geantwortet: „aus Überzeugung“, weiß ich nicht. Die Königin schwieg bei den Teeabenden über diese Unterhaltung. Tatsache aber ist, und das erzählten uns die Begleiter, daß der Papst ihr gesagt, sie übe jetzt den schwersten Beruf einer Christin, und er wünsche ihr Glück zu der wahrhaft christlichen Weise, in der sie diesen Beruf erfülle. Er begleitete sie bis an den Wagen und erteilte ihr in aller Form den Segen. Auch sagte mir die Gräfin Hacke, die Königin habe Vorwürfe erwartet und habe sich darauf vorbereitet gehabt, aber sie sei tief ergriffen von der liebevollen und versöhnlichen Weise des Papstes gewesen, der ihr keine gemacht, des Papstes, der doch an jedem Gründonnerstage vom Balkon des Lateran herab alle Ketzer verfluchen müsse.

Die katholische Welt in Rom war in großer Aufregung darüber, daß der Papst die Königin in besonderer Audienz gesehen. Nach den Grundsätzen der katholischen Kirche sind wir Protestanten nämlich, die wir in der protestantischen Kirche geboren sind, keine Ketzer, sondern wie die Heiden im Unglück geborene Seelen, die man erlösen muß. Nur wer von der katholischen Kirche abfällt, ist ein fluchwürdiger Ketzer. Daß der

Papst den König sah, dagegen hatten die Ultras nichts, auch nichts dagegen, daß die Gemahlin dieses Königs dabei war. Aber daß der Papst diese Ketzerin in einer besonderen Unterredung begrüßte, daß er sie segnete, fand man unerhört. Die Aufregung darüber war sehr groß. Es gab eben in Rom Leute, die katholischer waren als der Papst, wie es in Preußen Royalisten gibt, die royalistischer sein wollen als der König.

Anderseits waren die Zeloten protestantischen Bekenntnisses in Berlin, ja sogar einige im Gefolge des Königs, in gewaltiger Aufregung darüber, daß der König überhaupt mit dem Papst zusammen gekommen sei. Ich mußte mich damals schriftlich und später mündlich, nach vielen Seiten rechtfertigen. Daß schließlich der König nicht katholisch geworden, diese negative Tatsache war meine beste Rechtfertigung.

Ehe wir im Frühjahr nach Deutschland zurückkehrten, hatte der König noch eine Zusammenkunft mit dem Papst. Nachdem er ihn einmal gesehen, kostete ihm die Wiederholung keinen so großen Entschluß mehr. Es ward also diese Abschiedszusammenkunft vorher diplomatisch eingeleitet und in formaler Weise durchgeführt. Sie fand in der Bibliothek des Vaticans statt. Der König kam auch nicht in seinem Promenadenanzug, sondern zog einen Frack mit weißer Kravatte an und trug den Schwarzen Adler-Orden und das Band dazu. Die Unterhaltung soll sich auf Danksagung und Abschiedssegenswünsche beschränkt haben. Ich war nicht zugegen.

Deutsche Künstler in Rom. Ich habe schon erwähnt, daß der König auch Künstlerwerkstätten besuchte. Er richtete seine Ankäufe so ein, daß er dadurch vornehmlich bedürftige, aber talentvolle deutsche Künstler unterstützte. Der liebenswürdige und wohlwollende, wie geistreiche Stüler war dabei sein Hauptratgeber. Unter den deutschen Künstlern in Rom herrschte oft ein unsägliches Elend. Sie waren in die Welt gegangen, ohne Mittel zum Leben, in der Hoffnung, sich dort während ihrer Studien durch ihre Arbeiten zu ernähren. Ihre Bedürftigkeit und ihre Zahl drückten die Preise. Am elendesten waren die Bildhauer, die viel Auslagen für das Material machen müssen, ehe sie etwas verkaufen, und deren Werke nicht so gesucht sind wie die der Maler. Zugleich regte sich der Neid unter ihnen, und einer machte dem andern die Werke schlecht, wenn sie der König kaufen wollte. Da bekam man zuweilen große Abneigung vor den Jüngern der erhabene Kunst.

Ungesunde Miasmen in Rom. Bald nach unserer Ankunft in Rom hatten mehrere aus dem Gefolge ihren Tribut an das römische Klima zahlen müssen. Die meisten Krankheitserscheinungen waren typhöser Natur. Tresckow und ich, wir waren durch Quartierwechsel dem Ver-

derben entronnen, das uns durch die ungesunde Wohnung drohte. Die Gräfin Dönhoff aber ward, obgleich sie eine sehr gesunde Wohnung hatte, von dem ungewohnten Klima recht ernstlich bedroht und schwebte längere Zeit in Lebensgefahr, da sie gerade immer das zu tun geneigt war, was die Ärzte für schädlich hielten. Dr. Böger behandelte und heilte sie durch seine bedeutende Überlegenheit des Geistes und Charakters. Wenn sie ganz eigensinnig wurde und ihm rundweg erklärte: „Ich tue dies oder jenes aber doch, was kann mir denn zustoßen?", dann antwortete er ganz richtig: „Gar nichts, gnädigste Gräfin, das Schlimmste ist ja der Tod, und der führt uns in den Himmel", und dann gehorchte sie ihm. Er heilte überhaupt mehr durch Diät und Diätetik als durch Medizin und erreichte damit große Erfolge. Von der Dienerschaft wurden mehrere recht schwer krank. Leibjäger Kniehase sagte dem Doktor: „Ach, Herr Doktor, seien Sie mir nicht böse, aber ich glaube, es ist vom Ekel. Rom riecht gar zu sehr." Der arme Mensch schob seinen gastrischen Zustand auf den eingeatmeten Geruch. In der Tat waren die Gerüche der nie gereinigten Straßen Roms mephitisch. Was für Natürlichkeiten von Menschen und Vieh man dort zu sehen bekam, spottet jeder Feder und setzte die vorübergehenden Damen in die bitterste Verlegenheit, die nicht selten mit einem Angstschrei auf die Seite schauten, wenn sie plötzlich, um die Ecke biegend, oder unter dem Triumphbogen des Titus durchgehend, auf eine für Norddeutsche anstößige Naturerscheinung trafen. Und die Italiener sind einmal natürlicher als wir.

Oben auf dem Palazzo Caffarelli und in der Casa Tarpea, zwei und drei Treppen über dem höchsten Berge Roms, war die Luft wohl sehr rein und gesund. Aber wenn man nur an den Fuß des Tarpejischen Felsens auf die Piazza Montenara ging, um das Treiben des römischen Volks zu beobachten, wie die Dienstmädchen öffentlich die geheimsten Briefe an ihre Liebhaber den schreibkundigen Winkelschreibern diktierten, wobei jedermann zuhörte, da atmete man schon eine beklemmende Stickluft ein. Einmal und nie wieder durchwanderte ich aus Neugierde das Ghetto, jenes berüchtigte Viertel, in welches die Juden gebannt sind. Ich litt noch vierundzwanzig Stunden an Übelkeiten.

Spaziergänge durch Rom. Wenn Böger und ich freie Zeit hatten, wanderten wir oft stundenlang durch die Straßen von Rom. Bald sahen wir eine merkwürdige Kirche an, bald beobachteten wir das Treiben des Volks, das noch ganz die alten Gebräuche bewahrt hat, wie sie die Schriftsteller vor zwei Jahrtausenden beschrieben haben. Da sahen wir die Quacksalber auf ihren Karren, die ihre Ware anpriesen und ein andächtiges Publikum, das ihren überschwenglichen Anpreisungen Glauben

schenkte. Ein Zahnbrecher auf der Piazza vor dem Pantheon pries seine Kunst, jeden Zahn ohne Schmerz ausziehen zu können. Endlich findet sich ein leichtgläubiger Bauer und läßt sich einen Zahn ziehen. Der Mann nimmt dessen Kopf zwischen die Knie, bricht ihm den Zahn aus, und, das Gebrüll seines Opfers mißachtend, zeigt er triumphierend den Zahn mit den Worten: „Ecco la dente senza dolore“ (seht den Zahn, er hat keinen Schmerz). Übrigens war der Zahn sehr geschickt gezogen, sagte Böger billigend. Ich lernte überall von dem kenntnisreichen Mann und erfreute mich immer mit ihm, denn sein Humor war unerschöpflich.

Eines Tages wanderten wir durch Trastevere bei der Farnesina. Auf dem linken Tiberufer, uns gegenüber, sahen wir in einer Nische der Ufermauer ein Menschengerippe stehen. „Sehen Sie“, sagte Böger, „das ist eigen, da ist gewiß was Lehrreiches zu sehen.“ Wir wanderten über den Ponte Rotto zurück, wo eine Kettenbrücke die zur Zeit der Horatier abgebrochene Brücke wieder vervollständigt, und so Jahrtausende miteinander versöhnt und suchten den grausigen Raum auf, in dem dieses Menschengerippe stand. Es war eine unterirdische Kapelle unter einer Kirche.

Diese Kapelle war nur mit Menschenknochen ausgeschmückt. Die zahlreichen Kandelaber und hängenden Leuchter waren aus Arm- und Beinknochen zusammengesetzt. Die Hülsen für die Kerzen waren aus Gelenken gefertigt. Der Altar war aus Schädeln aufgebaut, ebenso waren die Wände mit Menschenschädeln und -Knochen besetzt, die in eleganten Figuren, mosaikartig zusammengefügt, dem Besucher der Kirche ihr memento mori zuflüsterten. Ein Kustode führte uns herum und gab uns Bescheid. Nachdem wir uns der ersten Überraschung über diesen ungewöhnlichen Anblick hingegeben hatten, war die erste, natürliche Frage, woher die hier verwendeten Menschengerippe kämen. Es gibt in Rom fromme weltliche Brüderschaften aus allen Ständen, die ihrem frommen Sinn verschiedentlich Ausdruck geben. Einige davon tun alles im geheimen, um jede Eitelkeit auszuschließen. Wo sie öffentlich auftreten müssen, gehen sie verhüllt. Man sieht solche Masken an den Straßenecken stehen mit einer Büchse, in der sie Almosen für die Armen sammeln. Man sieht sie den Leichen solcher Armen das Geleit geben, welche keine Anverwandten haben, um ihnen die letzte Ehre zu erweisen. Manche Mitglieder dieser Brüderschaften vermachen ihren Leichnam an diese Kapelle, um nach ihrem Tode zum Schmuck einer Kirche zu dienen. Ferner gibt die päpstliche Regierung dieser Kapelle die Leichname aller Hingerichteten, und endlich fallen ihr die Leichname zu, welche ermordet gefunden werden, und die man nicht erkennen kann. Also wird diese

Kapelle von einer sehr gemischten Gesellschaft geziert. Man zeigte uns einen Leichnam, der den Tag zuvor eingeliefert war, in einem anstoßenden Raum, wo er präpariert wurde. „Er war vor der Porta Maggiore gefunden, nur mit einem Hemd bekleidet. Ein sehr feines Hemd. Muß ein vornehmer Herr gewesen sein. Hatte zwei Kugeln im Leibe. Wird wohl ermordet und beraubt sein oder so was Ähnliches." Auf unsere Frage, ob denn keine Verfolgung dieses Mordes stattfände, erwiderte der Führer mit verächtlichem Lächeln: „Ja, die Polizei ist hinterher, aber die findet ja nie was." Es war der vierunddreißigste Leichnam in diesem Jahre. Wir befanden uns im Monat Februar.

Von der Unsicherheit in Rom wurde uns viel erzählt. Aber ich habe wenig davon bemerkt. Daß eines Morgens unweit des Palazzo Caffarelli ein Leichnam gefunden ward, klärte sich nachher dahin auf, daß der betreffende Mensch, ein Arbeiter, in einem Wirtshausstreit erstochen war. Als ich einmal abends mit Herrn v. Massow ins Theater gegangen war, nachdem der König sich zurückgezogen hatte, entließen wir den Wagen und beschlossen, den Rückweg zu Fuß zu machen. Dabei, nach Mitternacht mit einander plaudernd, verfehlten wir den richtigen Weg und befanden uns plötzlich in ganz unerleuchteten Straßen. Jeder Mensch, den wir nach dem einzuschlagenden Wege fragten, und man begegnete selten jemandem, ergriff sofort vor uns die Flucht. Später erklärte man uns dies. Die Frage nach dem richtigen Wege war nämlich die übliche Einleitung zu einem Straßenraub. Erst als wir das Glück hatten, einer größeren Gesellschaft zu begegnen, welche unter Vorantragung von Laternen anscheinend von einer Soiree nach Hause ging, erhielten wir Bescheid. — Als ich aber eines abends nach dem Tee noch zu einer Unterredung bei meinem Vetter im Vatican war und ebenfalls um Mitternacht den Rückweg zu Fuß zu machen beabsichtigte, aber auf der untersten Treppenstufe mir den Fuß umknickte, so daß ich eine Stunde auf der Schweizer Wache liegen blieb und mich dann stundenlang den über eine halbe Meile weiten Weg nach dem Palazzo Caffarelli zurückschleppte, häufig durch Schmerzen gezwungen, mich auf einen Eckstein hinzusetzen, da bin ich in keiner Weise angefochten worden.

Die große Masse des italienischen Volks, selbst des niedrigsten und ärmsten, ist im hohen Grade höflich und liebenswürdig, besonders gegen Fremde, wenn diese nicht grob sind. Ich habe mich bei Gelegenheiten, z. B. bei den großen Osterfestlichkeiten, zuweilen durch die dichtesten Volksmassen drängen müssen. Ich bat höflich um Platz. Sofort drängten sich die Massen auseinander. „Un signore, luogo per il signore!", hieß es dann. Wenn aber jemand, wie es die Engländer wohl zuweilen taten, sich mit Grobheit, wohl gar durch Boxen Platz schaffen

will, dann allerdings läuft er Gefahr, als Antwort einen Messerstich zu erhalten. Am wenigsten geneigt, sich beleidigen zu lassen, sind die Bewohner des Stadtteils Trastevere. Sie zeichnen sich durch stolzen Gang und Haltung sowie durch Körperkraft und Körpergröße vor den verkommenen Bewohnern des inneren Roms aus. Sie behaupten, die einzigen Nachkommen der alten Römer zu sein. Wenn man höflich gegen sie ist, sind sie aber ebenso zuvorkommend wie die anderen Einwohner Roms. Sie tragen immer Messer bei sich. Untereinander fordern sie sich zum Duell auf Messer. Ich sah einst zwei Kutscher im Streit miteinander, weil sie aneinander angefahren waren. Der Streit wurde immer heftiger, ging zu Schimpfreden über. Als er seinen Höhepunkt erreicht hatte, sprang der eine vom Bock, reichte dem anderen die Hand und nannte den Namen eines Schanklokals. Der andere schlug in die Hand ein. Das war, wir mir gesagt wurde, die Form der Forderung. In dem Schanklokal stechen sie sich denselben Abend.

Die Straßenkutscher sind sehr zudringlich, wenn sie einen anständig gekleideten Menschen sehen. Sie fahren immer neben ihm her und fragen: „Carrozza signore?“ Dann preisen sie ihr Pferd, wie gut es laufe, den Wagen, wie bequem man darin sitze, mit den überschwenglichsten Ausdrücken. Sehen sie, daß der Fremde die Straße überschreiten will, dann fahren sie quer vor und versperren den Weg. Wird der Fußgänger ungeduldig, so wird der Kutscher immer zudringlicher, wird der Fußgänger grob, wird der Kutscher noch gröber. Das einzige unfehlbare Mittel, ihn loszuwerden, ist ein Scherz. Ich gewöhnte mir an, zu sagen: „andar in pie è meglior mercato“ (zu Fuß gehen ist billiger). Dann lachte der Kutscher, antwortete wieder einen Scherz, etwa: „ben per il calzolajo!“ (gut für den Schuster) oder so was ähnliches, und fuhr ab.

Karneval. Der Humor des Römers erreicht zurzeit des Karnevals seinen Höhepunkt. Diese Zeit der allgemeinen Tollheit, die Tradition der altrömischen Saturnalien, beginnt einen Donnerstag, zwölf Tage vor Fastnacht, und wiederholt sich, mit Ausnahme der Freitage und Sonntage, täglich bis zum Fastnachtsdienstag, also neunmal. Um zwölf Uhr läutet die große Glocke vom Capitol, welche sonst nur dann ertönt, wenn der Papst stirbt. (!) Der Senat von Rom setzt sich im Galaanzuge in Bewegung, in vier glänzenden altertümlichen Wagen. Ihm folgen alle Wagen, die sich ihnen anschließen wollen. Der Zug geht langsam den Corso auf und ab. Die Zahl der Wagen mehrt sich, bald werden vier Wagenreihen gebildet, die sich in von Carabinieri zu Fuß und zu Pferde aufrechterhaltener Ordnung begegnen. Nimmt die Wagenmenge

noch mehr zu, dann wird in die Via Condotte und die Via del Babuino auch noch eingebogen.

Das Volk sammelt sich auf den Straßen, alles ist maskiert. Wehe dem, der dort unmaskiert erscheint. Die schnödesten Witze vertreiben ihn bald in eine Seitenstraße. Wehe dem runden Zylinderhut, der da zu sehen ist. Er sitzt dem Träger bald auf den Schultern. Wer aber durch Maske zeigt, daß er Neigung zur Heiterkeit hat, geht unbelästigt mitten in der Volksmenge. Diese wird so dicht, daß man sich zu Fuß nur langsam von der Stelle bewegt. An den Mauern der Straßen, in den Eingangstüren, auf dazu hergerichteten Plätzen und Estraden, sitzt die sorgfältig ballmäßig geputzte schöne Römerin aus dem kleinen Bürgerstande, die man sonst nie auf der Straße sieht, und schaut dem tollen Treiben zu. Der maskierte Italiener tritt an sie heran und überreicht ihr mit einem zierlichen Kompliment und einer höflichen Anrede, zuweilen in improvisierten Versen, ein Blumenbukett, worauf sie, wenn sie nicht durch den Bewunderer bloßgestellt sein will, ihm ein Stückchen Zuckerwerk als Bezahlung gibt. Unterläßt sie dies, so deutet sie damit an, daß sie seine Huldigung annimmt. Die vornehmere Welt sitzt maskiert in den Wagen oder befindet sich auf den niedrigsten Balkons der Häuser. Die Herren werfen im Vorüberfahren Blumenbuketts den Damen zu, die durch Bonbons danken. Da fliegt wohl manchem ein Bonbon etwas hart an den Kopf. Die zahlreichen Fremden, welche sich dafür rächen wollten, haben daher harte Karneval-Confetti angewendet, ja sogar überzuckerte Erbsen, die noch in Mehl getaucht sind und werfen den andern diese Dinge handvoll ins Gesicht und in die Augen. Will man dadurch nicht blind werden, muß man unter der Maske noch eine Drahtmaske tragen. Da entwickelt sich oft ein Kampf des Werfens zwischen den begegnenden Wagen, der noch heftiger entbrennt, wenn die Fahrt einen Augenblick stockt und man unter den Masken der Nachbarn Bekannte zu entdecken glaubt.

Zwischen dieser Volksmenge, unter und zwischen den fahrenden Wagenreihen, bewegt sich mit der Geschicklichkeit eines Clowns der römische Gassenjunge, sammelt die fehlgeworfenen Blumensträuße und bietet sie sogleich wieder zum Verkauf aus. Sieht er einen Wagen, der mit Buketts wohl versehen ist, so springt er wohl auch hinten auf oder auf den Tritt und stiehlt oder raubt mit der elegantesten Geschicklichkeit die schönsten derselben. Er entblödet sich nicht, von der anderen Seite an denselben Wagen heranzutreten und den Insassen das eben gestohlene Bukett zum Kauf anzubieten. Wehe dem, der sich darüber ärgert. Es gibt in diesen Stunden keinen Diebstahl. Alles ist nur Spaß, und man muß darauf eingehen. Der Landgraf von Hessen schlug mit dem Stock

nach den Blumendieben. Er ward mit Messerstichen bedroht. — Wer aber mitlachen will, ist gern gesehen. Denn alles will sich unterhalten, in tollster Ausgelassenheit. Der ärmste Schustergeselle maskiert sich. Hat er gar nichts, so zieht er Haube und Kleid seiner Frau an, wickelt eine Katze in lumpige Windeln, nimmt sie als Wickelkind auf den Arm, brennt sich eine billige Zigarre an und geht auch auf den Corso.

Wir hatten uns, mehrere Preußen, einen Wagen zu sechs Personen für die ganze Korsozeit zusammen gemietet. Der Kutscher war als Weib in Weiß angezogen und mußte rauchen. Wir trugen meist weiße Kostüme und Masken. Da wir auch abwechselnd in anderen Kostümen erscheinen oder uns zu Fuß in der Volksmenge bewegen, aber für alle Fälle uns gegenseitig erkennen wollten, so trugen wir, alle Preußen, eine kleine schwarzweiße Schleife auf der linken Schulter. Diese Vorsichtsmaßregel war aber unnötig. Es ist keinem von uns etwas widerfahren, wobei er die Hilfe eines anderen hätte in Anspruch nehmen müssen. Manchmal fuhren wir in unserem Wagen und beteiligten uns am Blumenwerfen. Dann stiegen einzelne aus und drängten sich zu Fuß durch die Volksmassen. Da sah ich eine weiße Maske, die einen Aufsichtsbeamten in Versen bat, sie einen von diesem verbotenen Ausweg hinauszulassen. Der Beamte schüttelte lachend mit dem Kopf. Der Supplikant flehte knieend. Der Beamte blieb lachend unerbittlich. Dann umarmte ihn die Maske und küßte ihn und ging weiter. Die Zuschauer lachten brüllend, denn die weiße Maske hatte abgefärbt, und der Beamte war, ohne es zu wissen, weiß im Gesicht und an den Kleidern.

Einmal begegnete ich einem Pierrot in ähnlichem Kostüm, wie ich es selbst trug. Sobald er mich sah, breitete er die Arme aus, ich die meinen, wir umarmten uns, drehten uns herum und gingen jeder unseres Weges weiter. Ich habe nie erfahren, mit wem ich mich umarmte. — An einem Hause sah ich aus einem Fenster einen Müller, aus dem andern einen Schornsteinfeger heraussehen. Sie zankten sich in Versen und schlugen schließlich mit Knüppeln aufeinander los, aber die Knüppel waren zu kurz, also schlugen sie bloß gegen die Mauer. Das Ganze war verabredet, aber hochkomisch. Eine große Volksmenge hatte Freude daran. So hatte man auf jedem Tritt und Schritt Freude an diesem harmlosen und tollen Treiben. Und noch mehr. Es war die Tollheit ansteckend, und wir machten alle derartige tolle Streiche mit. Manchmal erholten wir uns und flüchteten uns auf den Balkon, den der König für die Prinzessin Alexandrine und sein Gefolge gemietet hatte, um von da aus das Treiben des Karnevals ansehen zu können. Manchmal fuhren wir im Wagen an dem Balkon maskiert vorbei, um die Prinzessin mit einem Blumenbombardement zu überschütten. Wenn ein

Norddeutscher bedenkt, daß alles das maskiert am hellerlichten Tage zwischen zwölf und drei Uhr vorfiel, dann muß er bei ruhiger Überlegung meinen, er habe eine Stadt voll Narren vor sich. Und dennoch wurden die gesetzten Norddeutschen dabei ebenso närrisch, wie die eingeborenen Römer.

Punkt drei Uhr fielen drei Kanonenschüsse von der Engelsburg. Auf dieses deutliche Zeichen öffneten sich alle bis dahin abgesperrten Seitenstraßen des Corso, und alle Wagen wurden durch die berittenen Carabinieri gezwungen, durch die nächsten Seitenstraßen den Corso zu verlassen. Nach fünf Minuten war diese lange, gerade Straße von allen Wagen befreit und lediglich von Fußgängern angefüllt, die dann zu ihren Tollheiten ganz freien Spielraum hatten. Dieser Trubel dauerte nur noch eine halbe Stunde. Während dieser Zeit schlichen sich von allen Seiten päpstliche Soldaten unter die Volksmenge und standen, dieser selbst unbemerkt, mit einem Male in musterhafter Ordnung zu beiden Seiten der Straße in einer Entfernung von drei Schritt einer vom andern den ganzen Corso entlang. Ich habe die Organisation bewundern müssen, mit der sich dies unbemerkt vollzog.

Wieder ertönten von der Engelsburg drei Kanonenschüsse. Jetzt wiesen die zwei Soldatenreihen das Publikum durch Befehl und Gewalt auf das Trottoir, wo die Massen nunmehr dicht, Kopf an Kopf, standen, und das Wettrennen konnte seinen Anfang nehmen, denn die Straße war frei.

Dieses Wettrennen unterscheidet sich von jedem anderen, das man in anderen Ländern sieht, dadurch, daß keine Reiter auf den Pferden sitzen. Die Pferde werden an der Hand an dem einen Ende des Corsos auf der Piazza del Popolo aufgestellt und plötzlich unter entsetzlichem Geschrei frei losgelassen. Sie stürmen dann in wilder Hast, beschleunigt und gejagt durch das Geschrei der Volksmenge, auf der Mitte der durch die Soldaten gesäuberten Straße den Corso entlang, bis nach dessen Ende, das man danach die Presa dei Curulli (Pferdefang) genannt hat, weil sie dort eingefangen werden. Die Besitzer, Freunde usw. des einen Pferdes suchen es durch Ruf und Peitschenhiebe und alle erdenklichen Mittel zum beschleunigten Tempo anzutreiben, aber andere Pferde aufzuhalten. Da geht mancher, der auf ein Pferd gewettet hat, so weit, daß er einem andern in die Zügel fällt oder sich an den Schwanz anhängt, um seinen Lauf aufzuhalten, und es ist vorgekommen, daß der eine oder andere von einem Hufschlag schwer verwundet ward, oder gar zu Boden gerissen und totgetreten ist. Leider widerfuhr dies auch einem harmlosen Spaßmacher, der sich einen bis in den ersten Stock reichenden Zylinderhut aufgesetzt hatte, welcher ihm natürlich bald über die Augen getrieben

war, und der nun, blind wie er war, ohne seinen Willen den Pferden im Wege gestanden hatte.

Den Pferdebesitzern werden nach dem Rennen die Preise zuerkannt, die ihre Rosse gewonnen haben. Mit dem Wettrennen hat für den Tag der Karneval ein Ende.

Am Fastnachtsdienstag folgt aber, sobald die Dunkelheit eintritt, ein Nachspiel: das moccoli-Fest. Dieses Fest hat die Bedeutung des feierlichen Begräbnisses von Prinz Karneval.

Beim Einbruch der Dunkelheit ertönt die Donnerstimme der Kapitolsglocke. Die Galawagen des Senats setzen sich in Bewegung, vorauf ein Leichenwagen mit Narrenkappen. Dann folgen die Wagen der Teilnehmer. Jeder Insasse eines Wagens muß ein Wachslicht in der Hand haben (moccolo), welches die Trauerfackel bedeutet. Ein Wagen ohne moccoli wird mit dem Rufe „senza moccoli sia ammazzato“ (ohne moccoli, nieder damit) aus dem Corso gewiesen. Die Fußgänger haben aber Taschentücher, zuweilen an Stangen, in den Händen und suchen den Fahrenden die Lichter damit auszuschlagen. Diese wehren sich durch Ausweichen mit dem Licht, oder auch dadurch, daß sie ihre Lichter an noch längere Stöcke befestigen. Sobald ein Licht ausgelöscht ist, sucht man es an einem anderen anzuzünden. Diesen Moment benutzen die Fußgänger, um auch dieses auszulöschen, und wenn es gelungen ist, alle Lichter eines Wagens zum Verlöschen zu bringen, dann brüllte die Menge ihr „senza moccoli“. Dabei wird alles so leidenschaftlich, daß, wenn auch unter fortwährendem Gelächter, förmliche Kämpfe zwischen den Fußgängern und den Insassen der Wagen entstehen. Am heißesten ist das Gefecht, wenn in einem Wagen nur noch ein Licht brennt. Ehe die anderen daran angezündet werden, stürmen dann wohl die Fußgänger diesen Wagen und ringen mit dem Träger des letzten Lichts, damit es auch auslöscht, und die Menge berechtigt werde, „senza moccoli“ zu schreien.

Wer auf dem Balkon steht und dem tollen Treiben zusieht, muß auch ein Licht in der Hand haben, sonst ist das Geschrei entsetzlich. Gegen die Balkons der ersten Etage erfolgen aber auch Angriffe mit an Stangen angebundenen Taschentüchern. Das ganze Spiel, an dem sich alle Stände beteiligen, ist ein Scherz für Kinder unter zehn Jahren, und dennoch werden selbst alte Leute dabei ganz leidenschaftlich. Unser König sah sich das Fest von einem Balkon aus an, der in der zweiten Etage des Palastes des Fürsten Chigi Albano lag (der Sohn, Principe di Campagnano, hatte eine den Majestäten bekannte Prinzessin Wittgenstein zur Frau). Somit lag der Balkon außerhalb des Bereichs der tätlichen Angriffe seitens des Volks. Aber trotz der Höhe, in der wir uns über dem Straßenpflaster

befanden, bemerkte das Volk im Dunkeln doch, daß da oben Menschen „senza moccoli“ waren und schrie unter lautem Gelächter: „il re di Prussia, senza moccoli sia ammazzato“, bis wir jeder ein moccolo in die Hand nahmen.

Von oben sah das wogende und sich bewegende Lichtmeer in der Dunkelheit ganz originell aus, und das Geschrei, welches ärger war, als bei einem Straßenaufstand oder Kampf, belebte den Anblick in ebenso eigentümlicher Weise.

Der Karnevalslärm dauert bis Mitternacht. Punkt zwölf Uhr hört der Jubel auf. Es beginnt die Fastenzeit, die in Rom sehr streng gehandhabt wird. Keine Musik, kein Tanz, kein Theater darf dann mehr stattfinden. Im Theater selbst kündigt man das Ende des Karnevals in ganz besonderer Weise an. Um Mitternacht (das Theater dauerte immer bis nach Mitternacht) marschierte auf dem Hintergrunde der Bühne eine dichte Linie Carabinieri, dahinter dann eine gleiche Linie Infanterie auf und bewegte sich mit ganz kleinen Schritten langsam auf den Zuschauerraum zu. Diese Kolonne fegte also zunächst das Ballet vor sich fort, stieg dann ins Orchester und drängte dann das Publikum zu den Ausgängen hinaus. Je nachdem sie vorschritten, wurden zu ihren Seiten die Lichter verlöscht, und wenn der letzte Mensch das Parkett verlassen hatte, war das Theater finster.

Es wird mir unmöglich, alles was ich in Rom erlebte, chronologisch oder logisch wiederzugeben, wenn ich auch die Sehenswürdigkeiten fortlasse, die ja in Reisehandbüchern besser zu lesen sind, da mir mein Tagebuch abhanden gekommen ist. Aber wir erlebten doch fast täglich irgend etwas Merkwürdiges, wenigstens was dem Ausländer ungewohnt war. Daß es ein König mit seinem Gefolge war, welcher sich hier bewegte, vermehrte natürlich die Anlässe zu Außergewöhnlichem. Am dreizehnten Januar fuhr der französische Oberbefehlshaber von Rom, General Graf Goyon, in Galaequipage im Paradeanzuge im Palazzo Caffarelli vor und verlangte von der Königin empfangen zu werden, um ihr zum Neujahr zu gratulieren. Er glaubte, wir Preußen hätten die russische Zeitrechnung.

Fra diavolo Gasperone. Einmal besuchte ich Tivoli. Ich machte weite Streifzüge in die Berge und besuchte, von einem Führer begleitet, viele Orte, an die sich Erzählungen über jenen volkstümlichen Räuberhauptmann Gasperone knüpften, welcher das lebendige Original des Fra diavolo der Oper gewesen ist. Der Führer erzählte mir, daß dieser Gasperone noch in Civita vecchia lebe, wo er nach seiner Gefangennehmung eine Pension von fünfzehn Bajoc täglich erhalte (sechs

Groschen). Als ich fragte, warum man ihn nicht gehängt, sagte mir der Führer, „warum sollte man so einen armen Räuber hängen, der hier und da ein Paar Scudi stiehlt, wogegen die großen Räuber, die dem Volk täglich Hunderttausende stehlen, in Tiara und Kardinalshüten Galavorstellungen in der Petrikirche geben?"

Ich war nicht wenig erstaunt über eine derartige Religionsauffassung in den untersten Schichten des Volkes am Wohnort des Oberhauptes der Kirche. Aber ich erhielt noch mehrfache Beweise davon, daß das Volk nirgends weiter von aller Religion entfernt ist, als in der nächsten Nähe des heiligen Vaters. Wenn einer aus dem Volke sicher war, daß wir ihn nicht bei den Geistlichen verraten würden, dann entwickelte er Grundsätze und Ansichten, mit denen im Vergleich die herrschenden Grundsätze der christlichen Ketzer reines, alleinseligmachendes Dogma genannt werden können. Es war eben Seine Heiligkeit mit all seinem Glorienschein dieser Bevölkerung zu nahe, so nahe, daß sie die Unheiligkeiten und Glorienschatten täglich sehen konnte.

Antonelli. Am meisten trug zu dem allgemeinen Widerwillen gegen die Würdenträger der Kirche bei, was überall von dem Kardinal Antonelli erzählt und geglaubt wurde. Er stammte aus einer heruntergekommenen Familie und war in Sonnino, einem Flecken an der Grenze Neapels, geboren. Er selbst war rechtzeitig in den geistlichen Stand eingetreten und hatte es zum Kardinal und Minister der auswärtigen Angelegenheiten gebracht. Zurzeit war er der einflußreichste Mann in der Umgebung des Papstes. Er hatte den Alleinhandel mit den schwarzen Nadeln erhalten, die die geringste Römerin gebrauchte. und bezog dadurch ein bedeutendes Einkommen. Ihm gehörten mehrere Paläste in Rom, und sein bedeutendes Einkommen verfehlte nicht, den Neid aller Stände zu erregen, so daß auch die vielen galanten Abenteuer, die von ihm erzählt wurden, überall Glauben fanden.

Wunder der Fürstin Doria. Die Würdenträger der Kirche ergriffen ihrerseits alle und jede Gelegenheit, um auf die Sinne und die Einbildungskraft der Gläubigen zu wirken. Es kamen Wunder vor. Aber sie erregten unter der Bevölkerung eher Spott als Glauben. Da starb z. B. die Fürstin Doria, geb. Talbot (sie wurde gerade an dem Tage begraben, an dem wir in Rom ankamen). Diese Dame, eine geborene Engländerin, hatte durch ihren Wohltätigkeitssinn großen Ruf erworben. Einige Zeit nach ihrem Tode kniete eine Bettlerin, die häufig von der Fürstin unterstützt worden war, in der Kirche Sta. Maria Maggiore an der Grabkapelle der Dorias und betete zu dem Geist der Verstorbenen um Hilfe in der Not. Sie war ganz allein in der großen Kirche. Da

erschien vor ihr eine schwarze, weibliche Gestalt, gab ihr einen kostbaren Brillantring und verschwand in dem steinernen Fußboden der Kirche. Die Bettlerin trug den Ring zum Verkauf zu einem Juwelier. Da wurde der Ring als derselbe erkannt, den der Fürst vor Jahren für die verstorbene Fürstin hatte anfertigen lassen, und den sie immer getragen hatte, weshalb der Fürst den Ring an der Leiche gelassen hatte. Die Gruft wurde geöffnet und der Ring fehlte am Finger der Leiche. — Man zweifelte nicht an der Wahrheitsliebe der Bettlerin und unterließ jede Untersuchung gegen dieselbe wegen Kirchenraubs und Leichenraubs, ja man konstatierte, daß die Fürstin noch nach ihrem Tode Almosen gespendet und beschloß, zu ihrer Seligsprechung zu schreiten, um sie nach einem Jahrhundert unter die Heiligen versetzen zu können.

Trotz aller dieser und ähnlicher Mißbräuche wurde ein reicher Jude, der zum Christentum übertrat, in Rom katholisch und nicht evangelisch. Denn er sagte, eine Kirche, welche trotz dieser entsetzlichen Mißbräuche doch überhaupt noch bestehe, müsse die allein wahre und göttlichen Ursprungs sein.

---

5. Neapel und die Rückreise.

Die Reise.

Der Rurick. Die Rede des Kaisers Napoleon in Paris beim Neujahrsempfang 1859 hatte bekanntlich die politische Welt in Bewegung versetzt. Österreich vermehrte seine Armee in Italien, Frankreich und Sardinien rüsteten. Die Möglichkeit eines Krieges zwischen diesen Mächten in Italien konnte nicht ohne Einfluß auf die Bestimmungen der Reise des kranken Königs von Preußen bleiben. Auch wenn Preußen neutral blieb, konnte die Rückkehr des Königs auf dem Landwege durch einen solchen Krieg in Frage gestellt werden. Um sich für diesen Fall die Rückkehr zur See zu sichern, fragte Graf Keller in Berlin an, in wieviel Zeit im Bedarfsfalle ein preußisches Kriegsschiff in den italienischen Gewässern erscheinen könnte. Aber unsere Marine war damals noch in einer wenig schlagfertigen Verfassung. Unsere Admiralität antwortete, daß vor dem Monat Juni kein preußisches Kriegsschiff in Italien erscheinen könne. Das war allerdings viel zu spät und ein trauriges Zeichen unserer Ohnmacht zur See.

Man richtete daher eine telegraphische Anfrage nach Petersburg, ob man im Bedarfsfalle auf ein russisches Kriegsschiff für den König rechnen könne. Statt aller Antwort meldete sich zwei Tage darauf in Rom der russische Kapitän Bajennoff, Kommandant des Admiralschiffes

„Rurick", das in Civita vecchia vor Anker liege, beim Könige. Er hatte vom russischen Kaiser den Befehl, sich dem Könige mit seinem Schiff zur Verfügung zu stellen, so lange der König in Italien weilen werde. Wir waren nicht wenig erstaunt über diese zauberähnliche Schnelligkeit. Die Sache hing so zusammen: Ein russisches Geschwader machte gerade unter dem Großfürsten Constantin eine Übungsfahrt im Mittelmeere, die von der Großfürstin zugleich zu einer Vergnügungsreise benutzt wurde, und lag gerade im Hafen von Palermo. Auf die telegraphische Anfrage hatte der Kaiser Alexander sofort telegraphischen Befehl nach Palermo gesandt, daß der „Rurick" nach Civita vecchia zur Verfügung des Königs abgehen solle, und das Schiff hatte noch denselben Abend Palermo verlassen. Es war für den Großfürsten und die Großfürstin mit allen Bequemlichkeiten versehen, die zur Aufnahme eines Fürstenpaares mit seinem Gefolge nötig waren. Zunächst ward noch kein Gebrauch von dem russischen Kriegsschiff gemacht. Es blieb auf der Reede von Civita vecchia.

Abreise nach Neapel. Nachdem der Karneval in Rom beendigt war, nahm die Stadt ein sehr düsteres Aussehen an. Die Ärzte schlugen deshalb für den König einen Aufenthalt in Neapel vor. Später kam der Plan der Ärzte zutage. Sie dachten daran, so lange in Neapel zu bleiben, bis die Hitze den König daraus vertreiben würde, und dann an einem sehr hoch gelegenen Punkte Siziliens, etwa am Ätna oder bei Palermo einen Sommeraufenthalt für den König in recht leichter, gesunder Luft zu finden, um im folgenden Winter nach Rom zurückzukehren, und so das Leben des Königs künstlich zu verlängern, dessen völlige Herstellung sie ja doch einmal aufgegeben hatten. Der König wußte von diesem Plane nichts. Hätte man ihm gesagt, daß er dauernd von seinem Lande fern bleiben sollte, er hätte auf sofortiger Rückkehr bestanden. Daß die Königin den Plan kannte, glaube ich.

Wir setzten uns also eines Tages im Monat März in Bewegung behufs der Reise nach Neapel. Auch diese Fahrt wurde in kleinen Tagereisen zurückgelegt. Die Wagenkolonne wurde ebenso formiert, wie früher, nur mit dem für mich sehr betrübenden Umstande, daß, weil Treskow an dem Tage der Abreise von Rom den Dienst hatte, dieser mit Böger dem Wagen des Königspaares unmittelbar folgte, und ich mit Herrn v. Reumont, meinem Gegner, in das Besuchscoupé der Majestäten gesteckt wurde. Reumont war ein sehr gelehrter Mann, aber er hatte als Reisebegleiter verschiedene körperliche Unannehmlichkeiten, denen seine Abneigung gegen frische Luft und die Notwendigkeit, alle Wagenfenster während der Reise geschlossen zu halten, wenn er nicht gefährlich an Asthma erkranken sollte, die Krone aufsetzte.

Die italienische Hitze fing am Tage bereits an, recht fühlbar zu werden. Auf dem ganzen Wege war der vierte oder fünfte Wagen, in dem wir nun saßen, in einen dichten Staub eingehüllt, haushohe italienische Mauern begleiteten die Straße andauernd und erlaubten dem Staube nicht, sich zu verziehen, dafür strahlten sie die Hitze der brennenden Sonne zurück. Ich genoß unterwegs also wenig von der Schönheit des vielgepriesenen Landes und sehnte mich, in dem Coupé stöhnend, jeden Tag nach dem Ende der Qual, das in dem Nachtquartier winkte.

Gaëta. So war es auch, als wir in Gaëta ankamen. Wir hielten vor einem Torwege, der die ewige häßliche Mauer durchbrach und in das Innere eines Hotels führen sollte. Als ich ausgestiegen war und mir den Staub soweit aus den Augen gerieben hatte, daß ich dieselben öffnen konnte, sah ich durch den Torweg — welch einen Anblick!

Es war das Meer, das dunkelindigoblau gefärbte Mittelländische Meer, das sich ins Unendliche ausdehnte. Eine Küste von bis zu tausend Fuß hohen, scharfgezackten roten Porphyrfelsen ragte mit wohlgepflegten Terrassen bis in das Meer hinein, und diese Terrassen waren bedeckt mit Zitronen- und Orangengärten, deren Früchte in solcher Zahl in Reife standen, daß das Grün der Blätter von der Goldfarbe der Früchte vollständig beherrscht wurde. Über dem Ganzen wölbte sich der wolkenlose Himmel in einem Blau von einer Tiefe, wie man sie in Deutschland nie sieht. Die Sonne neigte sich dem Untergange, und ihre schrägen Strahlen gaben dem Ganzen jenen rosaroten Schimmer, den man auf den Bildern Italiens für Phantasie der Maler hält, wenn man ihn nicht in Natur gesehen hat. Die ganze Landschaft hatte also nur drei Farben: dunkelblau, Gold und rot, über welchen ein rosa Hauch lag. Der Kontrast dieses Anblicks gegen den Staub, durch den ich bis dahin geschleift worden war, wirkte so bezaubernd auf mich, daß ich unwillkürlich wie ein Narr durch den Torweg rannte, als ob ich etwas versäumen könnte, so besinnungslos, daß ich mit dem Fuß an einen Riegel stieß und hinfallend mir die Kniescheibe recht schmerzhaft verletzte.

Aber die Schönheit des Anblicks ließ mich den Schmerz verachten. Der Hof des Hotels führte direkt in den Garten, der eine von den Terrassen bedeckte. Von dem vorderen Rande hatte man freie Aussicht auf die wunderbar schöne Küste des Golfs von Gaëta. Da standen schon der König und die Königin und alle, die wenige Minuten vor uns ausgestiegen waren und bewunderten das Schauspiel, das der Italiener nicht mehr sieht, weil er es gewöhnt ist. „Was sagen Sie dazu?", fragte mich die Königin. — „Majestät", sagte ich, „ich glaube, ich habe einmal

als Kind so etwas geträumt." — „Ja", sagte sie, „ich sagte eben, ich wisse nicht, ob ich wache oder träume."

Capua. Auf unserer letzten Tagereise nach Neapel fuhren wir durch die reiche Ebene von Capua, die durch ihre Fruchtbarkeit weltberühmt ist. Sie hat in ihrer Bebauung viel Ähnlichkeit mit der lombardischen Ebene, nur daß statt der Maulbeerbäume turmhohe Ulmen nahe aneinander das Gelände bedecken. Ihr Laub und ihre Zweige werden ebenfalls verwertet, also alljährlich abgeschnitten, so daß sie die Form von italienischen Pappeln erhalten haben. Sie gewähren doppelten Vorteil, denn außer dem Laub mit dem Brennholz ihrer Äste geben sie dem Erdboden Schutz gegen das Versengen durch die südliche Sonne.

Neapel.

In Neapel war eins der ersten Hotels an der Villa Reale zum Empfange der großen Reisegesellschaft eingerichtet.

Der Aufenthalt in Neapel hatte für die Königin manches Schmerzliche. Kurz vorher war die Großherzogliche Familie von Toscana durch Rom nach Neapel zum Besuch gereist und hatte in Rom noch die Königin besucht. In Neapel erkrankte die schöne junge Erbgroßherzogin am klimatischen Fieber und starb bald, zum großen Kummer ihrer Tante, unserer Königin.

Neapolitanische Königsfamilie. Die Trauer, in die dadurch die Königlichen Familien versetzt waren, verhinderte größere feierliche Begegnungen. Indessen ward von unserem Hofe ein Privatbesuch in Caserta gemacht, wo der Neapolitanische Hof sich aufhielt, und diese Königsfamilie machte einen Gegenbesuch bei unseren Herrschaften.

Man konnte nicht genug erstaunen über die Art und Weise, wie die Königlichen Kinder erzogen wurden. Der Kronprinz war im dreiundzwanzigsten Jahre und Bräutigam mit einer bayerischen Prinzessin, der Schwester der österreichischen Kaiserin. Er mußte noch täglich seine Aufgaben auswendig lernen, und wenn er sie nicht geläufig hersagen konnte, dann durfte er an diesem Tage zur Strafe das Bild seiner Braut nicht ansehen. Die ganze Erziehung, die ihm seine Stiefmutter, eine österreichische Erzherzogin, angedeihen ließ, ist durch diesen einen Zug gekennzeichnet. Der unglückliche Prinz machte deshalb auch einen fast blödsinnigen Eindruck. Er hatte eine förmliche Scheu vor fremden Menschen, die er selten sah, denn der Hof lebte ganz abgeschlossen. Es ist kein Wunder, daß dieser Thron leicht umgestürzt wurde, und es ist nur erstaunlich, daß dieser Kronprinz nach einigen Jahren noch die Tatkraft hatte, sich in Gaëta eine Zeitlang zu verteidigen.

Neapolitanische Gesellschaft. In der neapolitanischen Gesellschaft lernte ich an freien Abenden einige Familien der ersten Aristokratie kennen, da unser Gesandter, der Freiherr v. Canitz, dort allseitig viel verkehrte. Sie machte einen recht verkommenen Eindruck. Die jungen Herren hatten gar keine Kenntnisse und gar kein anderes Interesse, als ihre im hohen Grade seichten Vergnügungen. Sie stand damit so ziemlich auf gleicher Stufe mit der hohen Aristokratie von Rom, die weder Sinn für die alte und neue Kunst in Rom, noch Kenntnis von dem reichen Schatz von Altertümern oder von der römischen Geschichte hatte, noch sich um die Gegenwart kümmerte, denn sie wußte nicht, wo Petersburg, Berlin und Paris lagen, und wenn man da gesagt hätte, Paris sei die Hauptstadt von Rußland, man hätte Menschen gefunden, die es glaubten.

Der einzige Mensch der vornehmen neapolitanischen Gesellschaft, der mir Achtung einflößte, war der alte Marschall Filangieri, achtzig Jahre alt, mit einem Fuß, berühmt durch seine Eroberung Siziliens. Er lebte in Opposition mit den herrschenden Parteien, weil er sich dem damals herrschenden Einfluß der Jesuiten nicht fügen wollte.

Leben des Königs. Unser König lebte in Neapel ebenso wie in Rom. Täglich wurden Ausfahrten und Spaziergänge unternommen, nur daß es häufiger vorkam, daß man sich auf weiter ausgedehnte Unternehmungen einließ. Denn die leichte Luft von Neapel verfehlte nicht, einen günstigen Einfluß auf die Unternehmungslust des Königs auszuüben. Von Seiten der neapolitanischen Behörden fand man natürlich das bereitwilligste Entgegenkommen, denn der Königliche Befehl dazu war erfolgt, und die Dankbarkeit unseres Königs bewährte sich in so gut klingender Münze, daß sich ihm jeder gern zu Diensten stellte.

Pompeji. Da wurde auch Pompeji besucht. Ein Extrazug sollte uns, unweit Castellamare vorbei, dorthin führen, und die Majestäten sollten einer Fortsetzung der Ausgrabungen beiwohnen. Der Extrazug enthielt einen prächtigen Salonwagen, und der Salon war auf das Prachtvollste geschmückt. Die ganze Reisegesellschaft hatte darin Platz, aber zur Dienerschaft konnte man nicht gelangen.

Auf dem Tisch des Salons war ein opulentes Frühstück serviert. In der Mitte stand eine enorme Terrine mit dampfender Suppe, und rings herum standen Weine und Delikatessen aller Art, von denen die herrlichen, riesengroßen Apfelsinen besonders verlockend in die Augen fielen, und unter denen die unvermeidliche italienische Salami nicht fehlte. König und Königin setzten sich mit Prinzessin Alexandrine an den Tisch, wir mußten auch Platz nehmen, und sämtliche Damen konnten ein „Ach, wie herrlich“ nicht unterdrücken. Die Gräfin Hacke bemächtigte sich der

Suppenterrine, um die Suppe vorzulegen. Als sie den ersten Teller gefüllt hatte und der Königin reichen wollte, setzte sich der Zug mit einem heftigen Ruck in Bewegung, und der größte Teil des Inhalts dieser Suppe ergoß sich auf die Robe der Königin, den ersten Ausrufen der Freude schloß sich also ein Schrei an. Aber es blieb nicht bei diesem einen Schrei. Die Bahn war sehr schlecht gebaut, und der Wagen schüttelte gewaltig. Je mehr die Fahrt an Schnelligkeit zunahm, desto heftiger wurden die Stöße und zwar so heftig, daß man sich halten mußte, um nicht mit dem Stuhl umzufallen, und daß, wer aufstand, um den Allerhöchsten Herrschaften zu helfen und sie von dem auf sie Fallenden zu befreien, im Salon hinfiel. Bald ergoß sich der Inhalt der Suppenterrine auf den Tisch, ja es drohte, diese Terrine umzufallen. Mit vieler Mühe, wegen des Schwankens, gelang es mir, sie in eine Ecke des Salons auf den Fußboden zu stellen, wo sie ihren heißen Inhalt um sich herumspritzte. Auf dem Tisch lag aber alles durcheinander, Flaschen, Gläser, Apfelsinen, Salami, oder rollte, ohne Rücksicht auf Rang und Stand, den Umsitzenden auf den Schoß. Das Anrichten dieses Frühstücks und des damit verbundenen Unheils ist ein echter Beweis italienischer Sorglosigkeit, denn die Königlichen Beamten mußten doch wissen, wie schlecht die Bahn war.

In Pompeji standen besonders dazu gebaute Königlich neapolitanische Wagen bereit, um das Königspaar durch die Straßen der ausgegrabenen Stadt zu fahren, denn der Bau der zweitausend Jahre alten Straßen machte die Anwendung eines Fuhrwerks der Gegenwart untunlich. Überall, wo der Fußweg die Fahrstraße kreuzt, sind nämlich für die Fußgänger ganz hohe Steine eingemauert (zur Vermeidung des Straßenschmutzes), und diese lassen nur schmalen Raum für die Räder der quer durchfahrenden Wagen. Das altrömische Geleise war aber viel schmäler als das jetzige. Wir Sterbliche gingen aber zu Fuß.

Wenn ich mich auch auf eine Beschreibung der Merkwürdigkeiten Italiens nicht einlassen will, so kann ich doch nicht unterlassen, zu erwähnen, daß mich beim Anblick dieser Stadt ein ganz eigentümliches, mächtiges Gefühl erfaßte. Diese Straßen ohne Menschen, diese Häuser ohne Dächer und Möbel, mit den wohlerhaltenen Fresken an den Wänden und Mosaiks auf den Fußboden, die erkennen ließen, wozu jedes Zimmer gedient habe, ob zum Empfang, oder zum Schlafen, oder zur Mahlzeit, das „salve“, das den Eintretenden auf der Schwelle begrüßt, und das „cave canem“ an der Hundehütte, alles das machte den Eindruck, als ob hier eines Daches nicht benötigte Gespenster wohnten, denn trotz der Totenstille sprechen die Häuser von eben noch stattgehabtem lebendigen Treiben.

Nachdem die wichtigsten Straßen und Häuser, auch das Theater,

besucht war, wurde man zu den Ausgrabungen geführt, denn bis jetzt war nur ein kleiner Teil von Pompeji vom Schutt befreit, und die Summe, welche die Regierung jährlich zur Fortsetzung dieser Arbeit bereitstellte, war nicht bedeutend.

Einige Arbeiter gruben an einem Hause im Schutt und in der Asche herum, fanden aber nichts. Plötzlich ertönte ein Ruf, in dem Nebenhause sei man auf etwas gestoßen. Die Herrschaften wurden dorthin geführt, und der König mußte selbst mit einer Schaufel durch die Asche fühlen, daß da etwas Hartes darunter war. Also hatte es der König gefunden. Er wurde um Befehl gefragt und dann die Gegenstände ausgegraben. Man fand einen großen eisernen Ofen, daneben Farbenschalen und Malerutensilien, und die Gelehrten belehrten uns, daß wir uns in der Werkstatt eines Malers befinden müßten, der die Farben zu den Fresken in diesem Ofen bereitet hatte. Als wir nach Neapel zurückkehrten, wurden wir gefragt, ob wir den Ofen gefunden hätten. Derselbe werde immer ausgegraben, wenn fremde hohe Herrschaften nach Pompeji kämen. Was gefunden wird, gehört dem, der es findet, also hier unserm Könige, das ist so Sitte. Diesen Ofen aber hat noch jeder der fremden Herrschaften der Regierung dankend zurückgegeben, denn er war zu schwer, um ihn als Andenken mitzunehmen, also ward er immer von neuem ausgegraben.

Der Vesuv. Ein andermal ward nichts Geringeres unternommen, als die Besteigung des Vesuvs. Dieser weltbekannte Vulkan, dessen fließende Lava man jeden Abend von den Ufern des Golfs aus leuchten sah, und dessen Rauchsäulen sich zuweilen am Tage mäßigend vor die brennenden Strahlen der Mittagssonne lagerten, reizt allerdings sehr die Neugierde der Fremden. Aber seine Besteigung ist immerhin ein besonderes Unternehmen, ein kühnes für einen kranken König und eine am Fuß leidende Königin. Aber es ward versucht. Sobald wir die Wagen verlassen mußten, und der Fußmarsch begann, wurden Träger angenommen, welche den König und die Königin trugen, während alle anderen zu Fuß gingen. Da ging es erst über Stock und Stein, dann über heiße, schwarze Lava hinweg, welche drohte, die Stiefelsohlen zu verbrennen, an Abgründen vorbei, in welche die flüssige Lava ebenso donnernd hineinstürzte, wie Lawinen in den Alpen.

Endlich kamen wir an dem Fuße des Kraterkegels an, an dem bei einer äußerst primitiven Osteria Halt gemacht ward. Zur Besteigung des Kraters bezeugte der König gar keine Lust. Übrigens kam ein heftiger Regenschauer und entschied die Frage, ob der Kegel zu besteigen sei, ungefragt verneinend. Als er vorüber war, mahnte die eintretende Dunkel-

heit zum Heimweg. Jetzt erst ward verständlich, welcher kleine Umstand dem Könige den ganzen Aufstieg verdorben hatte. An dem Tragsessel, auf dem er saß, befand sich kein Schemel für die Füße. Er rutschte seinen schwebenden Füßen nach, saß unbequem und schmerzhaft. Mit Stricken und einem Brettchen ward ihm ein Fußschemel gemacht, und nun genoß er mit Vergnügen die verschiedenen Anblicke, die sich uns darboten. Es ist in der Tat etwas Originelles, im Dunkeln über die heiße Lava fortzuschreiten, welche am Tage schwarz aussieht und sich nur durch ihre Wärme verrät, bei Nacht aber noch rot leuchtet. Dann führte der Weg an einem Abgrund vorbei, dem gegenüber die glühende Lava in kolossaler Breite hinabstürzte. Es kann nichts Majestätischeres geben als diese Riesenkaskade von Feuer, mit den brennenden Wellen und den aufspritzenden Feuermassen. Bei voller Dunkelheit fuhren wir nach Neapel zurück.

Sorrent. Glatter und lieblicher fiel eine Ausfahrt nach Sorrent aus. Auf vortrefflicher Chaussee fährt man da einige hundert Fuß über dem Meere die scharfgezackten Porphyrufer entlang, in die die Straße eingesprengt ist. Sie führt nicht durch Tunnels und nicht bergauf oder bergab, sondern schmiegt sich den tief einschneidenden Schluchten durch bedeutende Schlangenwindungen an, so daß man immer rechts unter sich die Meeresbrandung, links über sich die hangenden, mit Zitronengärten bekränzten Porphyrfelsen erblickte, wenn man den Strahl der brennenden Sonne nicht scheute und zum wolkenlosen, tiefblauen Himmel aufzuschauen wagte. In Sorrent begleitete die Wagen ein zerlumpter, aber sehr hübscher Knabe mit schönen, listigen Augen, die den werdenden Spitzbuben verrieten und deshalb nur um so heiterer aussahen und sang im Laufen, unter Begleitung seiner Guitarre, nationale Lieder mit einer äußerst melodischen Stimme. Er mußte nach der Ankunft noch mehr vorsingen und tat es gern, denn so reiche Ernte hatte er wohl selten. Ein Nationallied, „**la bella sorrentina**“, gefiel am meisten.

Ein Ausflug nach Capri kam nicht zustande, weil das Meer zurzeit der Äquinoktien zu bewegt war.

Das neapolitanische Volk. Die ersten Morgenstunden blieben mir, da der König sehr spät in Bewegung kam, fast alle Tage übrig, um auf den Wegen durch die Stadt das Treiben des Volks zu beobachten. Die neapolitanische Bevölkerung ist von der römischen weit verschieden. Man weiß manchmal wirklich nicht, ob man es in Neapel mit Affen oder Menschen zu tun hat, wenn man ihre Grimassen sieht oder ihr Geschrei hört. Meist betreibt der Neapolitaner alles mit einem ohrenzerreißenden Geschrei, will er aber „nein“ sagen, dann streckt er verächtlich die Unter-

lippe vor. Versteht man das nicht, dann wiederholt er diese Pantomime, indem er Luft aus dem Munde ausbläst, im Notfalle verstärkt er diese Bewegung dadurch, daß er mit der Rückseite der vier Finger der rechten Hand unten an der Kehle unter dem Kinn nach vorwärts kratzt, und wenn alles das nichts hilft, fügt er ein leises „no“ hinzu. Unsere Pantomime des Schüttelns mit dem Kopfe bedeutet dort: „Ich verstehe nicht", und fordert, statt als Verneinung aufgefaßt zu werden, zur Wiederholung der Frage auf. Ein Fremder, der das nicht weiß, kann dadurch zur Verzweiflung gebracht werden, wenn ihm ein Straßenjunge Blumen zum Kaufe anbietet. Er schüttelt mit dem Kopfe, der Junge schreit seine Offerte noch lauter, auf weiteres Schütteln mit dem Kopfe, kommt eine Schar Straßenvolks und schreit auf ihn hinein, um ihm auseinanderzusetzen, was er nicht zu verstehen scheint. Da kommt endlich ein Bekannter und lehrt ihn, daß er stolz seines Weges gehen, die Nase hoch erhoben, und die Unterlippe verächtlich vorstrecken muß. Sofort ist er frei von dem lästigen und zerlumpten halberwachsenen Volk.

Im hohen Grade lehrreich, unterhaltend, aber auch angreifend wegen des dort herrschenden ohrenzerreißenden Geschreis war ein Spaziergang auf dem Toledo, jener endlosen, schnurgeraden Straße, welche die Hauptverkehrsader von Neapel, dieser Stadt von einer halben Million Einwohnern, bildet. Diese Straße führt das ganze neapolitanische Volksleben vor Augen. Der Mann aus dem Volke verrichtet dort alles öffentlich auf der Straße und alles mit einem entsetzlichen Geschrei. Der gemeine Mann hat wenig Bedürfnisse. Beispielsweise wohnt ein Tischler in einem Raum, den man bei uns einen Wagenschuppen nennen würde. Am Tage öffnet er die nach der Straße führenden Torflügel, und man sieht sein Lager und das seiner Familie in einer Ecke dieses Stalles. Dann zieht er sein Werkzeug auf die Straße, arbeitet dort, fortwährend singend und schreiend. Und so tun es alle kleinen Leute. Die Wohnungen der gleichen Klasse Menschen, wie sie jetzt in Pompeji sichtbar werden, zeigen, daß es vor zweitausend Jahren dort ebenso zuging.

Ich unternahm es einmal in Gesellschaft des Dr. Cammerer, den ganzen Toledo an einem Vormittage auf und ab zu gehen, und wir verbrauchten dazu, obgleich wir nur selten stehen blieben, um etwas Besonderes zu beobachten, volle vier Stunden. Aber als wir wieder an das Ufer des Meeres kamen, waren wir von dem endlosen Geschrei so sinnenbetäubt, daß wir erst eine Weile brauchten, um uns zu erholen. Es sind mir noch manche Bilder aus diesem Wege gegenwärtig, die mir besonders in die Augen fielen. Da war eine schmutzige Frau, sie saß mitten auf der Fahrstraße und schor ihren Pudel mit einer großen Schere. Dazu kommandierte sie und schrie um sich herum, und niemand kümmerte sich um sie. Aber wenn ein Wagen ihr zu nahe kam, schrie sie doppelt so stark.

Da waren zahllose zweirädrige Karren, von Eseln gezogen. Die Führer schrien singend immerfort. An jedem dieser Karren hing hinten nachschleifend an Stricken eine Strohmatte. Auf manchen derselben saß ein Kind und ließ sich so auf dem Pflaster fortschleifen. Aber dies Kind schrie, tobte, sang und kommandierte ebenso wie der Karrenführer zu allen Vorübergehenden, ohne daß jemand davon Notiz nahm. Da war auf offener Straße ein jämmerlicher, schmutziger Tisch mit noch jämmerlicheren, schmutzigen wenigen Fritellen (Gebackenem), hinter denen ein Knabe anpries: „Kommt her und kauft alle. Die heilige Jungfrau selbst und alle Heiligen würden Gott gedankt haben, wenn sie jemals so gute Fritelle zu essen erhalten hätten, wie diese."

Schöne Gesichter sah man nicht. Die Knaben hatten vielleicht bemerkenswerte Züge, wenn ein Maler, der sie zum Modell nahm, sie veredelte. Aber die weiblichen Gesichter waren alle abschreckend häßlich und gemein. Wir waren eben darüber einig geworden, als ich zu Dr. Cammerer sagte: „Sehen Sie, da kommt endlich einmal ein hübsches, echt neapolitanisches Gesicht." — „Jawohl", sagte Cammerer, „hübsch ist sie, aber es ist Fräulein v. Heister aus Düsseldorf, die mit ihrer Mutter geht." Das hübsche Mädchen ist bald der Lungenkrankheit erlegen, wegen deren sie den Winter im Süden zubrachte.

Amalfi. Die politischen Verhältnisse machten einen Krieg zwischen Frankreich und Österreich immer wahrscheinlicher. Deshalb widerstrebte der König mit voller Kraft seines Willens dem Plan eines Sommeraufenthaltes in Sizilien. Er gab sich der Hoffnung hin, im Frühjahr wieder gesund zu sein. Dann wollte er die Zügel der Regierung wieder ergreifen und mit Österreich gemeinschaftlich gegen Frankreich fechten. „Ich muß zurück", sagte er, „ich will gegen den da drüben Krieg machen." Und wenn er nicht gesund sei, meinte er, gehöre er wenigstens während des Krieges in seine Heimat, wo er Wilhelm sagen wolle, er müsse gegen Frankreich schlagen. Es wurde also festgesetzt, daß man Ostern in Rom zubringen und Anfang Mai den Rückweg nach der Heimat antreten werde. Es war aber mehr als wahrscheinlich, daß um diese Zeit an ein Durchreisen durch die Lombardei zu Lande werde nicht gedacht werden können. Man mußte also den Seeweg ins Auge fassen. Man konnte aber noch nicht wissen, welchen Einfluß eine Reise zur See auf den König in seinem kranken Zustand ausüben werde, denn Seekrankheit konnte einen gefährlichen Blutandrang nach dem kranken Gehirn mit sich bringen. Es wurde also eine Probefahrt auf dem russischen Kriegsdampfer beschlossen, welcher nach Neapel gefolgt war und in steter Bereitschaft im Hafen lag. Mit dieser Probefahrt wurde der Besuch von Amalfi verbunden.

Die Königin wurde leicht seekrank und fuhr deshalb mit der Eisenbahn nach Salerno und von da zu Wagen nach Amalfi, während der König die kurze Seereise begann. Den Rückweg wollte der König abends mit der Königin zu Wagen machen. Der russische Kapitän Bajennoff sagte, er habe auf seinem Kriegsdampfer die Lage von Amalfi nicht, weshalb sich der Königlich neapolitanische Oberlotse vom Golf von Neapel an Bord des „Kurick" begab, um uns nach Amalfi zu führen.

Als der König das Dampfschiff bestieg, war er sehr einsilbig. Er wußte nicht, ob er so seefest sein werde, wie in seinen gesunden Tagen, und fürchtete die Seekrankheit ein wenig. Der Versuch, den König dadurch zu zerstreuen, daß wir ihm den herrlichen Blick auf die Küste und den Vesuv zeigten, mißlang, weil der Bord des Kriegsschiffs so hoch war, daß man sich auf einen Schemel stellen mußte, um darüber hinwegzusehen, dies aber mit Schwierigkeiten verknüpft war, weil die See bei sonst herrlichem Wetter ohne Wind ziemlich hoch ging. Saß man aber still auf Deck, so sah man nur den Bord mit seinen Kanonen. Also genoß man die Annehmlichkeit der Reise mit dem Dampfschiff nicht, welche darin besteht, daß man still sitzend die Gegenden betrachten kann. Etwas gelangweilt setzte sich der König auf Deck hin, und ich mußte ihm vorlesen, mehrere Stunden lang, während wir an der herrlichen Küste von Sorrent vorbei um die Punta della Campanella herumbogen.

Endlich wurde der König müde, denn die südliche Sonne brannte sehr heiß, und er streckte sich auf ein Lager aus. Ich hatte mich schon gewundert, daß wir noch nicht angekommen, denn ich las schon lange vor, länger, als die Fahrtzeit uns angegeben war. Jetzt hatte ich einen Augenblick Zeit, mich umzusehen. Von der übrigen Reisegesellschaft war Treskow und Stüler in die Kajüte verschwunden. Auch der Leibjäger des Königs war seekrank. Ich fand Graf Keller und Böger auf der Kommandobrücke im Gespräch mit Bajennoff und dem Lotsen. Ein Blick auf meine Karte und das Ufer vor mir belehrte mich, daß wir an Amalfi vorbeigefahren waren. Ich sagte das dem Lotsen, der mir aber mit einem überlegenen Lächeln erwiderte: „Da ist Amalfi", und er deutete auf eine Stadt, die nach meiner Karte Salerno sein mußte. Graf Keller sagte mir, der Lotse schiene sehr verwirrt, ich möchte ihn durch meine Fragen nicht noch verwirrter machen. Endlich sagte der Kerl, das sei die Stadt Amalfi, das Dorf und das Kloster seien vor uns, wo eine sandige Bucht sichtbar ward, und darauf liegende Schifferboote zum Landen einluden.

Auf Anordnung des Lotsen hielt der Dampfer und setzte ein Boot aus, in welchem der König und das Gefolge Platz nahmen, nachdem die Seekranken heraufgeholt waren. Eine große Zahl kräftiger russischer Arme ruderte uns auf die sichtbar sandige Landungsstelle zu. Aber diese

Landungsstelle war steil und die Brandung nicht unbedeutend. Der Führer des Bootes benutzte die Höhe einer Welle, um es auf den Sand zu treiben, aber das Boot war zu lang und blieb nicht auf dem steilen Sandufer haften, sondern glitt gleich wieder mit dem zurückfließenden Wasser ins Meer zurück. Dreimal versuchten wir zu landen, dreimal glitten wir zurück, und nun erklärte der Führer, hier sei es unmöglich. Wir seien aber der Gefahr ausgesetzt, daß das Boot zerbreche, denn es sei sehr lang, und dann kämen wir in den Wellen um.

Er wollte daher lieber die Landung an einem Felsen versuchen. Eine große Menge Menschen stand am Ufer. Die Neugierde hatte sie beim Erscheinen des russischen Kriegsdampfers herbeigelockt. Einige Neapolitaner erschienen auf einem Felsen und winkten, dort zu landen. Das Boot legte also an diesem Felsen an und ward von den Landleuten gehalten, die die ihnen zugereichten Bootshaken erfaßten. Für einen gewandten Springer war es nun nicht schwer, auf den Felsen zu gelangen. Aber der kurzsichtige König konnte keinen Sprung wagen. Die Russen aber drängten, das Aussteigen zu beschleunigen, denn die Wellen hoben und senkten das Boot, dessen Rand manchmal zwei Fuß über, manchmal zwei Fuß unter dem Felsenrande stand, und die Mannschaft fürchtete, die Brandung könne es gegen den Felsen schleudern und zerschellen. Also erfaßten wir den Monarchen unter den Armen, der Leibjäger Kniehase und ich, einige Russen halfen, eins, zwei, drei, und der König war drüben, wo ihn andere hielten. Jetzt folgten die übrigen, und wir befanden uns auf einer Klippe, die rings von Wasser umgeben war.

Die Einwohner hatten diese Klippe auf einem nassen Balken erreicht, der ziemlich wackelig da hinüber gelegt war. Auf diesem Balken sollte nun auch der König balancieren, um das feste Land zu erreichen! Es war keine Wahl, es mußte gewagt werden. Der Leibjäger Kniehase ging vor dem Könige her rückwärts und gab ihm beide Hände, ich ging hinter ihm her und hielt ihn an den Schultern. Wir kamen glücklich hinüber, und die übrige Gesellschaft folgte. Eine kleine Stiege führte uns auf die Landstraße. Der König hatte bis dahin alles getan, um was wir ihn baten.

Alsbald waren wir von einer Schar Bewaffneter und Unbewaffneter umgeben, die nach landesüblicher Sitte bekleidet, oder besser gesagt, unbekleidet, alle zugleich auf uns hineinschrieen und einen sinnbetäubenden Lärm machten. Das ist nämlich auch landesüblich. Die Bewaffneten präsentierten dabei das Gewehr mit der einen Hand und bettelten mit der andern. Una piccola moneta, un soldo, per un bichiere usw. schrieen alle. Ich war der einzige, der sich mit den Leuten hätte verständigen können, wenn sie nicht so geschrieen hätten, daß ich selbst mich nicht

verstand. Also mußte ich mir erst Ruhe verschaffen. Daher sprang ich vor den König her mitten in dies Volk hinein, schlug mit dem Stock um mich im Kreise und schrie aus Leibeskräften: „Tacete tutti!“ (Schweigt alle!). Sie staunten mich an und schwiegen wirklich alle. Jetzt erfaßte ich den bestgekleideten Bewaffneten und fragte ihn aus.

Ich erfuhr, wir waren nicht in Amalfi, sondern in Cetara, die Stadt vor uns hieß wirklich Salerno und war vier Miglien (eine Meile) entfernt, Amalfi war zehn Miglien (zwei und eine halbe Meile) hinter uns. Cetara war ein kleines armes Dorf.*) Wagen waren nur in Salerno zu haben, es werde aber wohl vier Stunden dauern, bis ein Wagen aus Salerno geholt werden könne. Viel Wagen waren vor zwei Stunden von Salerno nach Amalfi hier durchgefahren. „Man sagt, es sei die Königin von Preußen“. Während ich diese Erkundigungen einzog, war der König eilig nach Cetara hineingegangen, begleitet von Keller, Böger, Tresckow und Stüler. Die Volksmenge folgte. Ich lief ihm nach, und als ich Graf Keller das Trostlose unserer Lage mitgeteilt hatte, und wir eben besprechen wollten, was zu tun sei (denn die Ruderboote eilten zum Dampfschiff und dieses nach Neapel zurück, also waren die Schiffe hinter uns, wenn nicht verbrannt, so doch nicht mehr zu erlangen), da sahen wir in Cetara einen Wagen halten. Es war zwar nur einer jener italienischen Einspänner mit zwei Rädern und einem einzigen Sitz, der wie ein Großvaterstuhl auf der Achse dieser beiden Räder saß; aber diese Karren sind zugleich für den Transport von viel Last vor und hinter der Achse eingerichtet, und wenn die Landleute zur Stadt fahren, so sieht man zuweilen außer dem Besitzer auf dem Lehnstuhl noch zwanzig vorn und hinten mit aufhocken und stehen. Der Kutscher reitet auf der rechten Stange der Gabeldeichsel, nahe den Rädern.

In Ermangelung eines anderen Fuhrwerks sollte nun dieses den König nach Amalfi bringen. Die Weigerung des Kutschers, den König zu fahren, konnte auch durch das Anerbieten eines hohen Trinkgeldes nicht überwunden werden. Da drohte ich ihm, ihn auf der Stelle durch die braven Civici erschießen zu lassen. Heulend und knieend bat der junge Bengel um sein Leben. Ich schenkte es ihm, und er fuhr uns. Der König ward auf den Lehnstuhl gehoben, vorn neben dem Kutscher ritt ich auf der linken Stange der Gabeldeichsel, hinter dem Könige standen Graf Keller und Dr. Böger, den König haltend, und hinter beiden Herren hockte der Leibjäger Kniehase mit auf. Tresckow und Stüler fanden noch ein zweites Vehikel, nachdem sie sich von der Seekrankheit ein wenig ausgeruht hatten und folgten.

*) Die erste Niederlassung der Sarazenen, jetzt ein armes Fischerdorf von sehr schöner Lage.

Die Fahrt führte uns die malerischste Küste der Welt entlang. Die Chaussee war ganz neu und vortrefflich gebaut, und der kleine Schimmel vor unserem einfachen Fuhrwerk tat sein möglichstes, denn er trabte immer, wenn es bergab ging oder eben war und bewegte sich im bedächtigsten Schritt, wenn der Weg bergauf führte. Aber der arme kranke König hatte keinen Genuß davon, denn die Chaussee hatte kein Geländer und führte hart an der Felsenküste entlang, bald in der Höhe des Meeres, bald erhob sie sich bis gegen tausend Fuß*) über dasselbe.

Die Nerven des Königs waren durch die gefährliche Landung erschüttert, das ungewohnte Fuhrwerk flößte ihm kein Vertrauen ein, und wenn er nach dem Meere hinunterblickte, ward er schwindlig und klagte fortwährend, achtete nicht auf die herrliche Abendbeleuchtung, auf die wunderbare Küste, auf den kreisrunden Porphyrkegel zwischen Majori und Minori, der in regelmäßigen von Zitronengärten bedeckten Terrassen bis zur Höhe von mehreren tausend Fuß**) ansteigt. Es ward uns angst und bange bei dieser steigenden Erregung des Königs, denn schon wurde seine Gesichtsfarbe dunkel, und wir fürchteten die Wiederkehr eines Schlaganfalles. Vergebens versuchten wir, ihn von seinem Gegenstand der Klage abzulenken, indem wir ihn auf die Herrlichkeiten der Natur aufmerksam machten. Ein jeder solcher Versuch ward mit einem solchen Ausbruch der Verzweiflung erwidert, daß wir schließlich alle schwiegen, und die stilleren, jammervollen Klagen des armen kranken Herrn schweigend mit anhörten. Da wurden uns die Minuten und Stunden zu Ewigkeiten.

Eine halbe Meile vor Amalfi kam uns eine anständige Equipage entgegen, in der ein einzelner Herr saß. Wir riefen sie an, sie hielt. Es war der oberste Zivilbeamte, ich glaube Podestà der Gegend (bei uns Landrat), der die Königin nach Amalfi begleitet hatte und zusehen wollte, ob am Ende der König bei Salerno gelandet wäre. In Amalfi war die Königin schon angekommen, als der „Rurick" vorbeidampfte. Meyerinck, der die Königin begleitet hatte, war winkend in einem kleinen Boot dem russischen Kriegsschiff entgegengefahren, aber in dem auf dem Wasser liegenden Dunste gegen die Küste nicht gesehen worden.

Als wir vor Amalfi nicht hielten, sondern bis gegen Salerno zu vorbeifuhren, dann der „Rurick" zurückkehrte, nach Neapel zu, hatte die Königin geglaubt, der König habe seine Absicht geändert und kehre nach Neapel zurück, ohne in Amalfi zu landen. Sie hatte sich daher das Kloster angesehen und dann zu Tische gesetzt, denn in Amalfi war das Essen

*) Die Chaussee zwischen Majori und Minori ist hundertundfünfzig Meter über dem Meere.

**) Dreihundert bis dreihundertundfünfzig Meter.

bestellt. Sie hatte ihr Diner fast beendigt, als wir mit dem König eintraten. Die arme Königin sprang erschreckt auf und zitterte, denn sie begriff gar nicht, wie der König dahin kam, sah ihm aber an, wie erregt er war. Als sie aber erfuhr, wie es uns ergangen war, weinte sie bitterlich. Sie konnte sich ihrem Kummer nicht lange hingeben, denn der König verlangte in seiner Erregung, daß augenblicklich angespannt und nach Salerno gefahren werde. Da protestierte aber Böger mit einer unwiderstehlichen Kraft gegen die sofortige Rückkehr und drohte dem Könige, er werde schwer krank werden, wenn er nicht etwas esse. Das wirkte, der König aß und entwickelte einen sehr guten Appetit. Die genossenen Speisen beruhigten seine Nerven, er wurde wieder guter Laune, und die Rückfahrt im bequemen Wagen, in voller Karriere beim herrlichsten italienischen Vollmondschein, der die Nacht zum Tage machte, gefiel ihm umsomehr, als er im Wagen links an der Seite der Felsen saß und die Abgründe nach dem Meere zu nicht sah. Der Extrazug führte uns schnell von Salerno nach Neapel, die Aufregung des Königs ging ohne schädliche Folgen vorüber. Ende gut, alles gut! Ich aber werde an diese Partie nach Amalfi und an die Gewissenlosigkeit des neapolitanischen Oberlotsen denken, solange ich lebe.

Kleine Ausflüge. Außer den genannten größeren Partien wurden in Neapel täglich kleinere Ausflüge in die Umgegend unternommen, die jeder kennt, der nach Neapel reist, Camaldoli, der übelriechende Posilipp, der sich mit den Tunnels der Gegenwart nicht messen kann, usw. Der König hatte eine große Sehnsucht, Capri wieder zu besuchen, das ihm aus seiner vor dreißig Jahren unternommenen Reise nach Neapel als die Krone aller in Augenschein genommenen Naturschönheiten im Gedächtnis war. Aber das Meer blieb bewegt. Ein Besuch der Grotte wurde als sehr lebensgefährlich bei solchem Meere vorgestellt; Verschiedene, welche einen Besuch derselben versucht hatten, waren unverrichteter Sache zurückgekehrt, also ward Capri aufgegeben und nach einem Aufenthalt von ungefähr drei Wochen Neapel verlassen.

Die Fürstin von Liegnitz, Stiefmutter des Königs, die auch in Rom gewesen war, hatte sich ebenfalls in Neapel eingefunden und blieb länger dort als wir. Aber schon begann die Hitze, und Norddeutsche waren vom klimatischen Fieber bedroht. Die Hofdame der Fürstin, Fräulein v. Block, starb in Neapel nach einem Krankenlager von wenigen Tagen.

Die Rückreise.

Die Reise von Neapel nach Rom ward bis Civita vecchia per Dampfschiff unternommen. Der König hatte auf der verunglückten Fahrt nach Amalfi wenigstens keine Anwandlungen von Seekrankheit gehabt, also

machte man den Versuch einer größeren Fahrt. Der „Rurick“ nahm die Gäste des Nachmittags auf und dampfte ab. Nachdem die Sonne untergegangen war, wurde der Tee auf Deck serviert. Die Luft war still, die Kühlung der neapolitanischen Seeluft angenehm und erquickend. Man konnte sich keinen angenehmeren Aufenthalt denken, als auf dem Verdeck des Schiffes.

Aber das Meer war doch nicht ohne Bewegung, und der mächtige Dampfer schwankte langsam hin und her. Seine majestätische Bewegung gefährdete nicht den Inhalt einer auf dem Tische stehenden Teetasse, wohl aber den manches reizbaren Magens. Die Königin verließ den Teetisch beizeiten und entging dem Leiden, dem sie sonst leicht unterworfen war dadurch, daß sie sich bald niederlegte. Die Gräfin Dönhoff tat bald desgleichen. Aber da der König aushielt und sehr gut aufgelegt war, so blieb auch die übrige Gesellschaft bei ihm. Da war es aber recht spaßhaft zu sehen, wie mancher ein immer längeres Gesicht machte und dann unter irgend einem Vorwande den Tisch mit der Bemerkung verließ, er werde gleich wiederkommen, aber nicht wieder erschien. Der König rief jedem mit Jubel ein „Gute Nacht“ nach. Gräfin Hacke, tapfer und munter, saß hinter der Teemaschine und schenkte den Tee ein. „Darf ich Ihnen noch eine Tasse Tee einschenken, Herr Hofprediger?“ — „Ja“, sagte der brave Haym, der den Konsistorialrat Snethlage abgelöst hatte, und im vollen Kanzelton, mit tiefer, hohler Grabesstimme fügte er hinzu: „Ich bitte noch um eine Tasse Tee, aber eine — ganze — dünne!“ Mit dem Worte „dünne“ stand er auf wie ein Gespenst, schritt langsam und feierlich der Kajütentreppe zu. Die Tasse Tee ward auf seinen Platz gestellt, blieb aber unberührt, denn er erschien nicht wieder. Was ist der arme, brave Seelsorger von der Friedenskirche in Sanssouci später geneckt worden über die stehengebliebene „ganz dünne“ Tasse Tee!

Als sich der König zurückgezogen hatte, begab sich alles zur Ruhe. Wir bewunderten die Einrichtung des Admiralsschiffs. Auf dem Deck waren vollständige Salons für König und Königin (Großfürst und Großfürstin) aufgebaut. Im Hauptdeck waren hinten zwei Salons für das Gefolge, einer für die Damen, einer für die Herren. Jeder Salon war mit Kabinen umgeben, die eine Art Sofa zum Schlafen und alle nötigen Bequemlichkeiten für die Toilette enthielten. Offiziere und Mannschaften bekamen wir nicht zu sehen, wenn wir nicht danach fragten. Sie lagen im Zwischendeck, und doch war die Bemannung groß. Es waren zweiundzwanzig Offiziere (einschl. Fähnrich) an Bord, und ich glaube, drei- bis vierhundert Mann. In der Nacht störte uns der Baron von Canitz, der den König nach Rom begleitete. Er holte einen nach dem andern vom Lager, um ihm die prächtige Naturschönheit auf Deck zu zeigen, und wer

hinaufkam, fand nichts als ihn, der an Schlaflosigkeit litt und jemand haben wollte zum Plaudern. Sogar die Hofdame störte er im Schlafe. Damals lachten wir alle darüber. Es war diese Aufgeregtheit aber der Anfang einer späteren Kopfkrankheit.

In Civita vecchia ward an Bord mit aller Gemütlichkeit erst der Morgenkaffee eingenommen, worauf man auf der Eisenbahn nach Rom fuhr.

In Rom blieben wir noch einige Wochen bis nach Ostern, welches Fest in diesem Jahr sehr spät fiel. Dann aber drängten die politischen Ereignisse den König zur Heimreise, die am zweiten Mai angetreten ward.

Revolution in Toscana. Mittlerweile begann die Reihe der Aufstände mit einer Revolution in Toscana. Dies ist gewiß die gemütlichste Revolution, die je stattgefunden hat. Eines Morgens erklärten sich dreizehn Personen in Florenz als einstweilige Regierung, ernannten Minister, setzten die bisherigen ab und gaben Befehle. Kein Mensch ließ sich in Florenz dadurch in seinen gewöhnlichen Beschäftigungen stören, und alles ging seinen Gang weiter. Nur die regierende großherzogliche Familie erschrak gewaltig und flüchtete auf den Boden des Dachs vom Palazzo Pitti. Da aber kein Volksauflauf oder sonstige Unruhe folgte, auch niemand die versteckte regierende Familie suchte, so langweilte sie sich in ihrem Verstecke und kam nach vierundzwanzig Stunden in ihre Salons herunter. Es erfolgte nicht der geringste Versuch, die Regierung zu behalten und nicht der geringste Angriff gegen das regierende Haus. Da bestellte der Großherzog für sich, seine Familie und sein Gefolge die Wagen und reiste am hellen lichten Tage ab. Eine Kavallerie-Abteilung gab ihm das Geleit bis zur Grenze, um die große Wagenkolonne gegen die Räuber im Apennin zu schützen, sämtliche Gesandtschaften fuhren bis zur Grenze mit, verabschiedeten sich vom Großherzoge und fuhren ruhig nach Florenz zurück, wo der Großherzog fünf Millionen Scudi Privatvermögen vergessen hatte, die die Regierung mit Beschlag belegte. So war der Thron erledigt. Niemand hatte ihn dazu gezwungen, niemand tat ihnen etwas, als die Reisenden durch Florenz fuhren.

Daß der altersschwache, gutmütige und des Regierens müde Großherzog so aller Tatkraft bar war, ist nicht zu verwundern. Daß aber der junge Erbgroßherzog im Alter von dreiundzwanzig Jahren gar nichts tat, um den Thron seiner Väter und alle diejenigen zu verteidigen, welche demselben in Treue anhingen, das ist unbegreiflich. Er hat aber durch diese seine Untätigkeit den Thron auf immer verwirkt.*)

*) Großherzog Leopold II. sollte durch eine Volkserhebung im April 1859 gezwungen werden, sich dem Königreich Sardinien im Kampfe gegen Österreich anzu-

Unser Königspaar war sehr betrübt über die Katastrophe des toscanischen Thrones.

Das Osterfest in Rom. Das Osterfest verlief in Rom in der üblichen glänzenden Weise. Am Gründonnerstage verfluchte der Papst vom Balkon der Laterankirche herab alle Ketzer, und am Ostersonntage segnete er vom Balkon der Petrikirche die zahllose Menge, welche auf dem Platze versammelt war.

An einem der großen Feiertage ward das Feuerwerk auf der Piazza del Popolo und dem Monte Pincio abgebrannt. Dies Schauspiel war in der Tat großartig. Es begann damit, daß eine feurige Taube vom Monte Pincio auf den in der Mitte der Piazza del Popolo stehenden Obelisken zugeflogen kam, von wo aus zwölf gleiche Tauben strahlenförmig auseinander nach den Grenzen des Platzes flogen, wieder nach dem Obelisken zurückkehrten, und dann flog die erste feurige Taube vom Obelisken nach dem Monte Pincio zurück. Dann folgten verschiedene pyrotechnische Vorstellungen, die sich alle durch ihre Massenhaftigkeit hervortaten. Endlich bildete die sogenannte Girandola die Krone des Ganzen. Sechstausend Raketen erhoben sich auf einmal von dem Monte Pincio und fuhren in die Lüfte, dort, niederfallend, sich nach allen Seiten ausbreitend. Im Fallen aber platzten sie und lösten sich in unzählige bengalische Sterne auf. Das ganze Feuerwerk währte kaum eine Viertelstunde. Der König mit Gefolge sah das Schauspiel von einer dem Monte Pincio gegenüber für ihn errichteten Loge aus. Den anderen großen Feiertag fand die Beleuchtung der Peterskirche statt. Um dreiviertel zehn Uhr wird da die ganze Front der Peterskirche von vielen Tausenden von rötlichen Flammen beleuchtet, so daß sich die gesamten architektonischen Linien des mächtigen Baus durch ein Flammenmeer kennzeichnen. Sogar oben auf der Kuppel, 550 Fuß über dem Pflaster, leuchtet das Kreuz in dem Feuer der angebrachten Flammen. Mit dem Glockenschlage zehn verwandeln sich die rötlichen Flammen in blendend weiße. Es sind viele hundert Arbeiter gleichzeitig tätig, um mit dem Glockenschlage die Umänderung der Beleuchtung zuwege zu bringen.

Für das Kreuz oben auf der Kuppel sorgt ein besonders ausgesuchter schwindelfreier Mann. Er muß über den Knopf, der oben auf der Turmspitze sitzt, und der von unten wie ein Stecknadelknopf aussieht, in der Tat aber so groß ist, daß sechs Personen in seinem Innern speisen können,

---

schließen, während er diesem gegenüber sich zur Neutralität verpflichtet hatte; er verließ deshalb am 27. April seine Staaten, entsagte am 21. Juli zugunsten seines Sohnes Ferdinand IV. der Regierung, ging nach Österreich und starb am 29. Januar 1870 auf Schloß Brandeis in Böhmen.

von außen auf Leitern zum Fuß des Kreuzes hinaufsteigen, um die nötigen Arbeiten zu verrichten. Für den Fall, daß er vom Schwindel erfaßt wird und hinabstürzt, ist gesorgt. Er empfängt vor dem Hinaufsteigen die Sterbesakramente. Derselbe Mann hatte siebzehn Jahre hintereinander die Flammen am Kreuze angesteckt. Er hatte also siebzehnmal die letzte Ölung empfangen. Ein Widerspruch in sich, denn es kann doch nur eine dieser Ölungen die letzte gewesen sein.

Priesterdiner. Am achtundzwanzigsten April vermählte sich daheim meine jüngste Schwester mit dem Grafen Erbach-Fürstenau. Ich war sehr betrübt, diesem Akt nicht beiwohnen zu können. Mein Vetter, der jetzige Kardinal Gustav zu Hohenlohe, war so freundlich, mich an diesem Tage nach dem Vatican zum Essen einzuladen, damit ich doch wenigstens mit einem Verwandten zusammen auf das Wohl meiner Schwester trinken könnte. Dies war eines der originellsten Diners, die ich je erlebt habe. Außer mir waren geladen der General des Benediktinerordens, der General des Dominikanerordens, der bekannte Pater Theiner, und der Großinquisitor. Die hohen Würdenträger fasteten, und ich erhielt nur Fastenspeisen. Alles Fleisch und alle Butter war vermieden. Statt der Butter war Öl angewendet. An Stelle des ersten Fleisches und des Bratens glänzten riesenhafte Fische auf den Schüsseln. Fischkoteletten verzierten die Gemüse. Die Ordnung und Zahl der Gänge gab aber sonst keinem vorgeschriebenen Gebrauch bei einem großen diplomatischen Diner etwas nach. Die Weine waren ausgesucht. Diese Umstände und die Wohlbeleibtheit der Ordensgenerale und besonders des Großinquisitors bewiesen mir, daß mit dem Fasten nicht immer eine Entbehrung verbunden ist.

Bei Tische war die Gesellschaft äußerst heiter und erzählte sich tausend Schnurren. Nach dem Essen aber setzte sich der kleine, rotbackige, kugelrunde Großinquisitor an den Flügel und ließ seine kurzen, dicken, wurstartigen Finger mit überraschender Fertigkeit auf den Tasten herumrasen. Er spielte in der Tat meisterhaft, künstlergleich. Was mich aber noch mehr überraschte, war die Auswahl, die er in der Musik traf. Ich hörte nur Straußsche Walzer, Polkas und andere lustige Weisen. Dann setzten wir uns an den Kamin und schwatzten.

Unwillkürlich nahm das Gespräch die Wendung auf meine Eigenschaft als Ketzer oder verlorene Seele. Ich hatte mich, obgleich ich nur Major war, gegen zwei Generale und einen Großinquisitor zu wehren, und zwar auf einem Gebiet, das nicht mein Beruf war, und in der italienischen Sprache, die ich nur radebrechte. Da ward ich natürlich mit meiner Theologie und Rhetorik in die Enge getrieben. Es erfaßte

mich ein Grausen bei dem Gedanken, der kleine, dicke Großinquisitor werde mich bei dem Klange seiner Straußschen Walzer foltern lassen, und einen Augenblick, wo die Türe unbewacht war, entwischte ich und besuchte das Ballett im Teatro Armonia, welches nach Ostern wieder eröffnet war.

Von Rom nach Ancona. Die Rückreise von Rom erfolgte zu Lande bis Ancona. Unterdessen fuhr der „Rurick" um den Stiefel herum nach Ancona, um uns von dort nach Triest über das Adriatische Meer zu führen, denn mittlerweile war der Krieg durch den Einmarsch Gyulays in die Lomellina begonnen, und die Eisenbahnen des Lombardisch-Venetianischen Königreichs dienten nur noch für Truppentransporte. Vor uns hatten schon viele Deutsche Rom in der Richtung von Ancona verlassen.

Wir reisten wieder in kleinen Tagereisen und nahmen Nachtquartier in Terni, Perugia und Macerata. In Terni sahen wir die berühmten Wasserfälle. Zwischen Perugia und Macerata überschritten wir die Hauptkette des Apennin. Dort oben herrschte deutsche Luft und deutsches Klima wie deutsche Vegetation. Unsere Augen waren so übersättigt durch das blendende Licht und die roten, blauen und goldgelben Farben des italienischen Himmels und der südlichen Vegetation, daß wir das Grün der deutschen Eichen und Buchen, das oben auf dem Apennin sich eben in der vollen Frische des Frühlings entfaltete, alle mit Jubel begrüßten. Der Mensch ist darin eigen. Das Heimatliche zieht ihn doch immer wieder mächtig an und erfreut sein Herz, wenn er es lange entbehrt hat. So ging es auch uns, und am Abend in Macerata war alles glücklich, wieder saftiges Grün gesehen zu haben.

Loreto. Auf der Reise von Macerata nach Ancona fuhren wir durch Loreto, wo umgespannt wurde. Dort wölbt sich eine große Kathedrale über einer kleinen Holzhütte. In dieser Holzhütte hat die Jungfrau Maria gewohnt. Als sie im gelobten Lande gefährdet war, haben sie Engel nach der Gegend von Aquileja durch die Lüfte getragen, und als Attila Aquileja bedrohte, erfaßten die Engel wieder diese Hütte und setzten sie in Loreto nieder. Ich erzähle, was mir gesagt wurde, denn ich war nicht dabei. Es darf aber nicht daran gezweifelt werden, denn zahllose Pilger wallfahrten nach Loreto und verrichten ihre Andacht bei der Holzhütte der Jungfrau, und eine unabsehbare Schar von Bettlern mit ekelhaft verkrüppelten Gliedmaßen, die sie den Andächtigen vor die beleidigte Nase halten, plündern die Pilger aus.

Als der König die Kathedrale betrat, sammelte sich die Schar von Tausenden solcher Bettler vor den Toren, wo die zur Weiterreise bereit-

stehenden Wagen hielten. Nachdem die Majestäten die Sehenswürdigkeiten der Kathedrale betrachtet hatten, war es schwer, sich durch diese Bettlermasse einen Weg zu den Wagen zu bahnen. Am Wagen angekommen, aber befahl der König, noch erst Geld unter das arme Volk zu werfen. Der Leibjäger hatte zu diesem Zweck immer ein Säckchen mit Kupfermünzen bei sich. Ein zweites Säckchen mit Silbermünzen aber sollte nur gebraucht werden, wenn der König eigenhändig Almosen austeilte. Als der König Geld zu geben befahl, warfen der Leibjäger und ich Hände voll Kupfermünzen weit weg vom König und vom Wagen. Die Masse der Bettler stürzte sich darüber her, balgte und prügelte sich darum, und der Wagen des Königs ward frei, und er hätte einsteigen können. Die Szene amüsierte aber den König, und er verlangte selbst nach Geld, um es eigenhändig unter das Volk zu werfen. Bei seiner Kurzsichtigkeit warf er aber unglücklich, und die Silbermünzen fielen teils dahin, wo die Gräfin Dönhoff stand, teils unter den Wagen und die Pferde. Der Anblick von Silber machte die geldgierige Masse rasend. Sie stürzte sich darüber her, und bald ward die Gräfin Dönhoff umgerannt und stürzte mit Geschrei zu Boden. Anderes Volk lag, sich balgend, unter den Rädern und unter den Pferden. Dann sah die Bettlermasse den Beutel mit Silbermünzen in der Hand des Königs und drängte tobend und schreiend mit vorgestreckten Händen auf den König zu. Dadurch wurde dieser, und mit ihm der Leibjäger und ich, gegen den Wagen gedrückt. Jetzt galt es, den König frei zu machen, und wir beide arbeiteten mit den Fäusten auf die Anstürmenden. Nachdem die Vordersten vor einigen auf die Nase treffenden festen Faustschlägen zurückwichen, suchte ich mir die Nachdrängenden zum Zielpunkte aus, um auch diese zum Zurückweichen zu veranlassen, indem ich zwischen der vordersten Reihe durchlangte. Da sah ich ein dickes, feistes Gesicht sich nach vorn auf den König zu durcharbeiten. Ich war, im Feuereifer, in dem ich mich befand, eben im Begriff, auch diesem feisten Gesicht die Nase blutig zu schlagen, als ich noch rechtzeitig erkannte, daß es dem Delegaten von Loreto gehörte. Dieser hatte die Lage des Königs gesehen und arbeitete sich ebenfalls mit den Fäusten durch die Menge, um den König aus der Verlegenheit zu befreien. Aber er war auch nicht viel besser als seine Bettler. Als der König, befreit von dem Andrange, den Wagen bestieg, bettelte der Delegat den König um einen Orden an, obgleich er den Rang eines Bischofs hatte. In Italien bettelte eben damals alles.

In Ancona. Bei unserer Ankunft in Ancona fanden wir alles überfüllt von den flüchtigen Deutschen, welche Rom verlassen hatten und nicht weiter konnten, denn die regelmäßige Dampfschiffahrt des Triester Lloyd zwischen Ancona und Triest war eingestellt, weil der Krieg begonnen

hatte und man die sardinisch-französische Flotte täglich im Adriatischen Meere erwartete, wo sie die österreichischen Lloyddampfer gekapert haben würde.

Der „Rurick" lag in Ancona vor Anker. Aber er konnte nicht das ganze Gefolge des Königspaares aufnehmen, denn außer denen, die von Neapel nach Rom darauf gereist waren, sollte noch das ganze Hauspersonal mit fortgeschafft werden, welches bei der neapolitanischen Reise im Palazzo Caffarelli in Rom zurückgelassen worden war, auch konnten die Wagen nicht alle auf den „Rurick" gebracht werden. Es wurde per Telegraph in Triest der Dampfer „Adria" gemietet, aber die Dampfschiffahrtgesellschaft gab ihn nur her unter der Bedingung, daß der König für den Verlust aufkäme, wenn die „Adria" gekapert würde. Da das Schiff auf eine halbe Million an Wert angegeben wurde, so beschloß der König, es durch den neutralen „Rurick" schützen zu lassen und übernahm die Garantie. Nachdem ein so großes Passagierschiff einmal gemietet war, befahl der König, alle in Ancona anwesenden, aus Rom flüchtenden Deutschen sollten ebenfalls auf der „Adria" mitgenommen werden, wenn sie nach Triest fahren wollten. Dadurch ward die „Adria" so überfüllt, daß sie noch ein Segelschiff ans Schlepptau nehmen mußte, auf das einige Wagen verladen wurden.

Ehe wir Ancona verließen, sah ich noch einen alten Bekannten aus Wien, den Hauptmann Kopfinger, der als Generalstabsoffizier bei der österreichischen Brigade in Ancona stand.

Mit ihm hatte ich eine längere Unterredung über die Aussichten, welche Österreich in diesem Kriege habe. Er war voller Zuversicht. Meine Bedenken über die Befähigung von Gyulay zum Oberkommando, die ich auf seine (Kopfingers) eigene Ansichten stützte, suchte er dadurch zu widerlegen, oder doch zu entkräften, daß er den bedeutenden Geist des Obersten Kuhn hervorhob, welcher Chef des Generalstabes des Grafen Gyulay war. Ich konnte meine Besorgnis nicht unterdrücken, daß ein aus so entgegengesetzten Geistern zusammengesetztes Hauptquartier Widersprüche hervorrufen müsse, aber er meinte, gerade diese beiden Männer ergänzten sich sehr glücklich.

Von Ancona nach Triest. Am Abend des sechsten Mai bestiegen wir den „Rurick". Die Fahrt von Ancona nach Triest dauert gewöhnlich nur sechs bis acht Stunden. Der „Rurick" konnte eine noch größere Geschwindigkeit annehmen. Aber das lag nicht in der Absicht, denn der König sollte sich abends auf dem Dampfer zu Bett legen und in Triest früh zu gewohnter Zeit aufstehen können. Auch befahl der König, der „Rurick" dürfe nicht schneller fahren als die „Adria", denn diese solle im Notfalle gegen französisch-sardinische Schiffe geschützt werden.

Als wir die Anker lichteten, herrschte eine absolute Windstille. Ein unheimlicher Dunst lag auf dem Meere. Die Sonne ging blutigrot unter. Die „Adria“ folgte uns, aber das Schiff an ihrem Schlepptau verlangsamte ihre Fahrt bedeutend, und wir kamen noch weniger schnell von der Stelle, als man gerechnet hatte. Kapitän Bajennoff bat um Erlaubnis, mehr Dampf geben zu dürfen, aber der König bestand fest darauf, daß der „Rurick“ mit der „Adria“ gleiche Höhe halten sollte.

Noch einmal bat Bajennoff, schneller fahren zu dürfen. Er wies auf den dunstigen Sonnenuntergang und auf die absolute, unheimliche Windstille. Beides deute auf einen nahen Sturm. Er glaube, derselbe werde bald nach Mitternacht eintreten. Bis dahin hoffte er mit dem „Rurick“ den schützenden Hafen von Triest erreichen zu können. Der König könne ja dort im Hafen bis zum Morgen unbehelligt schlafen. Aber der König wurde sehr ärgerlich, als ich nochmals mit Bajennoffs Bitte kam und wies mich ab. Dann verließ er nach genossenem Tee das offene Deck und begab sich zur Ruhe.

Ich saß noch in der schönen, warmen Nacht lange mit Bajennoff, der mir von seinem Leben erzählte und trank mit ihm Grog auf das Wohl seiner jungen Frau, von der er mir erzählte, und die er bald wieder zu sehen hoffte, denn dies sollte seine letzte Seefahrt sein, dann wollte er den Dienst verlassen. In der zwölften Stunde begab auch ich mich zur Ruhe in meine Kabine.

Ich schlief sehr fest und träumte von Krieg und Kanonendonner, den ich deutlich vernahm. Endlich erwachte ich, aber der Donner blieb hörbar, er war kein Traum gewesen. Ein fahles Morgenlicht, das sich manchmal verdunkelte, stahl sich zur Schiffsluke herein, die meine Kabine erhellte. Es rollte und tobte fortwährend um mich herum und über mir, als ob die Kanonen des Schiffs auf Deck hin und her fuhren. Ich stand auf, oder besser ich versuchte, aufzustehen, denn kaum stand ich auf meinen Füßen, so lag ich schon auf der Diele. Alles, was an Nägeln hing, schwankte hin und her. Dabei fühlte ich mich sehr unbehaglich, und die Luft der Kabine bedrückte mich. Ich erinnerte mich des gleichen Gefühls auf meiner Fahrt von Wangeroog nach Helgoland, ehe die Seekrankheit zur Explosion kam. Also sehnte ich mich nach frischer Luft. Indem ich mich rechts oder links anklammerte, gelang es mir, meinen Anzug instandzusetzen und zu vollenden, und dann kletterte ich auf Deck.

Welch ein Anblick! Auf Deck waren nur wenige Personen, und von diesen wenigen verschwanden die meisten nach kurzem Aufenthalt. Die Luft heulte durch die Masten und Rahen, daß man sein eigenes Wort schwer verstand. Das Meer war mit einem dicken Schaum bedeckt, der in horizontaler Richtung, uns gerade entgegen, über die Fläche fort mit

rasender Eile flog und die Meeresfläche so dem Blicke entzog, daß man die Wellen nicht sehen konnte. Aber man hörte und fühlte sie. Denn sie donnerten mit entsetzlichem Gepolter gegen die Wände des Schiffes, und dessen vorderste Spitze hob sich bald himmelan, bald senkte sie sich majestätisch, als ob sie sich in die Tiefe des Meeres hineinbohren wollte. Das hintere Ende des Schiffes machte die entgegengesetzte Bewegung. Es war Sturm, wie der Kapitän vorhergesagt hatte. Dennoch sagte man, es sei erst dreiviertel Bora.

Es dauerte eine Weile, bis es mir gelang, auf Deck zu stehen oder mich zu bewegen. Mein Unbehagen bekämpfte ich durch eine Tasse schwarzen Kaffees. Dann sah ich nach dem Könige, als ich sicher war, vor ihm erscheinen zu können. Er litt nicht an der Seekrankheit, aber er war sehr mißgestimmt über den Sturm. Er schien sich auch zu ängstigen, denn seine Nerven waren nicht mehr stark. Ich fragte nach der Königin. Sie lag ganz leidend in ihrer Kajüte. Alle Hofdamen und Kammerfrauen litten, wie sie und konnten ihr nicht viel helfen. Auch die meisten Diener lagen seekrank und unbeweglich. Ein einziger Kammerdiener war imstande, die Königin zu bedienen. Der König kam manchmal heraus, aber der Sturm war so unbehaglich, daß er sich immer bald wieder zurückzog. Endlich verschwanden alle Passagiere vom Deck, und auch dreiviertel der Schiffsmannschaft war seekrank.

Ich blieb mit Bajennoff allein auf dem Deck, denn ich fühlte, daß mich nur die frische Luft wohl erhielt, daß ich aber da unten im stickigen Schiffsraum seekrank werden würde. Der Sturm nahm zwar an Heftigkeit eher zu als ab, aber um so frischer war die feuchte Luft, die mich erquickte.

Schelmisch lächelnd trat Bajennoff auf mich zu und sagte: „Es ärgert mich, daß Sie noch auf den Beinen sind. Wann werden Sie sich denn legen?“ Und als ich ihm sagte, mir sei wieder ganz wohl in der frischen Seeluft, sagte er: „Wenn Sie ganz sicher sind, tanzen Sie doch Polka.“ Ich forderte ihn auf, es mir erst vorzumachen. Und richtig, er tanzte Polka auf dem schwankenden Schiffe. Ich versuchte es, nachzumachen, und nachdem ich zu seinem Ergötzen mehrere Male hingefallen war, gelang es mir auch. Dann faßten wir uns unter und tanzten miteinander, um die Zeit zu vertreiben. Eine andere Belustigung war die, auf dem äußersten Hinterdeck zu balanzieren, wo die Auf- und Abbewegung am heftigsten war. Wir wurden dort so heftig in die Höhe geworfen, daß wir, wenn der Schiffsteil sich wieder senkte, wohl ein bis zwei Fuß vom Deck in die Höhe flogen. Dann galt es wieder auf Deck auf die Füße zu kommen, ohne hinzufallen.

Die Königin sagte mir später scherzend in Triest, sie sei sehr böse auf mich gewesen, denn auf ihre Frage, ob der Sturm noch nicht nach-

ließe, habe der Kammerdiener gemeldet, es stürme ärger denn je, auf Deck sei niemand, außer dem Kapitän und mir, die zusammen Polka tanzten. Da habe sie sich geärgert, daß ich noch Polka tanzen könnte, während sie so seekrank sei.

Bajennoff verlor dabei seine Fahrt nicht aus den Augen. „O wehe!", sagte er mit einem Male, nach rückwärts schauend, „die »Adria« kann nicht mehr von der Stelle, sondern wird durch den Sturm rückwärts getrieben, sie wird das Schiff loslassen müssen, das sie schleppt." In der Tat, bald darauf kappte man das Tau, welches das zweite Schiff schleppte, und unter entsetzlichen Kapriolen verschwand dieses in dem durch den hochaufgetriebenen Meeresschaum und den dichten Regen gebildeten Schleier. Es war ein recht ungemütlicher Augenblick. Ich glaubte nicht anders, als daß die dort verladenen Wagen und die begleitenden Diener sicher untergehen müßten. Bajennoff bestritt die Möglichkeit nicht, wenn sich das unglückliche Schiff nicht rechtzeitig zum Gebrauch seiner Segel fertig gemacht und nicht einen ganz vortrefflichen Steuermann an Bord habe.

Nachdem sich die „Adria" von diesem Hemmschuh befreit hatte, kam sie schneller von der Stelle, und der „Rurick" konnte ebenfalls mehr Dampf geben. Gegen Mittag kam Triest in Sicht. Dann schützten die mächtigen Felsen des Kars vor dem Nordsturm, und das Schwanken des Schiffs ward geringer, dann spottete es der Bewegung der Wellen ganz und fuhr majestätisch in den Hafen ein, um seine Anker da zu werfen, wo die Kriegsschiffe halten. Alle Schiffe und Häuser des Hafens flaggten zum Gruß mit der preußischen Flagge, aber kein Boot kam heraus, um den König zu begrüßen. Auch der „Rurick" setzte keine Boote aus. Es war unmöglich, in solchem Sturm ein Ruderboot auszusetzen. Die „Adria" aber hatte geringeren Tiefgang und fuhr an uns vorbei an ihre Landungsbrücke, wo sie ihren Inhalt absetzte.

Auf Befragen zuckte Bajennoff mit den Achseln und meinte, er müsse abwarten, bis der Sturm sich lege, ehe er wagen könne, den König im Boote auszusetzen. Für den König war keine Küche an Bord, denn man hatte ja darauf gerechnet, früh in Triest aufzuwachen. Er mußte sich zu Mittag mit der Küche des Schiffs begnügen. Man sagte, die Bora hielte gewöhnlich drei Tage an, und es war die wenig tröstliche Aussicht vorhanden, noch zwei Tage angesichts von Triest im Sturm auf dem Kriegsdampfer das Ausschiffen abwarten zu müssen. Darüber geriet der König in eine sich steigernde Aufregung, welche die Ärzte für gefährlich erklärten. Man drang in den Schiffskapitän, der die Seekarten studierte und endlich erklärte, er könne versuchen, näher an den Hafen heranzufahren, aber er liefe Gefahr, „aufzulaufen". Daraufhin wagte er es, und es gelang mit

einem Manöver, von dem ich zwar nichts verstanden habe, das aber die österreichischen Seeoffiziere im Hafen als ein sehr gewagtes und gewandtes bewunderten. Um sechs Uhr abends wurden wir ans Land gesetzt und begaben uns ins Hotel.

Auf der „Adria" war es noch viel bunter hergegangen, als auf dem „Rurick". Die vielen Passagiere hatten jeden Augenblick vom Sturm verschlungen zu werden geglaubt, und entsetzliche Szenen der Verzweiflung aufgeführt. Die alte achtzigjährige Gräfin Colloredo hatte ihr Testament gemacht, ohne zu bedenken, daß es mit dem Schiffe untergehen würde. Mitten in dem Schrecken hatte der kleine Graf Asmaszy viel Lachen erregt, als er entsetzt auf Deck sprang und rief: „Ach Gott, ach Gott, da unten hält der Herr Kaplan meiner Mama den Kopf." Es war schließlich alles gut abgelaufen, und wir gaben uns der Heiterkeit hin, besonders, da am anderen Morgen Windstille eintrat, und das abgekappte Transportschiff durch telegraphische Erkundigung im Hafen von Pola ermittelt und glücklich nach Triest geholt worden war.

Nur ein Umstand stimmte uns alle trübe. Unser guter Dr. Böger war schon in den letzten Tagen in Rom nicht wohl gewesen. Von Tag zu Tag war er unterwegs elender geworden. Die Seefahrt hatte seinen Zustand nicht gebessert. In Triest wurde der Typhus bei ihm festgestellt. Es war ein Glück, daß er dem bereits schädlichen italienischen Klima entführt war. In Triest blieb er zurück, aber er erholte sich dort und kam nach einigen Wochen nach Berlin nach.

Der „Rurick" ward mit wahrhaft Königlichen Geschenken entlassen. Der Kapitän erhielt einen Orden und eine Dose in Brillanten. Alle zweiundzwanzig Offiziere erhielten Geschenke, der letzte Fähnrich eine goldene Uhr und die Mannschaft drei- oder vierhundert Dukaten.

Während der ganzen Reise war der König mit großer Freigebigkeit aufgetreten. Wenn er in irgend einem geschlossenen Garten, sei es Doria Pamfili oder dem Vaticansgarten usw. spazieren ging, erhielt der Portier mindestens einen Napoleon Trinkgeld für das Aufschließen, ebenso die Custodi in den Kirchen. An Kunstgegenständen hatte er die Summe von vierzigtausend Talern ausgesetzt, um dafür von deutschen Künstlern in Rom Werke zu kaufen. Nur von einem Italiener, Tenerani, kaufte er etwas, nämlich den Auferstehungsengel für sein Grab in der Friedenskirche zu Sanssouci. Er überschritt die Summe um etwa tausend Taler. Trotz aller dieser Ausgaben hat er, wie ich schon früher einmal bemerkte, seinen gewöhnlichen Ausgabevoranschlag nicht überschritten, weil die Ausgaben für die ganze Hofhaltung in Berlin und Potsdam ausfielen, und weil Graf Keller auch in Rom eine wohlorganisierte Kontrolle walten ließ. — Man sieht, wie unbegründet das damals in Berlin verbreitete

böswillige Gerücht war, mit dem ich in Berlin empfangen wurde, der König habe auf der italienischen Reise fünf Millionen Schulden gemacht. Jedenfalls ist niemand zu finden, der sie hat bezahlen müssen.

Wien. In Triest wurde einen Tag geruht. Dort übernahm es die Königin, den König von den Veränderungen zu unterrichten, die während seiner Abwesenheit in Berlin vor sich gegangen waren. Die Entlassung des Ministeriums Manteuffel regte den König nicht so sehr auf, wie es die Königin gefürchtet hatte. Der König sagte nur von seinen früheren Ministern: „Haben sie etwas getan? Was denn?"

Von den neuen Ministern ließ er sich jeden einzelnen nennen. Daß der Fürst von Hohenzollern die Stellung als Ministerpräsident angenommen, freute ihn sehr. Von Schleinitz als Minister des Auswärtigen meinte er: „Das wird nicht gehen", von Schwerin: „Der kann's nicht, das haben wir ja gesehen". Gegen die anderen hatte er nichts einzuwenden.

Weiter wurde dem König der im Laufe des Winters erfolgte Tod des Oberstkämmerers, Feldmarschalls Grafen zu Dohna, des alten Humboldt und des Grafen Arnim (meines früheren Chefs) mitgeteilt. Diese Verluste bewegten den König bis zu Tränen, und er vergaß darüber die Ministerwechsel.

Die Reise nach Wien ward in kleinen Tagereisen fortgesetzt. Die Nachtquartiere waren Laibach und Graz. Fast auf jeder Station begegnete unser Extrazug österreichischen Truppen-Transportzügen, welche von unermeßlichem Jubel und nationalen Liedern erklangen.

Wenn die österreichischen Soldaten erfuhren, daß unser Zug den König von Preußen enthielt, da brachten sie ihm donnernde Hochs, denn sie erwarteten, er fahre nur nach der Heimat, um Österreich beizustehen.

In Wien wohnte der König im preußischen Gesandtschaftshotel. Hier blieb er zwei Tage. Der General v. Willisen war mit dem Major v. Rameke in außerordentlicher Mission in Wien, um die Unterhandlungen wegen eines tätigen Eingreifens Preußens mit der österreichischen Regierung zu führen.

Hier erfuhr ich zuerst, in wie leichtsinniger Weise Österreich im April den Krieg begonnen hatte. Man hatte aus Wien den Erzherzog Albrecht nach Berlin gesandt, um über ein enges Bündnis mit Preußen zu unterhandeln. Die Unterhandlungen waren persönlich zwischen dem Erzherzog und dem Regenten geführt und zu dem Abschluß gekommen, daß Preußen an Frankreich ein Ultimatum stellen solle; im Falle der Ablehnung dieses Ultimatums sollten, sobald Preußen mobil gemacht haben

werde, Österreich und Preußen den Krieg gleichzeitig erklären.*) Am Tage der Unterzeichnung dieses Vertrages reiste der Erzherzog von Berlin ab, und bei der Abschiedsumarmung auf dem Bahnhofe sagte der Regent dem Erzherzog: „Nun, denke ich, fällt kein Schuß in Europa." An demselben Tage begann Österreich den Krieg einseitig, gegen die ausdrückliche Bestimmung des Vertrages mit Preußen, indem die österreichische Armee den Ticino überschritt.

Man glaubte in Österreich, Preußen sei zu weit gegangen, um nicht mitschlagen zu brauchen. Auf der anderen Seite wollte man Preußen nicht als eine gleichberechtigte Macht anerkennen, sondern, indem man es mit sich fortriß, statt sich an die Verträge zu binden, wie einen Vasallenstaat behandeln. Auf diese Weise hofften die Lenker des österreichischen Staates sowohl gegen Frankreich das Übergewicht zu gewinnen, als auch in Deutschland als die einzige gebietende Macht aufzutreten, also zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen. Aber sie setzten sich zwischen zwei Stühle. Zurzeit ward Willisen in Wien noch mit großer Wegwerfung behandelt. Man verlangte von Preußen die tätige Hilfe, zu der es unter der Voraussetzung verpflichtet war, daß man dessen diplomatische Dazwischenkunft erwartet haben werde, obgleich man eben diese Bedingung nicht erfüllt hatte. Preußen fühlte natürlich nun keinen Beruf, die Armee mobil zu machen. Es war dasselbe Spiel, mit welchem 1854 Preußen von Österreich zurzeit des Krimkrieges vor den Kopf gestoßen worden war.

Heimkehr. Am dreizehnten Mai setzte der König die Rückreise nach Berlin fort. Ich konnte ihn leider nicht begleiten, denn ich war in der Nacht vor der Abreise lebensgefährlich an der roten Ruhr erkrankt. Meine zähe Natur überwand die Krankheit und die schädlichen Mittel, die mir der herbeigerufene österreichische Arzt gab, und die ich, als ich aus dem Fieberwahn wieder zu mir kam, fortwarf. Stattdessen entfloh ich, sobald meine Kräfte es gestatteten, gegen den Protest der Wiener Mediziner, bald dem Wiener Klima und der Wiener Heilkunde und reiste nach Berlin nach, wo ich bald genas.

*) Erzherzog Albrecht zeigte in Berlin die Absicht Österreichs an, ein Ultimatum nach Turin zu senden, um dort unverzüglich die Abrüstung zu verlangen, andernfalls sie mit Waffengewalt erzwungen werden würde. Sollte Frankreich alsdann den Piemontesen zu Hilfe kommen, so rechne man in Wien auf preußische Hilfe. Der Prinz-Regent sagte diese nur in dem Falle zu, daß Napoleon die Verträge breche, deutsches Bundesgebiet verletze oder die Neutralität der Schweiz oder Savoyens bedrohe. Ein Vertrag wurde nicht geschlossen.

6. In der Heimat bis zum Ende.

Des Königs Lebensweise.

Der König hatte in Charlottenburg Wohnung genommen, verlegte aber sein Hoflager bald nach Sanssouci. Die alte Reihenfolge des Dienstes, den wir vier Flügeladjutanten immer auf je drei Tage übernahmen, trat wieder ein, und ich benutzte die ersten neun freien Tage, um meine Schwester in ihrer neuen Heimat im Odenwalde, die zweiten, um meine Eltern wiederzusehen.

Der König interessiert sich für den Krieg. Der König nahm einen lebhaften Anteil an dem Gang des Krieges zwischen Österreich und Frankreich. Die große österreichische Armee, welche den Ticino bereits im April überschritten hatte, stand den ganzen Mai über untätig in der Lomellina, und statt die sardinischen Streitkräfte schnell zu vernichten, wartete sie ruhig ab, bis Napoleon teils über den Mont Cenis, teils zur See über Genua die große französische Armee herangeführt hatte. Die Regierung aber sandte den alten Feldmarschall Fürst Alfred Windischgrätz nach Berlin, um durch einen neuen Vertrag die Hilfe Preußens zu gewinnen. Der König ward ungeduldig und konnte es gar nicht erwarten, bis wir die Feindseligkeiten gegen Frankreich eröffnet hätten.

Einführung gezogener Geschütze. Im Laufe des Juni wurde die Armee mobil gemacht und dann in der Richtung auf die französische Grenze zu in Bewegung gesetzt. In dieser Zeit ordnete auch der Regent die Einführung gezogener Feldgeschütze an. Der Generalinspekteur der Artillerie v. Hahn war bekanntlich ein großer Feind der gezogenen Geschütze. Als die Versuche in Schweidnitz so glänzende Resultate der gezogenen Geschütze lieferten, hatte im Dezember 1857 eine Kabinetts-Ordre die Einführung gezogener Sechs-, Zwölf- und Vierundzwanzigpfünder in der Festungs- und Belagerungsartillerie angeordnet. General v. Hahn hatte diese Kabinetts-Ordre mit einer Verfügung begleitet, wonach die Versuche mit gezogenen Geschützen nunmehr als abgeschlossen zu betrachten seien und auf eine Konstruktion eines gezogenen Feldgeschützes verzichtet werden solle. Dennoch hatte General Enke in aller Stille mit den geringen Mitteln, welche die Ersparnisse der Artillerie-Prüfungs-Kommission lieferten, Versuche mit gezogenen Feldgeschützen machen lassen, während Napoleon in aller Eile mit dem größten Geldaufwande seine sämtlichen Geschütze mit Zügen versehen ließ, um jene große Überlegen-

heit der Artillerie zu erreichen, welche die Schlachten von Magenta und Solferino entschied. Obgleich General v. Hahn bei seiner Behauptung stehen blieb, wir brauchten keine gezogenen Geschütze, uns täten nur gezogene Generale not und sich in diesem Witz sehr gefiel, so ordnete der Regent doch, nachdem er auf dem Schießplatz einem Schießen mit diesen Geschützen beigewohnt hatte, die schleunige Beschaffung von dreihundert solcher Geschütze an.

Jetzt liegen die Kriege von 1866, 1870 und 1871 hinter uns. Es wird niemand so wahnsinnig mehr sein, die glatten Geschütze den gezogenen vorzuziehen. Daß aber eine so bedeutende Verbesserung von dem höchsten damaligen Artilleristen bekämpft worden ist, wird man jetzt auch nicht glauben. Der Regent überwand alle Widersprüche durch seinen eisernen Willen. — In dieser Zeit fragte mich der Regent einmal bei Gelegenheit einer Wasserfahrt nach der Pfaueninsel, bei der er den König begleitete, ob ich die französischen oder die preußischen gezogenen Geschütze für besser halte. Ich antwortete ihm, mit einer Abteilung von vierundzwanzig preußischen Geschützen wolle ich gern den Kampf gegen zweiundsiebzig französische aufnehmen, denn der Erfolg sei mehr als drei zu eins. Der Regent lachte und meinte drohend: „Wenn ich Sie nur einmal beim Worte nehmen könnte.“ Ich erwiderte ihm, daß mir das zur größten Ehre gereichen werde. Es war fast, als ob ich geahnt hätte, daß ich noch einmal Kämpfe in diesen Verhältniszahlen zu bestehen haben würde.

Der Friede von Villafranca. Der Monat Juni verging, die österreichische Armee erlitt die großen Niederlagen von Magenta und Solferino, die preußische Armee zog sich zusammen, um, wenn sie vereinigt wäre, den Krieg zu beginnen. Der Regent hatte, in richtiger Würdigung des Gefühls, das sich der den kranken König pflegenden Adjutanten bemächtigen mußte, wenn sie zurückblieben, mit dem Könige abgemacht, daß zwei der Flügeladjutanten ihn in den Krieg begleiten, die anderen sie nach einiger Zeit ablösen würden. Da erreichte uns die überraschende Kunde, daß der österreichische Kaiser einen Waffenstillstand abgeschlossen habe. Der in Berlin anwesende Feldmarschall Fürst zu Windischgrätz gab sein Ehrenwort darauf, daß nach seinen Kenntnissen und Aufträgen und nach seiner Überzeugung dieser Waffenstillstand keinen anderen Zweck haben könne, als den, der preußischen Armee Zeit zu ihrem Aufmarsch zu gewähren, und dann die Tätigkeit von neuem zu beginnen. Aber vier Tage darauf erfolgte der Friede von Villafranca, und Kaiser Franz Joseph kündigte seiner Armee in einer Proklamation an, er habe diesen Frieden geschlossen, weil er von seinen natürlichen Bundesgenossen im Stiche gelassen sei. Er gebe die Lombardei auf, es seien ihm aber andere Entschädigungen zugesagt.

Die erste Nachricht von dem Frieden von Villafranca erhielt ich, als ich mit dem Könige im Garten von Sanssouci in der Nähe des Neuen Palais spazieren ging. Der Prinzregent kam an den König heran und meldete ihm mit Tränen in den Augen den unglücklichen Friedensschluß. Der König hatte bisher so große Teilnahme an dem nahe bevorstehenden Kampfe gezeigt, daß er durch diese Anregung zuweilen so lebhaft ward, wie in gesunden Tagen. Aber diesmal sagte er dem Regenten ganz kurz in gleichgültigem Tone, er verstehe das gar nicht, und ging in das Neue Palais hinein, die alte Frau v. Berg zu besuchen, welche in ihrer Jugend Hofdame bei der Königin Luise gewesen war. Der Prinzregent hielt mich noch fest, um mir das Ereignis für die Königin mitzuteilen, da der König so wenig darauf zu achten schien, daß er schwerlich der Königin etwas davon erzählen werde.

Als ich dann dem König zur Frau v. Berg gefolgt war, fand ich ihn in der eifrigsten Unterhaltung mit der achtzigjährigen kleinen Dame. Sie zeigte ihm eine Skizze von einer Kindermaskerade aus dem Jahre 1803. Der König hatte, acht Jahre alt, an diesem Maskenball beim Hofmarschall v. Massow teilgenommen und kannte noch jeden einzelnen aus der Skizze heraus, so gut war noch sein Gedächtnis für seine früheste Kindheit. Und für die wichtigsten Ereignisse der Gegenwart hatte er keinen Sinn mehr.

Beschäftigung mit Architektur. In diesem Sommer, vor seiner Erkrankung vom neunten August, beschäftigte sich der König noch viel mit Architektur. Es waren zwei Lieblingsbauten, die ihn bedeutend in Anspruch nahmen.

Das eine war die neue Orangerie von Sanssouci. Fast täglich ging er dorthin und freute sich der Fortschritte und bestimmte die weitere Ausführung.

Ich war einmal dienstlich zugegen, wie er über die Anlage der Terrasse bei einem Widerstreit der Ansichten von Stüler und Lenné förmlich zu Gericht saß. Jeder der Streitenden trug ihm seine Ansicht mit den Gründen vor, und der König entschied schließlich für Stüler, denn Lenné hatte vornehmlich die Schönheit der Gartenanlagen im Auge, Stüler aber wollte nicht, daß die Architektur durch die Gartenanlagen in Schatten gestellt oder versteckt werde.

Der König hat sich noch des fast vollendeten Baus erfreuen können.

Das zweite Projekt ist noch bis heute*) ein Projekt geblieben. Es

*) 1882.

handelte sich um den Neubau des Berliner Doms. Schon in Rom hatte der König immer die Zeichnungen des Doms vor sich liegen; dort und hier in Sanssouci machte er täglich selbst Änderungen an den Zeichnungen und besprach sie mit den Architekten, unter denen Stüler ein gewichtiges Wort sprach. — Es ist nicht wahr, daß Mangel an Geld den Dombau ins Stocken brachte. Man konnte sich auf Grund konfessioneller Streitigkeiten nicht über den Plan einigen. Der König wollte einen Kuppeldom bauen, nach Art der römischen Peterskirche, lediglich für feierlichen Gottesdienst bestimmt, denn er neigte sehr zum anglikanischen, bischöflichen Kultus. Dem widerstrebten aber die lutherischen Grundsätze, welche die Lehre zum Hauptzweck des Gottesdienstes machten, und vor denen ein Dom mit einem so großen Raum, daß darin keine Predigt verstanden werden kann, kein evangelischer Dom war. Sie verlangten die Form der alten christlichen Basilika, welcher der Prinz von Preußen zuneigte. Die Folge dieser Streitigkeiten war, daß nichts entschieden wurde.

Rückfälle.

Erkrankung des Königs am neunten August 1859. Die Aussichten auf Krieg waren geschwunden. Die Armee wurde wieder demobil gemacht und in ihre Garnisonen zurückgesandt. Der Regent ging nach Ems, um dort Brunnen zu trinken, wie ihm von den Ärzten verordnet war. Vor seiner Abreise befahl er, daß der Flügeladjutant vom Dienst ihm jederzeit ausführlichen Bericht über das Befinden des Königs machen sollte.

In diesem Befinden aber trat nun eine trostlose Einförmigkeit ein. Der König machte seine regelmäßigen Ausgänge zu Fuß und zu Wagen und tat in seiner Gesundheit keinen Schritt vor- oder rückwärts. Da wurden unsere Berichte immer einförmiger und einsilbiger.

Eines Tages, es war der achte August, übernahm ich den Dienst in Sanssouci. Auf meine Frage an Treskow, ob er dem Regenten berichtet habe, verneinte er die Frage, denn es sei gar nichts zu berichten gewesen. Der König mache seine täglichen Spaziergänge, esse und trinke und schlafe wie immer, spreche wenig, was solle er berichten? Ich beobachtete den König einen Tag. Am folgenden Morgen, es war Sonntag, ging er zur Kirche (Friedenskirche) zu Fuß herunter. Er war früh merkwürdig frisch. Wenn er einen Soldaten sah, etwa an einem Posten vorbeiging, rückte er sich unbewußt zusammen, schritt stramm und elegant und grüßte militärisch. Die bekannten Damen grüßte er mit gewohnter, galanter Verbeugung. Dennoch erfüllte mich das ewige Einerlei in seinem Leben mit

einer tiefen Wehmut und einem unbestimmten, Unheil vermutenden Vorgefühl. In dieser Stimmung schrieb ich einen Bericht an den Regenten, während der König nach der Kirche vor dem Mittagessen in einem kühlen Saale von Sanssouci ruhte, um die ärgste Mittagshitze zu vermeiden.

Am Abend wurde der Tee an den Ufern des Sees bei der Meierei, in der Nähe des Marmor-Palais, eingenommen. Die Ärzte waren, weil der König sich sehr wohl befand, nach Berlin beurlaubt, Cammerer zu seiner Braut, Böger zu einem Kranken. Wir saßen eine halbe Stunde im Freien am Teetisch, als mit einem Male das Aussehen des Königs sich veränderte. Er wurde blaß und rot. Ich stieß Graf Keller an, der neben mir saß, und dieser sah entsetzt nach dem Könige hin. Die Königin war gerade mit Prinz und Prinzeß Friedrich Wilhelm (später Kaiser und Kaiserin Friedrich) im Gespräch, als sie, durch unsere Blicke aufmerksam gemacht, den neben ihr sitzenden Gemahl ansah: „Liebchen, ist Dir unwohl?", fragte sie zärtlich besorgt. „Ja sehr", sagte der König. Sofort ward die Tafel aufgehoben; man ließ die Wagen anspannen und fuhr nach Sanssouci zurück. Die mit dem letzten Zuge aus Berlin zurückkehrenden Ärzte schritten noch um elf Uhr zu einem Aderlaß, denn bereits war die Besinnungslosigkeit beim Könige eingetreten, und dann schlief der König ruhig.

Den anderen Morgen früh telegraphierte ich dem Regenten, daß ein Aderlaß notwendig geworden. Später hat mir die Großherzogin-Mutter von Schwerin, die Schwester des Königs und des Regenten, erzählt, wie es in Ems zugegangen. „Es war Ihr Glück", sagte sie, „daß Sie am Sonntag geschrieben hatten, sonst wäre ein schweres Unwetter über die Flügeladjutanten gekommen. Früh beim Brunnen erhielt der Regent das Telegramm, das einen Aderlaß meldete. Da erging sich der Regent in allen möglichen Vorwürfen über die nachlässigen Flügeladjutanten, die ihm seit vier Tagen nicht geschrieben hätten, und er wollte Euch alle zur Verantwortung ziehen. Als er aber in die Wohnung kam, fand er Ihren Brief vom Tage zuvor in seinem Zimmer. »Der hat's geahnt!«, sagte er. »Wie wehmütig der Brief lautet!« Somit war der Zorn besänftigt."

Ich habe mir daraus die Lehre gezogen, daß man das Übernommene und seine Pflicht stets auf das genaueste erfüllen muß, auch wenn man den Zweck davon nicht einsieht, denn man hat dann immer die Beruhigung, daß man für alle unberechneten Fälle sicher ist und mit ruhigem Gewissen allen Vorkommnissen entgegensehen kann.

Der Regent unterbrach seine Brunnenkur in Ems und kam mit dem nächsten Zuge nach Sanssouci, wo er wieder wochenlang in dem kleinen

Stübchen wohnte, welches vor zwei Jahren dem Dr. Schönlein zu schlecht für eine Nacht geschienen hatte. Die ganze Königliche Familie kam an und wohnte wieder in der Nähe von Sanssouci, sich den größten Teil des Tages bei der Königin oder in den Vorzimmern, Korridoren usw. aufhaltend. Es war wohl ganz natürlich, daß diese Herrschaften in der Nähe waren, so lange der Tod des Familien- und Landesoberhauptes jeden Augenblick eintreten konnte. Aber für die arme Königin erwuchs daraus eine entsetzliche Last. Wenn sie von dem Bette des schwerkranken Gemahls sich auf kurze Zeit zurückziehen wollte, fand sie keine Ruhe, denn ihr Zimmer war angefüllt von Mitgliedern der Familie, die neues vom Kranken hören wollten, und sie hatte doch nichts Neues zu erzählen, sondern nur das trostlose Alte, daß der König regungslos lag und wenig Speise und Trank einnahm.

Auf einige wenige Tage von Phantasien folgte ein Zustand, der bis zum nächsten Schlaganfall dauernd zu werden versprach. Der König konnte wieder gehen, sprechen und regelmäßig essen und trinken. Aber dieser Zustand erreichte lange nicht mehr den Standpunkt, auf dem sein Begriffs- und Mitteilungsvermögen vor dem Anfall vom neunten August gestanden hatte. Seine Interessen bewegten sich von jetzt ab in dem ganz engen Kreise der täglichen Bedürfnisse. Sein Wörterbuch war noch kleiner geworden als vorher. Er war noch weit schwerer zu verstehen und verstand noch schwerer. Von Lesen und Schreiben war nicht mehr die Rede. Dagegen ging er mit einer gewissen Leidenschaft spazieren und schien durch andauernde Körperbewegung die Genesung erzwingen zu wollen. Böger warnte mich eines Tages davor, den König nicht zu lange hintereinander gehen zu lassen, denn solche Kranken liefen sich manchmal tot. Es kam auch vor, daß ich den König oft bitten mußte, auf einer Bank im Park von Sanssouci etwas auszuruhen. Das tat er denn auch, aber kaum hatte er sich gesetzt, so sprang er, von Unruhe geplagt, auf und ging schnell weiter und zwar mit zunehmender Hast und Schnelligkeit.

Leben des Königs nach dem Anfall. Sobald das Befinden des Königs keine augenblickliche Lebensgefahr mehr anzeigte, verließ der Regent Sanssouci und setzte in Ems die begonnene Kur wieder fort. Die Königliche Familie zerstreute sich wieder, und in Sanssouci begann wieder das einförmige Leben des Kranken, nur mit dem Unterschiede, daß noch weniger Abwechslung als vorher stattfand.

Der König konnte auch abends keine Gesellschaft mehr bitten. Er aß mit der Königin mittags und abends. Am Tage machte er Promenaden zu Fuß mit dem Adjutanten, zu Wagen mit der Königin, wobei Adjutant und Arzt folgten, und als die Dunkelheit bei der Abnahme der

Tage so früh eintrat, daß zwischen der Nachmittagspromenade und der Abendsuppe noch Zeit ausgefüllt werden mußte, las der Adjutant dem König von sechs bis sieben Uhr etwas vor. Es war schwer, Auswahl zu treffen, was man ihm vorlas. Novellen von Höfer erfreuten den König früher sehr. Aber sie wurden jetzt zu schwer zu verstehen, und wir wurden bald auf die Märchen von Andersen beschränkt, die er schon in seinen gesunden Tagen sehr hübsch gefunden hatte. Er kannte sie alle und freute sich, sie wieder zu hören, wie wenn er alte Bekannte begrüßte. Die Königin wohnte den Vorlesungen bei, sonst niemand, nur dann und wann Dr. Böger, um den König zu beobachten. Länger als eine Stunde konnte man nicht lesen, denn dann griff es den König an, aufmerksam zu sein, und er ward unruhig.

Erkrankung im Herbst 1859. Für den Winter wollten die Ärzte den König nicht in dem norddeutschen Klima lassen. Ein Aufenthalt im südlichen Frankreich oder in Italien war der politischen Verhältnisse halber nicht tunlich, also ward ein Aufenthalt in dem milden Klima von Torquay in England in Aussicht genommen, jene Küste, an der im Winter Zitronen im Freien blühen. Der König war damit einverstanden, nachdem man ihm mit vieler Mühe auseinandergesetzt hatte, worum es sich handelte. Ja er freute sich dann sehr auf England.

Aber es sollte nichts aus der Reise nach England werden. Während die Vorbereitungen getroffen wurden, erkrankte der König von neuem im Herbst. Der Anfall war diesmal nicht so heftig wie im August. Der König fühlte sich nur unwohl, blieb zu Bett und ward mit kühlenden Umschlägen behandelt. Der Standpunkt seiner Kräfte gestattete einen Aderlaß nicht. Von diesem Anfall blieb noch weniger Lebenskraft übrig. Die linke Seite des ganzen Körpers blieb gelähmt. Die wenigen Worte, die der König sprechen konnte, waren schwer zu verstehen.

Als das Befinden des Königs wieder eine gewisse Gleichmäßigkeit erreicht hatte, stellte sich das Bedürfnis heraus, für ihn einen Rollstuhl anzuwenden. In denselben ward er des Morgens gehoben, aus demselben des Abends zu Bett gelegt, wobei der riesenstarke Leibjäger Tscheuschner den Monarchen oft allein trug.

Tscheuschner. Dieser brave Mann war dem Könige aus Dankbarkeit sehr ergeben. Als junger Jagdgehilfe in Hubertusstock hatte er einmal auf einer großen Königlichen Jagd den Befehl erhalten, sämtliche leere Wagen der Jagdgesellschaft an einen bestimmten Punkt zu bringen und ein Abweichen von der Ordnung nicht zu gestatten. Der Wagen des Prinzen Carl wollte aber an einen anderen Platz fahren, und Tscheuschner

hatte ihn daran verhindert, indem er seine Büchse spannte und den Kutscher vom Bocke zu schießen drohte. Darüber hatte sich der Kutscher bei seinem Herrn, dem Prinzen Carl, dieser bei seinem Bruder, dem Könige, beschwert. Der König entschied, Leute, die so gewissenhaft und energisch ihren Befehl ausführten, habe er gern in seiner Nähe und ernannte den jungen Jagdgehilfen zu seinem Hofjäger, später zu seinem Leibjäger. Anfangs ward es dem Natursohn recht schwer am Hofe. Er sehnte sich in die Wälder zurück. Als aber der König erkrankte, da verrichtete er seinen Dienst mit großem Eifer, pflegte den Herrn, so gut er konnte, und manchmal beobachtete ich ihn, wie er im Verborgenen heiße Tränen über das Schicksal seines Königs weinte.

Der Rollstuhl. Als der König zum ersten Male in einem Rollstuhl gefahren wurde, hatte Tscheuschner nicht den Dienst, sonst wäre kein Etikettenstreit ausgebrochen, wer den Königlichen Rollstuhl schieben sollte; denn der Kammerdiener meinte, es sei doch keine Arbeit für einen Kammerdiener, Hofjäger oder Leibjäger. Ich gab dem Kammerdiener recht, mit der Modifikation, daß ich es für ein Vorrecht des Flügeladjutanten erklärte, den König zu fahren. Seitdem wurde es eine Ehrensache, wer den König schieben durfte. Meist wechselten darin der Flügeladjutant mit dem Leibarzt. Selbst die gute Königin versuchte es und war sehr unglücklich darüber, daß sie nicht genügende Kräfte in den Händen hatte, um den Rollstuhl in der beabsichtigten Richtung zu erhalten.

Von der Königin. Je schwieriger und mühevoller die Pflege des Königs wurde, um so höher wuchs die Selbstverleugnung und Opferwilligkeit der Königin. Sie wollte gar nicht mehr von ihm weichen und faßte bei den niedrigsten Hilfsleistungen eigenhändig mit an.

Die steten Aufregungen und Sorgen um den von ihr so sehr geliebten Gemahl vermehrten ihr Lungenleiden wieder, das sich in der italienischen Luft bedeutend gebessert hatte. Oft hustete sie entsetzlich. Eine Zeitlang, besonders wenn Nord- und Ostwind herrschte, litt sie an Beklemmungen, die sich nachts zuweilen bis zu Erstickungsanfällen steigerten. Da hat sie manchmal mehrere Nächte hintereinander nur knieend in ihrem Bette verbringen können. Von Schlaf war dann natürlich keine Rede, und dennoch blieb sie am Tage beim König, stand neben seinem Stuhl, lauschte ihm jeden seiner Wünsche ab und war doch zuzeiten so entsetzlich müde, daß sie im Stehen einschlief. Wenn man sie dann bat, sich die Pflege zu erleichtern und uns den König allein anzuvertrauen, dann antwortete sie, hier sei ihr Platz. Sie wisse ihre Pflicht als Königin zu erfüllen, auch wenn es ihr noch so schwer gemacht werde, es sei ihr Stolz, in

ihrem Beruf treu auszuharren. Nur mit der Bemerkung, was denn aus der Pflege des Königs werden solle, wenn sie sich zugrunde richte, habe ich es manchmal erreicht, daß sie eine viertel oder halbe Stunde ausruhte.

Sie hatte zwar auch nur menschliche und keine göttlichen Kräfte. Also kam es auch vor, daß ihre sonst starken Nerven nachließen und sie eine gewisse Reizbarkeit zeigte, die sich dann gewöhnlich gegen die Ärzte und die Erfolglosigkeit ihrer Mittel Luft machte. Aber den anderen Tag machte sie gewiß einen solchen Ausbruch übler Laune doppelt wieder gut. Böger, zu dem sie das größte Vertrauen hatte, empfing gewöhnlich eben deshalb auch gelegentlich den heftigsten Ausbruch augenblicklichen Mißbehagens.

Eines Morgens kam selbst dieser trockene, an so viel Leiden gewöhnte Mann in Tränen aus dem Krankenzimmer. Ich erschrak und fragte, was geschehen sei, und als Böger sagte, der König habe eine gute Nacht gehabt, ich aber nach der Ursache seiner Tränen forschte, erwiderte er: „Es ist nicht mehr mit anzusehen. Diese Frau ist keine Frau, sondern ein Engel, wie sie ihren Mann pflegt. Na aber, wenn sie je einmal wieder mit mir zu zanken anfängt, dann soll sie auch ihr Vergnügen haben. Durchs Feuer gehe ich doch für sie."

Wir andern hatten immer nur drei Tage hintereinander den Dienst. Auch die Dienerschaft wurde regelmäßig abgelöst. Die Ärzte waren drei an der Zahl und hatten viel Zeit, auch anderweitigen Verkehr zu pflegen, andere Praxis zu üben. Die Königin allein blieb fortwährend bei dem Kranken, dessen Pflege so angreifend war, daß ich immer einen ganzen Tag zur Erholung brauchte, wenn ich drei Tage Dienst gehabt hatte. Dafür ward die Königin auch von allen abgöttisch verehrt, die sie näher kannten. Auch die Arbeiter im Garten von Sanssouci hingen mit Liebe und Vertrauen an ihr.

Eines Tages kam ein Arbeiter aus dem Garten zu Böger und sagte: „Sind Sie der Doktor vom König?" — „Na, is jut. Ick habe hier een schlimmes Doje, det wollte ick Ihnen man zeigen. Ick halte zwar nischt von die Doktorsch, denn se können alle nischt. Aber Mudder schickt mer." Er war achtundsiebzig Jahre alt; Böger wunderte sich, daß er noch eine Mutter habe. „Na so blau", sagte der Mann, „ick meene unsere Olle, unser aller Mudder von da drüben. Übrigens, wenn Se wat können, denn kurieren Se mir man erst unsern Ollen. Ick sage Ihnen, et is nischt, wenn der nich uff de Beene is. Et war zu scheene, wenn der so mang uns rumbummelte. Wat der immer for Nicken im Kopp hatte." — Nachher fragte die Königin, ob ein Arbeiter bei Böger gewesen, und als es dieser mit der Bemerkung bejahte, er habe gesagt, die Königin schicke ihn, sagte

sie, dann sei es nicht der rechte. Die Gartenarbeiter nannten sie nicht Königin, sondern Mudder.

Von einer Reise des an den Rollstuhl gebannten Königs konnte keine Rede sein. Man richtete Sanssouci so gut als möglich für den Winteraufenthalt ein und beging dort das Neujahr 1860.

Der neue Wagen. Meyerinck hatte unterdessen den Vorschlag gemacht, dem Könige einen Wagen bauen zu lassen, wie ihn Meyerinck in seiner Jugend im Gebrauch bei Ludwig XVIII. von Frankreich gesehen hatte. Der Wagenfabrikant Neuß, mein alter Bekannter von der Wiener Feldtelegraphie her, baute einen solchen Wagen binnen dreizehn Tagen, denn er war ein erfinderischer Kopf. In diesem Wagen war der eine Sitz ein Rollstuhl, auf dem der Köng aus dem Wagen heraus- und in ihn hineingerollt werden konnte, sobald man eine unter dem Wagen einzuschiebende, bewegliche Rampe herausgezogen hatte. Der andere Sitz war ein Klappsitz, durch dessen Herunterklappen der Rollstuhl festgestellt ward. Dieser andere Sitz war für die Königin bestimmt. Als der Wagen fertig war, wurde der König früh beim Aufstehen gleich in den zum Wagen gehörigen Rollstuhl gesetzt, und dadurch wurde ihm das beschwerliche Umsetzen erspart, wenn er ausfahren wollte.

Das Leben des Königs 1860. So nahm das Leben des Kranken wieder eine große Regelmäßigkeit an. Statt der früheren Fußpromenaden wurde der König im Rollstuhl auf der Terrasse auf und ab gefahren. Die Promenaden zu Wagen wurden wie früher regelmäßig gemacht. Die Königin saß immer neben dem Könige. — Punkt sechs Uhr abends wurde der König unruhig und verlangte, daß vorgelesen werde. Punkt sieben Uhr mußte aufgehört werden.

Es kam aber auch vor, daß er wochenlang kein Wort sprach. Da äußerte Böger einst die Vermutung, der König höre gar nicht und verstehe nicht, was vorgelesen werde. Ich sagte ihm, ich wolle gleich den Versuch machen. Böger kam zum Vorlesen mit, und ich las dasselbe, was ich den Tag zuvor gelesen. Da richtete sich der König auf und sagte plötzlich ganz zusammenhängend: „Aha! das haben wir schon einmal gehabt." Ich bat den König um Verzeihung, ich hätte mich in dem Zeichen geirrt, das ich im Buche gemacht. Der König aber sagte: „Es war ganz hübsch. Noch einmal." Und ich mußte in der Tat dasselbe Märchen noch einmal lesen, das ich tags zuvor gelesen hatte. Die Königin war aber sehr erfreut, zu wissen, daß er auch verstehen müsse, was sie ihm sagte.

Der Winter 1860, das Frühjahr, der Sommer und der größte Teil des Herbstes vergingen beim Könige meist in der trostlosesten Einförmig-

keit. Nur sehr selten war der König imstande, einen Besuch des einen oder anderen seiner Geschwister oder anderen nächsten Anverwandten zu empfangen und auch dann nur auf ganz kurze Zeit. Solche Besuche führten meist recht peinliche Szenen herbei. Der König, in seinem Rollstuhl sitzend, nach der gelähmten linken Seite hinüber geneigt, streckte dann die rechte Hand zum Gruß heraus, die der betreffende Bruder oder Neffe erfaßte. Aber er war dann bewegt und sprach keine Silbe. Der, welcher ihn besuchte, war ebenfalls bewegt und versuchte vergeblich, die Tränen zu unterdrücken. Der Besucher verließ dann den König mit dem Eindruck, denselben noch viel übler gefunden zu haben, als er es in der Tat war. Nur sehr selten raffte sich der König zu einem Worte auf, wie „große Freude" oder „liebster Bester" oder dergleichen. — Ein jeder solcher Besuch seitens der Mitglieder der Königlichen Familie ward daher von uns immer mit Angst und Sorgen gesehen. Und doch war es ja so natürlich, daß sie dann und wann kamen, um sich nach dem Befinden ihres Familienhauptes zu erkundigen.

Vorträge über das gezogene Geschütz. Außer mit dem Dienst als Krankenpfleger beschäftigte ich mich in dem Winter 1859/60 viel mit den gezogenen Geschützen, von denen seit dem Herbst drei Feld-Batterien in jedem Korps eingeführt wurden. Da ich allen Sitzungen der Prüfungs-Kommission in meiner dienstfreien Zeit seit vier Jahren beigewohnt hatte, so war ich so gut als möglich über dieses Geschütz orientiert. Die Kameraden erhielten es zum Gebrauch, aber ohne Vorschrift für die Bedienung und den Gebrauch. Sie baten mich daher, ihnen meine Kenntnis von der neuen Waffe mitzuteilen. Ich tat dies an vier Vortragsabenden in der Kaserne am Kupfergraben. Nachher bat man mich, meine Vorträge drucken zu lassen. Ich hatte sie aber frei gehalten und mußte sie zu diesem Behufe erst nachträglich ausarbeiten. Daraus entstand mein Buch „Das gezogene Geschütz". Da es artilleristische Wissenschaft enthielt, so mußte ich, ehe ich es, wenn auch sekret in der Hofbuchhandlung nur für Artillerieoffiziere käuflich, drucken ließ, die Genehmigung dazu vom Generalinspekteur der Artillerie erhalten. Ich kam unter Einsendung des Manuskriptes darum ein. Aber der General v. Hahn hatte solchen Widerwillen gegen die neue Erfindung, daß er nicht eher eine Entscheidung über mein Buch gab, als bis der Regent ihn dazu nötigte.

Krankheit der Pferde der Leibgendarmerie. Eine andere Angelegenheit berührte mich damals sehr empfindlich. Während unseres Aufenthalts in Rom war ich Kommandeur der Leibgendarmerie geworden. Dieser Posten war mehr ein Ehrenposten und verlieh mir den Rang eines Regimentskommandeurs, als daß ich den Dienst der vierundzwanzig Veteranen

hätte leiten sollen, welche aus verschiedenen Regimentern der Kavallerie zusammenkommandiert waren, um den persönlichen Ordonnanzdienst beim König zu tun.

Der alte Wachtmeister Kahlert leitete mit großer Pflichttreue den innern Dienst. Sobald ich nach der Rückkehr aus Italien Zeit dazu gewann, kümmerte ich mich viel um diese meine kleine Truppe und fand, daß sie erbärmliche Pferde hatte. Da wurde bald die Armee demobil gemacht, und ich beantragte Zuteilung von tüchtigen, auszurangierenden Pferden der Kavallerie. Es wurde genehmigt, und ich erhielt sechs oder acht kommissarisch untersuchte Pferde. Eins davon trug eine ansteckende Krankheit versteckt mit sich herum und steckte andere Pferde an. Ich hatte keinen Krankenstall und machte schleunigst die vorgeschriebene Meldung an das Kriegsministerium. Ich blieb dreizehn Tage ohne Antwort. Unterdessen waren fast alle Pferde angesteckt. Nach gutachtlich kommissarischer Behandlung von zwei Monaten mußten alle vierundzwanzig Pferde getötet werden. Das Kriegsministerium sandte jetzt eine Kommission, um denjenigen zu hängen, der Schuld daran war, und die Kommission begann damit, mir zu erklären, ich sei ja für nichts verantwortlich, weil ich durch den Dienst beim Könige nicht immer die Aufsicht führen könne, ich möchte erlauben, daß der Wachtmeister Kahlert, der für alles verantwortlich sei, Auskunft gebe. Dem alten, braven Manne wollte man den Strick um den Hals ziehen. Ich duldete eine Vernehmung des Wachtmeisters nicht, weil derselbe von nichts wissen könne, sondern bat, niemand anders zu fragen als mich, der ich jeden Befehl zu Protokoll in den Akten hatte. Als ich so für den braven Greis einstand, stürzten diesem die Tränen aus den Augen. Die Kommission mußte ihre Angriffe und Untersuchung jetzt persönlich gegen mich richten und tat es. Man wollte durchaus einen Sündenbock haben. Mit den Akten in der Hand aber bewies ich, daß das Kriegsministerium allein schuld sei und klagte es beim Regenten an. Ich bekam dem Kriegsministerium gegenüber recht, und der betreffende Abteilungschef, der meine Meldung dreizehn Tage unberücksichtigt gelassen hatte, wurde verabschiedet.

Besuch der Kaiserin von Rußland. Im August kam die Kaiserin von Rußland, um den kranken Bruder noch einmal zu sehen. So natürlich es auch war, daß die Schwester den kranken Bruder besuchen wollte, so erregte doch der Gedanke an einen Besuch der russischen Kaiserin beim kranken König großen Schrecken. Hatte doch zu der Zeit, da der König gesund war, ein Besuch durch die verwöhnte, selbst kränkliche Kaiserin alles derart auf den Kopf gestellt, daß König und Königin es kaum aushalten konnten. Jetzt, wo der König krank war, schien es geradezu unmöglich, die Kaiserin aufzunehmen.

Die Königin bat die Kaiserin daher vor ihrer Ankunft, sie möge im Neuen Palais Wohnung nehmen, wo unerschöpflicher Raum war und von da aus täglich zum Besuch des Kranken zu einer günstigen Stunde nach Sanssouci fahren. Die Kaiserin aber wollte dem Bruder näher bleiben, um jeden günstigen Augenblick schnell benutzen zu können, ihn wieder zu sehen. Deshalb bestand sie darauf, in den neuen Kammern von Sanssouci zu wohnen. Es geschah. Die Hofdamen wurden ausquartiert.

Es kam jedoch nicht die Kaiserin von Rußland, sondern nur die besorgte, liebende Schwester. Sie lehnte alles ab, was der Kaiserin zukam, schränkte sich ein, kam nur, wenn sie merkte, daß es der Königin genehm war, ging gleich wieder, wenn sie merkte, daß sie störte.

Das erste Wiedersehen mit dem kranken Könige war allerdings sehr betrübend. Die Kaiserin war von Jugend auf seine Lieblingsschwester gewesen und stand ihm im Alter am nächsten. Sie trat an seinen Rollstuhl, selbst halb blind und begrüßte ihn. Der König hing den Kopf nach links, schloß die Augen, hielt die rechte Hand hin und brachte kein Wort hervor, aber Tränen quollen aus seinen geschlossenen Augen. Die Kaiserin mit ihrem schwachen Gesicht konnte diese Tränen nicht sehen, sondern hatte den Eindruck, als ob der König nur mechanisch die Hand herausstreckte und gar nicht wisse, was vorgehe. Sie redete ihn wiederholt an, fragte ihn: „Fritz, kennst Du mich?", als aber durchaus keine Antwort erfolgte, zerfloß sie in Tränen und entfernte sich. Kaum war sie fort, als der König sich aufrichtete und sagte: „Wohin? Fort? Teuerste, Beste?" Die Kaiserin hatte nicht Fassung genug, um den König noch an demselben Abend wiederzusehen.

Den folgenden Morgen, noch ehe die Mittagshitze eintrat, fuhren wir, Dr. Cammerer und ich, den König im Rollstuhl die Terrasse herunter. Mit einem Male wurde der König unruhig, deutete mit der Hand nach den neuen Kammern zu. Ich sagte ihm, dort wohne ja die Kaiserin, und er winkte mit dem Kopfe, deutete aber immer dorthin. Ich fragte, ob er sie besuchen wolle. „Das ist es", sagte er deutlich. Wir fuhren ihn also dorthin. Die Kaiserin öffnete die Gartentür, die Großherzogin von Mecklenburg war bei ihr. Ich meldete der Kaiserin, der König habe verlangt, zu ihr gefahren zu werden. Sie kam sehr bewegt auf ihn zu und begrüßte ihn. Wieder verhinderte die innere Bewegung den König, auch nur eine Silbe hervorzubringen. Die Kaiserin sprach ihn mehrfach an, die Großherzogin auch, endlich verloren beide Schwestern die Haltung und brachen in Tränen aus. Es war sehr warm bei der Kaiserin, die Peinlichkeit der Szene brachte die Beteiligten dem Ersticken nahe. Es war daher Zeit, dieser Szene ein Ende zu machen. Ich verständigte mich mit dem Doktor durch einen Blick und sagte dem Könige, es sei zu warm hier

ob er erlaube, ihn wieder ins Freie zu fahren. Da antwortete der König ganz verständlich: „Es ist sehr schön hier bei diesen beiden Damen". Soviel hatte er seit einem halben Jahre nicht zusammenhängend gesprochen. Leider hörte die Kaiserin nichts davon über ihrem eigenen Schluchzen.

Wir schoben den Königlichen Rollstuhl wieder ins Freie. Am Nachmittage kam die Kaiserin wieder zum Könige. Als sie ihn ansprach, richtete sich der König auf und sagte laut und deutlich: „Charlotte". Er hatte vierundzwanzig Stunden gebraucht, um ihren Namen zu finden. Da war die Kaiserin glücklich. Sie setzte sich zu ihm, wurde immer vertrauter, sprach ihm und erzählte aüs der Kinderzeit, und der König nickte und lachte und drückte ihr die Hand. Jetzt ward der Verkehr ein recht ungezwungener, und die Kaiserin war bald so vertraut mit seiner Art und Weise zu sein und sich zu verständigen, daß er sich sehr wohl bei ihr fühlte.

Seitdem konnte die Kaiserin sogar die Königin in der Pflege des Königs ablösen, und sie kam öfters, fragte die Königin: „Kann ich was nützen, kann ich Dir helfen, willst Du etwas ruhen?" Und die Königin wußte, daß der König bei ihr gut aufgehoben war und ließ sie oft mit ihm vertrauensvoll allein. Ja, die Kaiserin ging so weit, die Königlichen Prinzen in ihrem Betragen mit dem Kranken zu instruieren, wozu sich die Königin nie dreist genug gefühlt hatte. Sie hatte noch ihr derbes Wesen, wie es im Anfange des Jahrhunderts Sitte war. Und so hörte ich sie einmal zu einem der Königlichen Prinzen sagen, der da meinte, der König erkenne ihn nicht: „Versteht sich, wenn Du da stehst, wie ein Stock, dann kann Dich der König nicht erkennen. Sprich zu ihm, erzähle ihm etwas Hübsches, lache mit ihm, dann wird er Dich erkennen."

Es war wirklich rührend, zu sehen, wie diese Kaiserin, die seit mehr als vierzig Jahren gewöhnt war, wie eine Gottheit behandelt zu werden, alle ihre Launen erfüllt zu sehen, mit einem Male, weil sie es für nötig hielt, ihre ganze Eigentümlichkeit aufgab und in der Pflege des Bruders aufging; wie sie sich ganz der Königin fügte und sie unterstützte, und auch auf deren Gesundheit Rücksicht nahm, weil sie tief ergriffen war von der Aufopferung der Königin für den Gemahl, obgleich sie selbst krank, schwach und hilfsbedürftig war. Mußte sie doch früher sterben, als der kranke, von ihr so tief betrauerte Bruder.

Als die Kaiserin nach einem Aufenthalt von einigen Wochen scheiden mußte, beklagte die Königin ihre Abreise und fühlte eine Lücke in ihrem Leben mit dem Könige.

Personalveränderungen. Im Laufe des Sommers fiel noch manches Traurige in Sanssouci vor. Da erkrankte und starb der Hausminister v. Massow, den das Königspaar sehr hoch schätzte. Darauf erkrankte und

starb unter fürchterlichen Schmerzen in den neuen Kammern von Sanssouci der Hofmarschall v. Meyerinck, dessen ruhige und beruhigende Gegenwart dem kranken Könige sehr sympathisch war, und den die Königin gern zu Rate zog. Dann besuchte die Mutter der Gräfin Hacke ihre Tochter in Sanssouci und wohnte bei ihr, mit Genehmigung der Königin. Sie erkrankte dort und starb nach einem Leiden von zehn Tagen. Es war des Begrabens kein Ende. Es ergriff die Königin ungemein, daß während der Krankheit des Königs so viele seiner früheren intimsten Räte und Bekannten noch vor ihm starben: Dohna, Humboldt, Niebuhr, Arnim, Massow, Meyerinck.

Von den Flügeladjutanten ward im Sommer Treskow Regimentskommandeur in Magdeburg. An seiner Stelle ward Graf Kanitz Flügeladjutant. Ich war sehr betrübt, daß man dem Könige den mit seiner Eigenart vertrauten Pfleger nahm.

Jülich. Im Oktober 1860 fanden Breschversuche mit den gezogenen Geschützen in Jülich statt. Diese Festung sollte eingehen, weil sie unnütz war, und ein Teil der Werke diente als Zielscheibe für die neukonstruierte Artillerie. In der Zeit, die mir zwischen zwei Dienstperioden blieb, konnte ich nach Jülich reisen und die Hauptversuche mit ansehen, die unter den Augen des Regenten stattfanden. Sie waren eine Vervollständigung der Erfahrungen, welche man drei Jahre früher in Schweidnitz gemacht hatte. Sie machten Epoche in der artilleristischen Welt und sind genügend in ausführlichen wissenschaftlichen Werken beschrieben. Ich lernte in Jülich den später so berühmten großen Strategen kennen. Fast jeden Abend spielte ich dort mit Moltke Whist. Er konnte sehr böse werden, wenn man einen Fehler machte.

Krankheit vom vierten November. Am ersten November starb in Petersburg die Kaiserin von Rußland. Den Tag darauf kam die Kunde von diesem Trauerfall nach Sanssouci. Während die Königin noch mit sich zu Rate ging, ob und wie sie diesen Verlust dem Könige mitteilen sollte, fühlte sich dieser am dritten November nicht ganz wohl, und am vierten November lag der König wieder besinnungslos. Dieses Mal war der Schlaganfall genau mit dem sehr früh eingetretenen Winter zusammengetroffen. Noch einmal traten ärztliche Hilfe und sorgfältige Pflege rettend ein. Einen Aderlaß wagten die Ärzte nicht wegen der geringen Lebenskräfte des Kranken. Den Tod seiner Schwester hat der König nicht mehr erfahren.

Es trat wieder eine Art von Besserung ein, aber sie erreichte nur einen Zustand, der dem bloßen Pflanzenleben noch ähnlicher war und näherkam, als der frühere. Aber der König verlangte trotzdem noch immer,

daß abends von sechs bis sieben Uhr vorgelesen wurde. Dies deutete er durch unruhige Bewegungen mit der Hand an, so wie er durch Pantomimen zu erkennen gab, daß er Wünsche hatte, und ob er zufrieden war, wenn sie erraten und erfüllt wurden. Es war geradezu entsetzlich, mit anzusehen, wie aus diesem Körper der Geist atomweise herausgezogen wurde. Damals sagte die Königin in ihrer Verzweiflung zum Dr. Böger: „Sie sollen mit Ihrer entsetzlichen Prophezeihung, die Sie mir über die Krankheit des Königs in Tegernsee gemacht haben, bis auf den kleinsten Umstand recht haben, und ich muß den Kelch bis zur Hefe leeren."

Meine Reihenfolge, in der ich den Dienst hatte, traf sich so, daß ich den neunundzwanzigsten Dezember den Dienst wieder zu übernehmen hatte. Ich nahm mir daher vom zwanzigsten bis achtundzwanzigsten Dezember Urlaub, um die meinigen in Koschentin zu Weihnachten zu besuchen.

Die letzten Lebenstage des Königs.

Unterdessen hatte am vierundzwanzigsten Dezember vormittags der König sich auffallend wohl befunden. Er war nach der Morgentoilette im Rollstuhl in einen anderen Salon gefahren worden, die Königin ging neben ihm, seine rechte Hand haltend und kam einem Tisch etwas nahe. Da blickte der König auf und sagte: „Nimm Dich in acht, Du wirst Dich stoßen."

Anzeichen der Verschlimmerung. Seit fast zwei Monaten hatte die Königin nur Unzusammenhängendes von ihm gehört und auch das nur selten. Sie war hocherfreut über den zusammenhängenden Satz, den sie gehört hatte und ließ Böger rufen, es ihm mitzuteilen. Aber der Arzt nahm ihr die Freude. Er sagte sogleich, es sei dies ein Anzeichen, daß eine außergewöhnliche Reizung des Gehirns im Anzuge sei. Man müsse sehr aufmerksam sein. Er habe Besorgnis. In der Tat erkrankte der König noch an demselben Abend.

Am achtundzwanzigsten Dezember früh kehrte ich aus Schlesien zurück. Ich fand einen Brief von Werder vor, worin mir derselbe mitteilte, am zweiundzwanzigsten hätte der König geringe Krampfanfälle gehabt, von denen er sich aber schon an demselben Nachmittage vollkommen erholt habe. Am vierundzwanzigsten abends sei eine gastrische Beschwerde eingetreten. Es habe sich am fünfundzwanzigsten wiederholt, der König sei infolgedessen sehr matt, indessen hofften die Ärzte, daß eine Reaktion des Magenübels auf den Kopf vermieden werden könne. Werder schreibe mir dies, damit ich nicht durch übertriebene Gerüchte unnütz geängstigt würde.

Diese Nachricht erschien mir gleich so schlimm, daß die übertriebensten Gerüchte von seiten des nicht unterrichteten Publikums mich nicht mehr hätten beunruhigen können. Ich wußte sehr gut, daß es keinen gesunderen Magen gab als den des Königs, daß ihm gastrische Beschwerden fern standen und glaubte daher, daß diese eher eine Folge der erneuten Gehirnaffektion und der daraus hervorgehenden Rückwirkung auf den Magen sein müsse, als daß das Umgekehrte noch erst befürchtet zu werden brauche, kurz daß das Unwohlsein ein erneuter Schlaganfall bereits sei, der vielleicht noch einmal vorübergehen könne, da Werder noch von Hoffnung der Ärzte schrieb. War doch der Zustand des Königs bereits seit mehr als drei Jahren derart, daß eine jede Krankheit das urplötzliche Ende herbeiführen konnte, daß man also bei jedem Unwohlsein auf das schlimmste gefaßt sein mußte.

Zwar waren in den letzten Jahren selten zwei oder drei Monate vergangen, ohne daß wir durch derartige Erscheinungen in Alarm gesetzt worden wären, und immer wieder war der König verhältnismäßig hergestellt. Man könnte somit glauben, daß wir daran gewöhnt sein konnten. Aber einmal gewöhnt man sich nie an den Gedanken an den Verlust eines so geliebten Monarchen, dann aber war er nach jedem Anfall wieder verhältnismäßig schwächer, seine Lebenskraft geringer geworden, und wenn auch die Heftigkeit jeder neuen Attacke der früheren nachgestanden hatte, so blieb doch auch für jeden neuen Anfall immer weniger Widerstandsfähigkeit übrig.

Am neunundzwanzigsten Dezember früh übernahm ich den Dienst in Sanssouci. Der Zustand des Königs war seit dem fünfundzwanzigsten unverändert geblieben. Die Kräfte sollten sich, wenn auch nur unbedeutend, gehoben haben. An einem der Feiertage sollte er die Töchter des Prinzen Friedrich Karl in den von der Königin geschenkten Dragoneranzügen gesehen und darüber gelächelt haben. Werder ging auf die Jagd. Das war mir ein Beweis, daß er wenigstens den Zustand des Königs nicht für augenblicklich gefährlich hielt.

Ich aber beruhigte mich nicht, sondern suchte mir meine eigene Überzeugung zu verschaffen. Sobald ich daher hörte, daß Ihre Majestät die Königin das Krankenzimmer einen Augenblick verlassen hatte, begab ich mich an das Bett des leidenden Monarchen. Ich fand ihn wie in einer Art von Halbschlummer.

Der Atem war ruhig und gleichmäßig, und nur dann und wann hörte man außerdem einen schwachen, halb unterdrückten Seufzer, ein Stöhnen.

Ich hatte den Eindruck eines hoffnungslosen Zustandes. Umsomehr überraschte es mich, daß ich von der gesamten Umgebung des Königs nur

über die beseitigte Gefahr vom vierundzwanzigsten Dezember sprechen hörte. Ja, es gingen einzelne Persönlichkeiten so weit, daß sie Projekte machten, wie sie den Winter auf Bälle gehen wollten, da es dem Könige ja nun besser gehe. Ich sah, daß ich mit meiner Ansicht überall anstoßen würde und sprach sie deshalb gegen niemand aus. Übrigens war meine Ansicht nicht maßgebend und hätte nur erfolglosen Alarm verursacht.

Es lag mir viel daran, die wahre Meinung der Ärzte zu erforschen. Die Ärzte sind in solchen Fällen immer in einer schlimmen Lage. Ein verständiger Arzt, und gottlob waren alle drei Ärzte, Grimm, Böger und Cammerer, immer sehr verständig, weiß sehr gut, daß die medizinische Wissenschaft nicht alles vorher wissen kann. Nun wollen aber die Kranken, und noch mehr die Angehörigen und Nahestehenden, gern ganz genau wissen, was sein, wie lange alles dauern wird und dergleichen. Weit mehr noch als bei jedem anderen Kranken werden sie bei einem König mit Fragen bestürmt. In welche Lage gerät dann ein Arzt, wenn er den Tod eines Königs vorher gesagt hat, und der König nicht stirbt? Soll er dann wünschen, daß der König sterbe, damit die Wissenschaft recht behalte?

Die Ärzte waren in ihrem Ausspruch aufrichtig gewesen. Sie hatten den Zustand für sehr ernst erklärt und die in den letzten Tagen eingetretenen Beweise der Besserung, so gering sie auch waren, hervorgehoben.

Bei meiner genauen Bekanntschaft mit Böger brachte ich eine deutlichere, vertrauliche Antwort aus ihm heraus. „Wenn ein Arzt", sagte er, „der den König heute zum ersten Male sieht, sein Gutachten abgibt, so muß er mich für verrückt erklären, daß ich von der Möglichkeit des Weiterlebens spreche. Da ich aber den König schon dreimal ebenso habe liegen sehen, und er sich dreimal wieder erholt hat, so ist es immer möglich, daß er sich auch das vierte Mal wieder erholt."

Er erkannte damit eben an, daß es eine höhere Hand gibt, die über aller Wissenschaft steht.

Es lag mir nun noch daran, zu wissen, ob die arme Königin auf den Verlust gefaßt sei, der ihr bevorstand. Auf meine Frage, wie die Königin den Zustand des Königs ansehe, hatte mir Böger gesagt, sie sei sehr ruhig, aber wenn man sage, es gehe besser, dann hebe sie alle üblen Anzeichen hervor und umgekehrt alle nur einigermaßen günstigen, sobald man Besorgnisse äußere.

Seit dem fünfundzwanzigsten Dezember hatte sie den Adjutanten vom Dienst nie rufen lassen. Ich wollte sie sehen und beschloß, wie zufällig mit ihr zusammenzutreffen. Als mir daher mittags gemeldet wurde, daß die Königin den König verlassen habe, um zu essen, begab ich

mich wieder ins Krankenzimmer und blieb am Bett des Königs. Hier konnte ich beobachten, daß ein Unterschied zwischen Schlafen und Wachen stattfand, wenn er auch immer die Augen geschlossen hatte. Denn während ich an seinem Bett stand, schlief er ein, stöhnte auch nicht. Als die Königin gegessen hatte, kehrte sie in das Krankenzimmer zurück. Ehe ich nun Miene machte, mich zu entfernen, meldete ich mich bei ihr angemessen vom Urlaub zurück. In gewohnter Milde und Gnade sagte mir die Königin etwas über meine Eltern, dann fragte sie mich, wann und wie ich „es" erfahren (dieses „es" bedeutete selbstverständlich die Erkrankung des Königs), dann beendete sie bald die leise geführte Unterhaltung, verabschiedete mich mit einem Wink und setzte sich an das Bett des Königs.

Mir war ganz klar, sie dachte wie ich über den Zustand des Königs, sie eilte, um jede Stunde, jede Minute mit ihm allein zu sein, damit die Minuten zu Stunden, die Stunden zu Tagen wurden, die sie noch mit ihm leben konnte, denn sie fürchtete bei jeder Stunde, diese könne die letzte sein. Sie wagte es nicht auszusprechen, vielleicht hat sie es sich selbst nicht eingestanden. Denn sie war zu christlich, um nicht immer und immer zu hoffen, aber sie fühlte, was sie vielleicht nicht zu denken wagte, und deshalb zog es sie gewaltig, instinktmäßig hin zum Bett des Mannes, der ihr alles im Leben war, dessen Wohlbefinden ihre einzige Freude, dessen Leiden ihren einzigen, wahren Kummer nun schon seit mehr als drei Jahren ausgemacht hatte. Und dennoch hatte sie die übermenschliche Gewalt, sich davon nichts merken zu lassen, sie konnte an andere denken, wohlwollend gegen andere sein, sich stets gleichmäßig gütig und liebevoll zeigen.

Ich zog mich zurück, tief bewegt von dem Anblick einer solchen Frau, und ich ahnte, was ich bei ihr noch an Seelengröße und christlicher Ergebung erleben würde.

Bei Tische, an der Marschallstafel, fand ich, wie gesagt, überall eine der meinigen entgegengesetzte Ansicht. Ich wollte mich nicht streiten und war auch zu ergriffen, um nicht beim ersten Worte mit meiner Ansicht hervorzutreten. Es ging mir auch alles zu sehr im Kopfe herum, was meine Pflicht sein werde, wenn die Katastrophe eintrete, und deshalb sprach ich kein Wort. Man hielt mich für krank und wollte mich heilen.

Der Abend verlief ruhig. In der Nacht schlief der König fest und gut, fast ohne Unterbrechung, und am Morgen des dreißigsten Dezember nahm er seinen Kaffee mit solchem Appetit, daß ich über sein Befinden eine verhältnismäßig günstige Meldung abstatten mußte. Zu Mittag stellte sich einige Schwäche beim Essen heraus. Bald ging diese Schwäche vorüber, und man konnte am Abend sagen, er befand sich wie am Morgen.

Die Nacht vom dreißigsten zum einunddreißigsten Dezember verlief

wie die vergangene. Am Morgen des einunddreißigsten zeigte er sich sogar sichtlich erquickt, und die Meldung an den Regenten mußte wieder günstig lauten, besonders da der König am dreißigsten abends noch ein deutliches Zeichen von Bewußtsein und Teilnahme gegeben hatte.

Beide Majestäten pflegten nämlich sonst am letzten Tage des Jahres das heilige Abendmahl zu nehmen. Die Königin hatte beschlossen, die heilige Handlung auch in diesem Jahre nicht zu versäumen und wollte am einunddreißigsten früh neun Uhr in der Friedenskirche kommunizieren. Am dreißigsten abends hatte sie den Hofprediger Strauß zur Vorbereitung zu sich befohlen. Als er ihr gemeldet wurde, wollte sie den König verlassen und sagte ihm den Grund, und daß es das erste Mal sein werde, daß sie ohne ihn zum Abendmahl gehe. Da langte er nach ihrer Hand, zog sie an sich und wollte sie längere Zeit nicht loslassen, während ihm Tränen unter den geschlossenen Augenlidern vortraten. Er konnte nicht reden, der unglückliche Herr, und doch drückte er die Sehnsucht aus, mit an der heiligen Handlung teilzunehmen.

Trotz der verschiedenen kleinen Anzeichen von sogenannter Besserung konnte ich die Ahnung von der bevorstehenden Katastrophe nicht loswerden. Ich mußte am Nachmittage des Dreißigsten Berichte an die Königin von Bayern, Prinzeß Friedrich der Niederlande und Großherzogin-Mutter von Schwerin schreiben. In dem Bestreben, meine persönliche Ansicht zu unterdrücken, hielt ich mich streng objektiv an den Ausspruch der Ärzte. Gerade an diesem Umstande, den die Herrschaften von mir nicht gewöhnt waren, erkannten sie die Dringlichkeit der Gefahr.

Am Einunddreißigsten mittags beging ich eine Unvorsichtigkeit, die ich schwer habe büßen müssen. Ich war in meinem Zimmer, um mich zum Mittagessen umzuziehen, als mir gemeldet wurde, daß der Prinz Friedrich Karl in der Galerie sei und mich zu sprechen befehle. Leicht gekleidet, nahm ich mir nicht die Zeit, einen Mantel umzuhängen und lief bei der scharfen Kälte von fünfzehn Grad über die Terrasse nach der Galerie. Ich merkte sofort, daß ich meine Lunge erkältet hatte. Bei den nachher folgenden Anstrengungen steigerte sich diese Erkältung zu ernsten Belästigungen.

Einer der Ärzte war jetzt immer beim König oder im Nebenzimmer. Um halb zwei Uhr sollte Dr. Cammerer von Dr. Böger abgelöst werden, und ersterer hatte mit mir verabredet, dann ein wenig an der frischen Luft vor dem Schloß auf und ab zu gehen. Ich wartete in der Galerie auf Dr. Cammerer. Unterdessen war der Hofprediger Snethlage, der würdige Tröster des Königs während der letzten Jahre, gekommen und hatte sich zum Könige begeben. Die Königin hatte unterdessen den Prinzen Friedrich Karl empfangen. Gegen zwei Uhr war Major v. Rauch mit

seinem Bruder und seinem Söhnchen in der Galerie eingetroffen, welches letztere durchaus den Dr. Böger sprechen wollte.

Während wir zusammen sprachen, kam Snethlage aus dem Krankenzimmer des Königs heraus und sagte uns, Böger sei beim Könige, derselbe atme etwas schwierig, weil sich Schleim angesammelt habe, das habe aber nichts zu bedeuten. Auch die Königin sei am Bett des Königs. Mir fiel auf, daß Cammerer nicht herauskam zur Promenade, obgleich Böger ihn abgelöst hatte, und unter dem Vorwande, zu versuchen, ob ich Böger benachrichtigen könnte, daß der kleine Rauch ihn sehen wollte, ging ich in den an das Krankenzimmer anstoßenden Marmorsaal.

Die trennende Tür war weit geöffnet, die Fenster im Zimmer des Königs standen weit auf, und in demselben war dieselbe eisige Temperatur wie im Freien. Ich sah Böger in der Tür, der seine Anordnungen traf und teilte ihm leise mit, daß ihn draußen jemand sprechen wollte. „Ich kann nicht kommen, der König stirbt", war die kurze Antwort. Die Ansammlung von Schleim auf der Lunge war so bedeutend geworden, daß die geschwächte Lunge ihn nicht mehr ausstoßen konnte, und die Lähmung der Lunge konnte jeden Augenblick eintreten. Man hatte die Fenster geöffnet, um mehr Sauerstoff zuzuführen, und verschiedenen Belebungsmitteln, als Waschungen mit Wein usw., gelang es, die Lunge wieder in Tätigkeit zu bringen, so daß nach zehn bis fünfzehn Minuten auch dieser Anfall als beseitigt angesehen werden konnte. Der König befand sich ungefähr in demselben Zustande wie vorher.

Die Haltung der Königin war auch in diesem Augenblick wunderbar. Auf ihre Frage hatte ihr Böger ganz genau gesagt, was die Anzeichen zu bedeuten hätten. Sie war im Begriff, ihr alles zu verlieren, und dennoch verlor sie die Fassung nicht einen Augenblick, sondern legte selbst tätig Hand an, um dem Könige Erleichterung zu verschaffen. Als die Fenster geöffnet wurden und eine Kälte von vierzehn bis fünfzehn Grad ins Zimmer strömte, mußte sie daran erinnert werden, einen Pelz anzuziehen, damit sie nicht auch krank werde.

Die augenblickliche Gefahr war vorüber, die Königin war wieder ruhig und gleichmäßig freundlich gegen jedermann.

Es war jetzt meine Pflicht, dem Regenten von dem Geschehenen Meldung zu machen. Der Regent hatte einen täglichen kurzen Bericht befohlen, verließ sich aber darauf, daß der Adjutant vom Dienst ihm außerdem alles Außergewöhnliche baldigst mitteile. Eine solche Mitteilung mußte aber immer vorsichtig gemacht werden, denn es war natürlich, daß auf die Nachricht von einer augenblicklichen Lebensgefahr hin der Regent sofort nach Sanssouci kommen werde. Ihm wären alle Königlichen Prinzen und Prinzessinnen gefolgt, und da der König den Anfall augen-

blicklich überwunden hatte, die Krankheit, wie sie war, nun noch Tage und Wochen dauern konnte, so hätte die ganze Königliche zahlreiche Familie mit ihrem Gefolge Tage und Wochen in Sanssouci lagern können, was bei dieser Kälte für alle Teile schrecklich gewesen wäre, da Sanssouci nicht den nötigen Raum zu ihrer Unterkunft bietet.

Ich vermied daher eine telegraphische Benachrichtigung des Regenten aus Furcht vor Mangel an Verschwiegenheit der Telegraphenbeamten. Eine solche telegraphische Meldung war auch nicht nötig, da der Anfall vorbei war, und eine augenblickliche Gefahr nicht drohte. Eine Benachrichtigung überhaupt aber mußte erfolgen, denn der Anfall konnte, nach ärztlichem Ausspruche mußte, sich wiederholen und dann unmittelbare Gefahr, ja die Sicherheit des Endes im Gefolge haben.

Die Königin selbst war sehr ängstlich, daß auf eine Meldung von dem Vorfall die ganze Familie aufgeschreckt und wieder, wie im August 1859, auf Wochen nach Sanssouci gezogen werden könnte, ein Zustand, der, wie gesagt, auf die Dauer in solchem Winter unerträglich werden mußte.

Ich bewog daher Böger, dem Regenten zu schreiben, nicht ohne Mühe, denn Böger war kein Freund der Feder. Ich fügte eine Meldung hinzu. Da Böger gemeldet hatte, daß eine Wiederholung der berichteten Erscheinung jeden Augenblick den Tod herbeiführen könnte, so fügte ich hinzu, ich würde im Falle der Wiederholung eine kurze telegraphische Meldung davon einsenden. Ich sandte einen Leibgendarmen mit dem Brief mit dem fünf Uhr-Zug nach Berlin, um sechs Uhr war der Brief in den Händen des Regenten.

Unterdessen hatte der König um vier Uhr mit mehr Kraft und Appetit gegessen als vorher. Im übrigen blieb der Zustand wie bisher. Er lag, ruhig atmend, mit geschlossenen Augen.

Ich verließ die Galerie von Sanssouci nicht mehr. Beim Essen ließ ich mich durch Unwohlsein entschuldigen und mir das Mittagessen nebst dem der Ärzte nach der Galerie bringen. Keller und Gerlach hielten sich auch meist in der Galerie auf. Wir erinnerten uns des oft gehörten Ausspruchs des Königs, sowohl bei seiner Thronbesteigung als auch später: „Ich gebe mir zwanzig Jahre und nicht mehr." Deshalb ließ uns eine, wenn auch etwas abergläubische Ahnung, die wir nicht ganz bewältigen konnten, vermuten, dies sei der letzte Tag des Königs, und wir beschlossen, das Neujahr jedenfalls abzuwarten.

Im Laufe des Abends änderte sich nichts. Unterdessen besprachen wir alles, was zu tun sei, wenn das Ende plötzlich eintreten sollte. Snethlage ging oft an das Krankenbett, weil seine Gegenwart der Königin wohltat. Sie saß, wie bereits seit dem vierundzwanzigsten Dezember, allabendlich am Bett des Königs hinter dem Schirm, der dasselbe gegen

die offene Tür des Marmorsaales verdeckte, im Halbdunkel, mit einer Handarbeit beschäftigt. Die Ärzte lösten sich am Bett ab. Grimm war um acht Uhr aus Berlin gekommen, wo er dem Regenten noch einen mündlichen Rapport gemacht hatte.

Um neun Uhr abends mußte ich in dem Abendtelegramm an den Regenten noch melden: „Die gemeldeten Symptome von heute Mittag haben sich nicht wiederholt, daher Zustand wie heute früh."

Es wurde uns etwas Tee in die Galerie gebracht, etwa einhalb zehn Uhr. Die Ärzte und Snethlage kamen abwechselnd dazu heraus. Wir, Keller, Gerlach und ich, mieden das Krankenzimmer, wo wir nur übrig waren, weil wir durch unsere Besorgnis die der Königin nicht vermehren wollten.

Gegen zehn Uhr waren gerade die Doktoren Böger und Cammerer in der Galerie und hatten die Vermutung ausgesprochen, es schiene doch, als ob die Nacht ruhig verlaufen werde. Plötzlich kam Leibjäger Kniehase und sagte: „Herr Doktor, ich wollte etwas fragen." — „Herrn Dr. Böger wollte ich bitten." Dieser stand auf und ging heraus. Gleich darauf kam Kniehase wieder und sagte, halb lächelnd: „Nein, ich hatte mich geirrt, Herrn Dr. Cammerer." Darauf entfernte sich auch dieser, aber Böger kam nicht wieder.

Der Takt und die Zartheit der Kammerdiener und Leibjäger war unübertrefflich. Ich sah den Zügen des Mannes an, daß er sich zum Lächeln zwinge. Er hatte keinen Befehl, zu verschweigen, daß er eine wichtige Mission habe, aber er wollte doch vermeiden, Aufsehen zu erregen.

Böger kam nicht wieder. Ich dachte mir wohl, daß sich die Lungenbeschwerden des Königs wiederholt haben würden, wartete einige Minuten, und so tuend, als ob ich etwas bestellen wollte, ging ich ins Krankenzimmer, das ich in meiner Funktion betreten konnte. Ich fand denselben Zustand wie am Mittag.

Auf meine Frage, wie es stehe, sagte Böger: „Wie mittags." — „Ist der Anfall vorüber?" — „Nein, noch nicht." — „Also die höchste Gefahr?" — „Gewiß." — „Dann werde ich dem Regenten telegraphieren, daß er kommt." — „Nein, denn die Lungenlähmung ist noch nicht eingetreten." — „Wenn sie aber eintritt, ist's zu spät." — „Aber bedenken Sie, daß Sie dann in dieser Kälte bei Nacht die ganze Familie herbeirufen. Bedenken Sie die Königin!"

Ich wartete noch einige Zeit. Das Röcheln hörte nicht auf, sondern wurde immer stärker. Daher telegraphierte ich dem Regenten, es war 11 Uhr: „Wiederholung der brieflich gemeldeten Symptome von heute Mittag. Neue wichtige Veränderungen werden telegraphiert werden."

Den letzten Zusatz machte ich, weil Böger erklärte, der König könne noch nicht ein Sterbender genannt werden, wenn er auch jeden Augenblick die Lungenlähmung erwartete. Dennoch glaubte ich, der Regent werde sogleich kommen, denn es war mittags schriftlich gemeldet, daß, wenn die Symptome wieder einträten, das Ableben des Königs jeden Augenblick erwartet werden könne. Der Regent hat mein Telegramm nicht so dringend aufgefaßt und reiste noch nicht.

In der Galerie waren Keller und Gerlach und bereiteten die schriftlichen Arbeiten vor, welche im Fall des Todes des Königs nötig wurden. Keller war ruhig, klar und bestimmt. Gerlach aber, wenn auch äußerlich ruhig, war unklar, begriff schwer, was bei ihm sehr auffiel.

Ich ging ab und zu. Wenige Minuten vor zwölf Uhr hörte ich Snethlage am Bett des Königs ein lautes Gebet für Sterbende sprechen. Ich lehnte an die Tür und belauschte es. Als der Geistliche endete, schlug die Glocke der Friedenskirche Mitternacht.

Ich ging mit Böger in die Galerie, der uns mitteilte, daß das Ende nun mit schnellen Schritten nahe. Die Lunge fange an, gelähmt zu werden, die große Lebenskraft des Königs widerstehe zwar noch mächtig, dennoch könne sein Tod jeden Augenblick erfolgen.

Ich telegraphierte sogleich, zwölf Uhr fünfzehn Minuten, an den Regenten: „Plötzlich schnellerer Verlauf zum Ende, als dies zu erwarten war. Ableben jeden Augenblick möglich. Alleruntertänigstes Anheimstellen, ob und wem von der Königlichen Familie dies in der Nacht mitzuteilen."

Den letzten Zusatz machte ich nach reiflicher Überlegung, da ich nicht wissen konnte, wo alle Mitglieder der Familie gerade waren, und ob nicht jemand gerade krank sei (vom Prinzen Albrecht war's mir erzählt worden), dem eine derartige Störung in der Nacht gefährlich werden konnte. Auch war die Verwandtschaft sehr ausgedehnt. Der Kaiser von Rußland war ein eben so naher Neffe des Königs, wie der Prinz Friedrich Karl und konnte ebensoviel Gefühlsrücksichten beanspruchen. Eine Mitteilung nach Petersburg war aber eine Staatsaktion, die nur vom Regenten ausgehen konnte.

Ich hatte bald Grund, mich über diese Vorsicht zu beglückwünschen. Es traten von verschiedenen Seiten Zumutungen an mich heran, diesen oder jenen Freund zu benachrichtigen. Ich wies sie alle zurück und zeigte mein Telegramm an Keller und Gerlach, welche schließlich beide meinten, das sei ebenso vorsichtig als klug.

Vornehmlich hielt ich mich jetzt im Sterbezimmer auf. Wenn auch hinter dem Schirm stehend, um die Königin nicht zu stören, konnte ich doch alles sehen. Der König lag auf dem Rücken, die Augen waren geschlossen,

die Brust arbeitete krampfhaft, der Ton des Röchelns ward immer lauter, immer heftiger. Nur manchmal ließ er nach, als ob der Todeskampf selbst ruhe, nur um neue Kräfte zu um so heftigerer Erneuerung zu sammeln.

Neben dem Bett des Königs kniete die Königin, indem sie seine rechte Hand in der ihrigen hielt. Sie weinte, klagte oder schluchzte nicht, wie andere Frauen an ihrer Stelle getan haben würden. Ihre Tränen flossen unaufhörlich stromweise und dabei blickte sie auf den König, ordnete hier und da eine Erleichterung an, oder wandte ihr Angesicht gegen den, mit dem sie sprach. Ihr Gesichtsausdruck trug das Gepräge des tiefsten Schmerzes, aber auch der christlichen Ergebung in den göttlichen Ratschluß. Ihre Stimme, wenn sie sprechen mußte, war nicht weinerlich, sondern klar, aber ganz unendlich klein und schwach und dabei doch so wohltönend, wie von einem frommen, kleinen Kinde. Dann und wann beugte sie sich über den Sterbenden und sagte: „Liebchen, nimm mich mit."

Der Anblick dieser unvergleichlichen Frau ließ den eigenen Schmerz vergessen und erfüllte jeden mit Bewunderung.

Hinter dem Bett, am Kopfende, standen die drei Ärzte, unablässig bemüht, dem Könige den Todesschweiß abzutrocknen und sonst sein Ende zu erleichtern. An der linken Seite stand der biedere Snethlage. Er sprach zuweilen der Königin Mut zu, zuweilen betete er laut, wenn ein fragender Blick auf die Königin einen bejahenden Blick als Antwort erhalten hatte.

Ehe ich die Depesche an den Regenten expediert hatte, hatte ich auch nach Potsdam an die drei Flügeladjutanten die Bitte gesandt, nach Sanssouci zu kommen. Bald nach Mitternacht kam der Kammerherr der Königin, um sich nach dem Befinden des Königs zu erkundigen. Als er erfuhr, wie es stand, benachrichtigte er auch die Damen der Königin, mit Ausnahme der Gräfin Dönhoff, welche selbst ernstlich erkrankt war und nicht geweckt werden durfte. Nach ein Uhr sammelten sich die Adjutanten Graf Kanitz, Major v. Werder, Major v. Rauch, und die Damen Gräfin Hacke, Gräfin Kanitz, Fräulein v. Alvensleben.

Jeder kam tief bewegt an. Aber bald ward auch jeder, selbst die Weichste und Schwächste, so tief ergriffen von der wunderbaren Haltung der Königin, daß das Schluchzen verstummte, die Tränen erstarrten und nur die feierliche Stille übrig blieb, welche im Verein mit der mondhellen Nacht und der silbergleichen Schneedecke auf der Terrasse von Sanssouci und der gewaltigen Kälte, als der fühlbaren Versinnlichung unerbittlicher Naturkräfte, die Nacht zu einer heiligen Nacht machte, in welcher jeder die unmittelbare Nähe des allmächtigen Gottes erkannte.

Bei alledem war an dieser Nacht nichts Schauerliches oder Grauen-

erregendes. So laut auch das Röcheln des sterbenden, so sehr geliebten Königs diese heilige Stille unterbrach, so hatte doch die Verkörperung christlichen Glaubens, wie sie in der Haltung der Königin zutage trat, dem Tode alles Schauerliche genommen. Die Nacht war ergreifend, erschütternd und doch wieder erhebend.

Um halb zwei Uhr traf eine Depesche des Regenten ein: „Ich komme, sobald ein Extrazug fertig ist." Mir ward leichter ums Herz, und ich wünschte nur, daß der Regent rechtzeitig eintreffen möge. Ich sandte Equipagen auf den Bahnhof.

Es ist immer gut, wenn der Thronfolger beim Tode des Monarchen zugegen ist, und es war dem Bruder zu wünschen, daß er den scheidenden Königlichen Bruder noch einmal sehe, den er so sehr liebte.

Wir wußten noch nicht, ob es nicht der Königin einen erschreckenden Eindruck machen würde, wenn der Thronfolger einträfe. Indessen ich vertraute auf ihren so oft bewährten einfachen, geraden und gesunden Sinn. Während ich mich besann, ob ich ihr melden lassen sollte, daß der Regent käme, hat sie selbst nach ihm gefragt: „Ist an Wilhelm telegraphiert?" — „Ja, und er wird bald kommen." — „Das ist gut", sagte sie, „das ist verständig. Ach, wenn er doch allein käme, und nicht die anderen alle! Die können ja nicht hier unterkommen. Doch nein! Sie werden kommen, sie müssen ja alle kommen. Es ist auch besser so." Dann fragte sie: „Ist schon jemand hier?" Und als dies bejaht wurde, fragte sie nach jedem einzelnen vom Gefolge, und als sie erfuhr, daß alle im Nebenzimmer seien, da sagte die gute Königin, wie dankend für die Teilnahme: „Ach, das ist schön, das freut mich."

Die engelsgleiche Frau nahm es als eine Wohltat hin, daß ihr und des Gemahls Gefolge, denen sie stets Vater und Mutter gewesen waren, Teilnahme an ihrem Schmerz bewies. Sie rechnete es allen dabei hoch an, daß sie ihren Schmerz ehrend, sich nicht eher bemerkbar machten, als bis sie befahl oder fragte. Daß Gräfin Dönhoff nicht benachrichtigt worden, billigte sie sehr und befahl, sie auch ferner nicht zu stören.

Vor zwei Uhr fing des Königs Stirn an kalt zu werden. Man glaubte, das Ende seiner Leiden sei gekommen. Wieder siegte die Riesennatur. Die Stirn ward wieder warm, aber der Kampf tobte fort, das Röcheln ließ nicht nach.

Nach halb vier Uhr verminderte sich die Gewalt dieses Röchelns. Wir harrten sehnsüchtig der Ankunft des Regenten, welcher nach unserer Berechnung bald nach ein Uhr von Berlin fortgefahren sein mußte, also um zwei Uhr in Sanssouci hätte sein können. Der Gedanke an Glatteis auf den Schienen, an Achsbrüche bei der Kälte, an mögliche Versehen auf der Bahn bei einem plötzlich bestellten nächtlichen Extrazuge erfüllte uns mit

der Besorgnis vor einem Unfall, der allerdings in diesem Augenblick entsetzlich gewesen wäre.

Ich wollte eben nach dem Bahnhofe von Potsdam fragend telegraphieren, als ein Wagen vorfuhr. Ich eilte hinaus und traf den Regenten. Er fragte: „Wie steht's?" — „Vor zwei Stunden die Stirn kalt, jetzt wieder warm." Er eilte ins Krankenzimmer, gefolgt vom Prinzen Friedrich Wilhelm. Prinzeß von Preußen und Prinzeß Friedrich Wilhelm waren in den Salon gegangen und kamen von da später in das Krankenzimmer.

Der Regent eilte an das Bett. Das Röcheln hatte zwar nachgelassen, aber für jemand, der es zum ersten Male hörte, war es noch entsetzlich stark. Der Regent sank an der rechten Seite des Königs auf die Knie und bedeckte sein Gesicht mit den Händen und legte so das Haupt auf das Sterbebett. Die Königin wandte ihr Angesicht vom König zum Regenten. Es lag auf ihren Zügen ein Ausdruck, der nicht zu beschreiben ist: Schmerz über den eigenen Verlust, Mitleid mit dem trauernden Bruder, eine unbesiegbare Seelengröße und die milde Freundlichkeit eines von Gott gesandten Schutzengels, der nicht der Hilfe bedarf, sondern im Begriff ist, solche zu gewähren, sprachen zugleich aus der Seele dieses erhabenen Gemüts.

Sie legte ihre Hand auf das Haupt des Regenten, als ob sie ihn segnen wollte, dann erfaßte sie seine Rechte, zog ihn zu der Hand des Königs, die er küßte. Kein Wort ward gesprochen. Die Sprache wäre unfähig gewesen, auszudrücken, was beide fühlten.

Bald kamen die anderen Brüder des Königs. Der Regent hatte in Berlin die ganze Königliche Familie benachrichtigt, und ein jeder eilte aus seiner Wohnung nach Sanssouci. Jeder nahm einen Extrazug. Bald fehlte es in Berlin an Lokomotiven. Einige fuhren zu Schlitten bis Sanssouci, so Prinz Friedrich Karl. Auch die Prinzessinnen kamen nach und nach alle.

Die Prinzeß von Preußen saß hinter der Königin, starr und unbeweglich. Auf der Seite, wo die Königin saß, standen und saßen die sämtlichen Mitglieder der Königlichen Familie. Auf der anderen Seite des großen Zimmers versammelten sich allmählich, den Augen der Königin entzogen, alle Personen vom Gefolge, auch der ankommenden Herrschaften. Bei jedem neu Ankommenden wiederholte sich, was ich schon im Anfang erzählte. Man kam tief bewegt, aber sogleich ward man ergriffen von der heiligen Stille der bereits Anwesenden und blieb wie gebannt auf dem Platz stehen. So hörte man nichts, als den König und hier und da die feine, abgebrochene Stimme der Königin, wenn sie Anweisungen gab.

Einmal kam der Regent heraus und erkundigte sich bei mir nach dem Verlauf der Nacht. Dann schrieb er folgende Telegramme, die ich expedierte: 1. Großherzogin-Mutter, Schwerin; 2. Prinz Friedrich der Niederlande, Haag; 3. Großherzog von Baden, Karlsruhe; 4. Großherzog von Weimar, Weimar: „Des Königs Entkräftung nimmt so zu, daß alles zu befürchten ist, binnen kurzem. Wilhelm, P. R." 5. A l'Empereur de Russie, Pétersbourg: „L'état du Roi est tel, qu'il n'y a plus que des heures de vie à attendre. Guillaume, Pce Régent."

Ich notierte halb fünf Uhr bei der Expedition der Depeschen.

Im übrigen blieb alles bis sieben Uhr in demselben Zustande.

Der Tag graute, da ward das Röcheln immer schwächer, der Atem fast unhörbar, ja er schien fast aufzuhören. Dann und wann kam wieder ein röchelnder Ton, und bei jedem glaubte man, es sei der letzte, denn der Puls war kaum mehr fühlbar, aber der Körper fing nicht an, kalt zu werden, und der Schweiß, den der Kampf dem starken Körper auspreßte, blieb warm.

Von Hoffnung war aber keine Rede. Jedermann, selbst die Königin, mußte das endliche Ende dieses furchtbaren Todeskampfes als eine Erlösung für den schwer leidenden Monarchen betrachten. Unterdessen waren auch die Minister v. Auerswald und v. Bernuth auf Befehl des Regenten eingetroffen und hielten sich im Vortragszimmer auf.

So kam der erste Tag des neuen Jahres. Der Potsdamer Morgennebel fror zu einem kurzen Schneefall, bis sich die Sonne Bahn brach und blutigrot und schrecklich schön zu den Fenstern des Sterbezimmers hereinschien.

Der Zustand des Königs blieb genau derselbe, wie er um sieben Uhr gewesen. Die Mattigkeit schien eine längere Lebensdauer unmöglich zu machen, und dennoch lebte der arme Herr von Sekunde zu Sekunde. Aus Sekunden wurden Minuten, aus Minuten Stunden. Endlich, um halb zehn Uhr etwa, fing der König an, gleichmäßiger zu atmen, hörte auf zu röcheln. Der Kampf machte eine Pause. Der König schlief ein!

Jetzt erklärten es die Ärzte für nötig, daß in dem Krankenzimmer so wenig Personen, wie möglich, blieben, damit nicht zuviel Sauerstoff absorbiert werde. Hoffnung gaben sie nicht, aber sie eröffneten, daß neue Anzeichen des Todeskampfes zu erwarten seien, ehe es zu Ende ginge. Sie hofften daher, den Regenten und die Königliche Familie rechtzeitig benachrichtigen zu können, wenn diese sich in den dem Krankenzimmer benachbarten Gemächern von Sanssouci aufhalten wollten. Es räumte also die ganze Familie und alles Gefolge das Zimmer, in dem nur die

Königin, die Ärzte, Snethlage und die nötige Bedienung beim Sterbenden blieben.

Um zwölf Uhr gab ich meinen Dienst an Rauch ab. Ich fühlte mich sehr krank. Schon am Abend vorher hatte sich die Erkältung, die ich mir mittags zugezogen, durch einen heftigen Schmerz in der Brust gemeldet. Ich konnte nur mit Mühe sprechen, denn jedes Wort tat mir wehe, und ich hatte deshalb schon in der Nacht nur gesprochen, wenn ich Befehle geben mußte. Sowohl die Erregung als auch der Temperaturwechsel, dem ich mich im Dienst noch bei dem nötigen Verkehr aus dem Sterbezimmer, wo die Fenster offen waren, in die geheizten Salons und ins Freie aussetzen mußte, vermehrte meine Brustschmerzen stark. Das Thermometer sank in dieser Nacht auf achtzehn Grad Réaumur unter Null.

Nach zwei Uhr stellte sich wieder etwas Röcheln beim Könige ein. Es ging aber bald vorüber.

Um vier Uhr wurden alle versammelten Gefolge in der Galerie gespeist, in der es so eng war, daß man sich kaum umdrehen konnte.

Nach diesem Diner fiel ich fast um vor Brustschmerz und Abspannung. Ich fand Grimm, der aus dem Krankenzimmer kam, um zu ruhen. (Jeder der Ärzte hat an diesem Tage nach solcher Nacht nur je zwei Stunden geruht. Am Abend standen wieder alle drei am Sterbebett. Nur Dr. Cammerer ist nachher nicht schwer erkrankt. Um die beiden anderen sind wir später ernstlich besorgt gewesen.)

Grimm sagte mir, der König sei wieder ganz ruhig. „Solche Gehirnkranke", fügte er hinzu, „zeigen manchmal rätselhafte Erscheinungen. Wenn sie beim Beginn des Kampfes nicht bald erliegen, dann dauert der Kampf in der Regel über vierundzwanzig Stunden. Ich glaube nicht, daß der König vor Mitternacht stirbt. Gehirnkranke sterben meist bald nach Mitternacht."

Daraufhin begab ich mich in das Zimmer des Flügeladjutanten vom Dienst, legte mich hin und befahl meinem Diener, mich um halb zwölf Uhr zu wecken, wenn ich schlafen sollte. Ich schlief wie ein Toter und merkte von weiterem Verkehr einige Stunden lang nichts. Es fiel auch weiter nichts vor in dieser Zeit, als daß die Großherzogin-Mutter von Schwerin ankam und bei der Königin am Bett blieb. Viele Mitglieder der Königlichen Familie fuhren nach Potsdam und begaben sich im Stadtschloß zur Ruhe. Der Regent und die anderen Brüder des Königs blieben in Sanssouci in kleinen Zimmern, die in der Eile hergerichtet waren.

Als mich mein Diener um halb zwölf Uhr abends weckte, kam auch die Nachricht, daß Böger den Regenten habe holen lassen. Ich eilte zum König.

Es hatte sich nach elf Uhr wieder das Röcheln eingestellt. Krampfhafte Bewegungen des Kopfes und eine sichtbare Erschlaffung in den Gesichtszügen zeigten an, daß die Lebenskraft den Kampf aufgegeben habe. Da sagte einer von den Ärzten zur Königin: „Ich hoffe, daß Seine Majestät nun endlich bald erlöst sein werden.“ So entsetzlich war der Kampf, daß man selbst der Königin gegenüber sagen durfte, man hoffe, der von ihr geliebte Gemahl werde bald sterben, ja noch mehr, daß dies die einzige hier richtig angebrachte Ausdrucksweise war.

Die Königin, welche seit dem einunddreißigsten Dezember um fünf Uhr nachmittags das Bett des Königs nur wenige Male auf fünf Minuten verlassen und nur eine halbe Tasse Kaffee zu sich genommen hatte, kniete stumm nickend am Bett des Königs nieder. Der Regent war anwesend und stand am Fußende des Betts, den König ansehend. Die Mitglieder der Königlichen Familie kamen allmählich wieder an. Einzelne kamen zu spät aus Potsdam. Auch die Hofdamen erschienen, selbst Gräfin Dönhoff, so krank sie auch war. Wieder gruppierte sich alles, wie gegen das Ende der vergangenen Nacht.

Ich konnte noch einmal das lebende Antlitz des verehrten Mannes und Königs sehen, dem ich das Glück hatte, so nahe zu stehen, und der mich mit seinem Zauber der Liebenswürdigkeit so ganz gefesselt hatte. Er lag auf dem Rücken, das Haupt nach rechts geneigt, den Ausdruck des fürchterlichen Kampfes in den Zügen. Die Königin kniete neben ihm, das Haupt gegen den König gelehnt, das Gesicht nach dem Zimmer zugewendet, wie eine Heilige, die ihn beschützt. Eine geraume Zeit trat keine Veränderung in dieser Lage ein.

Plötzlich machte der König eine Bewegung, als ob er sich aufrichten wollte, bog dann aber den Kopf krampfhaft gegen die Kissen zurück. Die Königin sah ihn an. Seine Züge nahmen den Ausdruck der Verklärung, der inneren Seligkeit an, als ob er froh sei, endlich dies Leben voll Qual los zu sein, ein Lächeln flog über sein Gesicht, noch ein Aufseufzen, und er sank zusammen. Der König war nicht mehr!

Der letzte freundliche Ausdruck blieb dauernd in seinen Gesichtszügen.

Der Augenblick des Todes war durch die Bewegungen des Sterbenden so deutlich bezeichnet, daß kein Zweifel entstehen konnte. Der Regent brach mit einem unterdrückten Schrei zusammen. Er war König! Diese Last war ihm zu schwer.

Dann aber erhob er sich auf die Knie, und alle knieten nieder. Snethlage sprach mit lauter, kräftiger Stimme ein kurzes, sehr schönes Gebet. Als dies beendet war, erhoben sich alle. Ich war in diesem Augenblick der einzige, der nach der Uhr sah. Es war nicht unwichtig. Meine Aussage ist nachher maßgebend gewesen. Es war zwölf Uhr vierzig Minuten.

Danach wurde der Todestag unzweifelhaft als auf den zweiten Januar 1861 fallend festgestellt, denn zwischen dem Augenblick des Todes und dem Ende des Gebets sind nicht fünf Minuten verstrichen.

Die Königin war auch aufgestanden. Sie ging auf den neuen König zu und sagte ihm: „Gott gebe Dir Kraft zu Deinem schweren Amt." Dann dachte sie, vom Schmerz tief gebeugt, wie sie war, die Leere im Herzen, denn sie hatte nichts mehr, wofür sie leben sollte, durch die Anstrengung bis zum Tode ermattet, doch zunächst daran, den Anwesenden zu danken. Sie reichte dem Regenten, der Königlichen Familie, Snethlage, den Ärzten, Kammerdienern und Leibjägern die Hand, dann kam sie vom Totenbett hergeschlichen, suchte uns alle, jeden einzelnen, auf, dankte durch Darreichung der Hand, ohne ein Wort, denn sie war zu schwach zum Sprechen. Nur als sie Gräfin Dönhoff sah, sagte sie: „Mein Gott, Sie hier? Beste Dönhoff, das kann gefährlich für Sie werden." (Als am anderen Morgen Gräfin Dönhoff erwachte, hatte sie schon eine Botschaft von der Königin, die nach ihrem Befinden fragte.) Die gute Königin lebte eben nur für andere ihr ganzes Leben.

Dann sagte die Königin laut: „Nun geht alle hin und küßt ihm noch einmal die Hand, so lange sie noch warm ist", und mit diesen Worten zog sie sich in ihr Zimmer zurück.

Und so taten alle, einer nach dem anderen, knieend und sahen noch einmal die Züge des teuern Königs. Er lag da, mild und freundlich, zwar mit geschlossenen Augenlidern, aber mit einem Ausdruck der Güte, des Wohlwollens, des inneren Seelenfriedens, wie er ihn in seinen gesunden Tagen immer hatte, wenn er jemandem eine Gnade erwiesen hatte, wie ich ihn aber in dem letzten, schmerzvollen Jahre seiner Krankheit nicht mehr erlebt habe.

Während wir ihn so betrachteten, wurde leise gesagt: „Die Königin will wieder kommen." Auch die letzten verließen jetzt das Zimmer und gingen in den Marmorsaal. Die Türen schlossen sich hinter uns. So hatte sich durch die Worte der Königin eine Trauercour unvorbereitet entwickelt, von einer Feierlichkeit und Würde, wie sie kein Zeremonienmeister ausdenken kann.

Im Marmorsaal versammelte Seine Majestät der König die Adjutanten des verblichenen Herrn. Er dankte uns für die Treue, mit der wir bei seinem Bruder ausgeharrt, und sagte, er werde uns unsere strenge Pflichterfüllung, in der keiner von uns je einen Augenblick gewankt, nie vergessen und gab jedem von uns die Hand.

Diese Worte hoben, was wir getan, mehr hervor, als wir es verdienten. Wir hatten den König aus Liebe gepflegt und nicht an unsere

Pflicht gedacht. Die Liebe aber kann nicht anders handeln, als sie es tut, also ist kein Verdienst dabei. Wenn des Verdienstes wegen gehandelt wird, dann ist keine Spur von Liebe vorhanden.

Mehr Eindruck als die Worte machte die Art und Weise, wie der König sprach. Seine Rede ward mehrfach, der Tränen wegen, unverständlich. Was er sagte, war der wahre Ausdruck seines innersten weichen Gemüts, und das war, was tiefen Eindruck machte.

Nun folgten einige sehr peinliche Stunden: Arrangements, Befehle für größere und kleinere Angelegenheiten, Dinge, die entschieden und bald entschieden werden mußten und in solchen Momenten oft recht zarter Natur sind. König Wilhelm zeigte hierbei viel Edelsinn und Takt.

In diesen Stunden sah ich noch die Ärzte und Snethlage. Sie waren alle bis auf den Tod erschöpft. Sie hatten, jeder mit Unterbrechung von zwei Stunden Ruhe, sechsunddreißig Stunden stehend am Sterbebett des Königs zugebracht, deshalb waren ihnen die Beine wie zerschlagen. Am meisten verwundert hat mich diese Ausdauer von dem braven, alten Snethlage, der nahe an siebzig Jahre zählte. Diese Herren waren so matt, daß sie zusammenbrachen. Wir brachten ihnen Stühle. Einer von ihnen machte den Versuch, aufzustehen, als der König in seine Nähe kam, der ihn selbst daran verhinderte, aber es wäre ohnedies nicht gelungen. Dann wurden sie zu Bett gebracht.

Gegen vier Uhr morgens bedurfte man unser nicht mehr, und wir begaben uns zur Ruhe.

Nach dem Tode des Königs.

Nach einigen Stunden der Ruhe erfuhr ich, als der Tag angebrochen war, daß in den nächsten Tagen die Leiche ausgestellt werden sollte. Ich begab mich also auf einen Tag nach Berlin, um mich dort, von allen Menschen abgeschlossen, in meinen eigenen vier Pfählen der Ruhe hinzugeben und zu den nachfolgenden Zeremonien zu stärken, die noch bedeutende Anforderungen an meine Kräfte in Aussicht stellten.

Nachdem die Sektion und Einbalsamierung der Leiche beendet war, wurde dieselbe vom vierten Januar ab öffentlich ausgestellt. Sie lag auf dem Paradebett im großen Vortragszimmer. Eine Menge Lichter brannten. Eine Anzahl Dienerschaft, Flügeladjutanten, Generaladjutanten, Kammerherren usw. standen dabei auf vom Zeremoniell genau vorgeschriebenen Plätzen. Diese Ausstellung fand vor- und nachmittags statt. Von zwölf bis zwei Uhr mittags war Pause, behufs Lüftung und

Reinigung, denn jeder Mensch hatte Zutritt, und der Andrang des Volks war ungeheuer. Das Volk benahm sich übrigens sehr würdig bei der Veranlassung, und es fiel nichts vor, was Anstoß erregt hätte.

Bei der Aufstellung am Paradebett lösten wir uns alle Viertelstunde ab, denn länger konnte man in dieser Stickluft nicht stillstehen. Außerdem hatte aber, sobald die Leiche aus den Händen der sezierenden Ärzte gekommen war, immer ein Flügeladjutant die Wache an der Leiche, die er nie verlassen durfte. Außer uns vier zuletzt diensttuenden Adjutanten baten, zu diesem Dienst verwendet zu werden, noch vier frühere Adjutanten, die jetzt Regimenter kommandierten: Bismarck, Gröben, Treskow, Schlegell. Es wurde die Einrichtung getroffen, daß die Leichenwache doppelt besetzt ward, damit die Wachenden doch essen gehen konnten usw. Die permanente Wache dauerte vierundzwanzig Stunden, mit Ablösung um Mitternacht.

Während der Paradeaufstellung der Leiche entstand in dem Saale (dem großen Vortragszimmer) durch die vielen Kerzen und die Menschenmassen eine so dicke Luft, daß man fürchtete, die Leiche könne in Verwesung übergehen. Es wurden daher in der Zwischenzeit und während der Nächte alle Fenster geöffnet. Die Kälte nahm zu. Es waren in den sternhellen Nächten zwanzig Grad Réaumur. Wir mußten im Paradeanzug dastehen, Tag wie Nacht, und wenn man auch einen Mantel umhängen durfte, so litt man doch sehr durch die Kälte.

Am vierten Januar, an dem Tage, an welchem die Leiche zum ersten Male öffentlich ausgestellt gewesen war, kam die Königin-Witwe in der Zeit zwischen zwölf und zwei Uhr, während das Publikum ausgeschlossen war, zur Leiche. Ich hatte die Wache und sah hier die Königin zum ersten Male wieder seit dem Tode des Königs.

Ihr Anblick schnitt mir ins Herz. Das war nicht mehr die hehre, Achtung gebietende, und doch alle beglückende und alle tröstende Frau, wie sie es bis zum Tode des Königs gewesen war. Die übermenschlichen Anstrengungen, der tiefe Schmerz, das Gefühl des Verlusts von allem, woran sie im Leben hing, die vielen schlaflosen Nächte, hatten sich geltend gemacht. Die Körperkräfte waren geschwunden, seit der Zweck aufgehört hatte, sie zu erhalten. Der Geist hatte keinen Willen mehr, dem Körper zu gebieten, also brach dieser zusammen. Die Königin sehnte sich nach dem Tode. Das Gefühl der Ermattung gab den sonst so stolzen und schönen Augen einen Ausdruck der flehentlichen Bitte um Hilfe, welcher bis in das Innerste der Seele drang. Sie ging nicht, sie schlich wie ein Schatten.

Gerlach war gerade bei der Leiche. Wir beide traten an sie heran, sie gab uns die Hand; dann lehnte sie sich an die Tür und sagte: „Mein Gott, ich bin so matt, so schwach, ich kann mich gar nicht halten.“ Auf den Sarg blickend, der auf einer Erhöhung stand, sagte sie: „Ach, da sind Stufen, wie komme ich da hinauf?“

Ich fragte, ob ich es wagen dürfe, sie zu unterstützen, und sie antwortete: „Helfen Sie!“ Ich führte sie hinauf, sie kniete am Sarge nieder und betete, und als sie aufstand, half ich ihr wieder. Sie legte einen Kranz auf den Leichnam. Der Kranz war von Efeu. „Der Efeu“, sagte sie, „kommt mir vor, wie ich selbst. Auch ich muß mich an den Stamm ranken, zu dem ich gehöre, der Stamm ist nicht mehr. Ich falle zusammen. Ich weiß gar nicht, wozu ich noch leben soll. Ich habe ja keinen Zweck mehr. Ein Glück für mich ist, daß ich eine alte Frau bin, und daß es also nicht mehr lange dauern kann.“

Später kam die Großherzogin von Mecklenburg und Prinzeß Alexandrine hinzu. Letztere hielt es nicht lange aus. Sie hatte ja beide Majestäten immer wie ihre Eltern betrachtet. Jetzt ward sie blaß, sank zusammen und mußte fortgeführt werden.

„Wie merkwürdig“, sagte die Königin, „dies junge Mädchen, frisch, gesund und kräftig, wird ohnmächtig, und ich alte Frau lebe ruhig weiter. Habe ich denn wirklich weniger Gefühl als andere?“

Wir suchten sie zu trösten, so gut es möglich war. Ich hatte das Glück, daß mir auf ihren letzten Satz die Antwort einfiel: „Nein, aber mehr Gottvertrauen.“ Sie sah mich groß an, schwieg, dann warf sie mir einen freundlichen und dankbaren Blick zu und ging.

Ich habe mir immer Vorwürfe darüber zugezogen, daß ich zu wenig Wert auf äußere Zeichen persönlicher Auszeichnung legte. Oft habe ich es recht lächerlich gefunden, wenn jemand stolz darauf war, der Königin die Mantille reichen zu dürfen. Daß außer der diensttuenden Hofdame jemand, der nicht zur Königlichen Familie gehörte, der Königin den Arm reichen dürfe, galt als eine sehr große Auszeichnung, die aber unter anderen Verhältnissen wohl unbemerkt an mir vorübergegangen wäre. Daß sie mir aber in dem Augenblick zuteil wurde, in dem die Königin zur Leiche ging, um zu beten, das hatte für mich einen großen Wert, und ich sprach mich nachher zu den Hofdamen darüber aus, welchen Wert ich darauf legte. Die Königin kam am Abend wieder, betete am Sarge, dann pflückte sie ein Blatt vom Efeukranze ab, gab es mir zum Andenken und ging. Ich vermag nicht zu beschreiben, was ich da empfand. Es muß der Königin wohl mitgeteilt worden sein, welchen Wert ich auf diese, an sich so einfachen Vorgänge legte, denn sie hat später genau acht darauf gehabt, daß sie zu den Zeiten kam, in denen nach und nach alle vier Adjutanten

den Dienst hatten, damit jeder sie einmal führen konnte. Dann schenkte sie ihm ein Blatt. Graf Kanitz hatte bis zum Abend des sechsten (also bis zum Vorabend der Beisetzung) das Unglück, nicht die Gelegenheit dazu bieten zu können. Da kam die Königin gegen Mitternacht seinetwegen noch einmal in das Leichenzimmer.

Sie pflückte auch Blätter ab für die Leibjäger und Kammerdiener. Diese acht treuen Seelen hatten solche Anerkennung wohl verdient. Wohl hatte jeder seine Fehler, aber seit der Erkrankung des Königs, also seit mehr als drei Jahren, waren alle deren Fehler in ihrer Aufopferung, Treue, Ausdauer, Diskretion und einem in diesem Stande seltenen Takt aufgegangen. Solche Selbstlosigkeit tut wohl, wo man sie findet.

Der Riese Tscheuschner hatte sich im Glauben an seine eigene Ungeschicklichkeit, die in Wahrheit aber gar nicht vorhanden war, stets zurückgehalten. Er hatte den König sehr verehrt und konnte sich gar nicht über den Tod trösten. Insbesondere konnte er die Königin gar nicht ansehen, ohne weich zu werden und verbarg sich deshalb immer, wenn sie kam. Die Königin fragte nach ihm: „Ist er krank? Er hat soviel Gemüt und ist wie ein gutes Kind. Er grämt sich gewiß sehr." Als ich ihr sagte, daß er sich immer vor ihr verberge, mußte ich ihn rufen. Sie sprach mit ihm, gab ihm ein Efeublatt, und er war so gerührt davon, daß ich ihn noch aufrichten mußte.

In ihr Zimmer nahm die Königin noch mehr Blätter mit, gab davon den Hofdamen und sagte dann zur Hofdame: „Ach Gott, die Ärzte haben noch keine Blätter. Ob ich ihnen wohl eine Freude damit mache?" — „Aber, ist es nicht verletzend für sie, daß ich an die Kammerdiener erst gedacht?" So rücksichtsvoll war die Königin mitten in ihrem Gram. Auf die Erwiderung, daß aus ihrer Hand jetzt nichts verletze, ließ sie die Ärzte kommen und gab ihnen Blätter.

Außer dem Flügeladjutanten mußten des Nachts noch ein Kammerdiener und ein Leibjäger bei der Leiche bleiben. Diese Leute waren, besonders in der ersten Nacht, noch entsetzlich ermattet von den Anstrengungen der Pflege und baten mich um Erlaubnis, sich in Pelz und Fußsack gehüllt in Lehnstühle setzen zu dürfen. Ich erlaubte es ihnen, denn mir kam doch kein Schlaf.

Ich stellte mich der Leiche gegenüber, lehnte an einen Türpfosten und verlor das Gesicht des Königs nicht aus den Augen.

Die Fenster waren weit geöffnet. Der Mond beleuchtete das lächelnde Gesicht der Königlichen Leiche, und nachdem die Königin ihr Abendgebet bei derselben verrichtet hatte, nahmen die mich erfüllenden Gefühle die folgende Form an:

Leichenwache in der Nacht vom 4. zum 5. Januar 1861.

Glänzend in der Sterne Pracht
Wölbt sich hoch des Himmels Zelt.
Schneeweiß durch die helle Nacht
Prangt der Erde Winterwelt.
Und des Mondes kalte Klarheit
Kündet uns die hehre Wahrheit,
Daß das Walten höh'rer Mächte
Eisig kalt wie Winternächte.

In dem größten Glanz der Erde
Ruhet auf der Totenbahr'
Ohne Leid jetzt und Beschwerde
Der, der Vater allen war.
Freundlich lächeln seine Züge
Wie des Kindes in der Wiege,
Und es klagen Millionen
Auf zum König aller Kronen.

An der Bahre betet trauernd
Die verehrte Königin.
Nicht verzagend, klagend, schauernd,
Ist ihr Gott ergebner Sinn.
Nein, der alles ihr geraubt hat,
Dem sie glaubt und stets geglaubt hat,
Der sie traf durch harte Schläge,
Dem vertraut sie ihre Wege.

Liebe führte sie durchs Leben,
Jetzt stützt Glaube ihre Hand,
Hat die Hoffnung ihr gegeben:
Wiederseh'n im bessern Land.
Tief gebeugt ist zwar ihr Sinn,
Alles ist hinieden hin,
Doch den wahren Christenglauben
Konnt' der Tod ihr nimmer rauben.

Also spiegelt Sternenkranz,
Mondesklarheits kühle Pracht,
Wie der nächt'ge Winterglanz
Zwar die eis'ge Todesnacht,
Spiegelt aber an der Bahre
Am erhab'nen Königspaare
Auch, im Glanz der Allgemeinheit,
Wahrer Christen Seelenreinheit.

Die feierliche Beisetzung der irdischen Überreste des Königs ward auf den siebenten Januar festgesetzt. Täglich kamen bis dahin Deputationen aus allen möglichen Monarchien an, um der Feier beizuwohnen. Am fünften Januar abends wollte ich von der Paradeaufstellung in das Kämmerchen zurückkehren, das mir im Kavalierhause von Sanssouci als Wohnung diente. Da ward ich beschieden, meine Stube sei einem österreichischen Erzherzog angewiesen. Meine Effekten waren indessen in eine Stube in der neuen Orangerie von Sanssouci gebracht, die mir als Aufenthaltsort angewiesen war. Noch von der Nachtwache bis auf den Tod ermattet, schleppte ich mich dorthin. Unterwegs fiel ich bis an die Brust in frisch gefallenen Schnee, und endlich erreichte ich im Dunkeln die für mich bestimmte Stube, oben in einer Etage, die erst im letzten Herbst aufgesetzt war. Zwar hatte mein Diener ein wahres Höllenkaminfeuer gemacht, aber es war doch eisig kalt in den frisch gebauten, ausgefrorenen Mauern. Darum legte ich mich bald ins Bett, mich dort zu wärmen, und die Übermüdung nach der Nachtwache bei der Leiche und dem zere-

moniellen Paradestehen am Tage ließ mich bald einschlafen. In der Nacht aber wachte ich, von einem krampfhaften Kopfschmerz geplagt, auf. Ich wollte aufstehen, aber meine Glieder versagten den Dienst. Ich rief nach meinem Diener. Bei näherer Untersuchung ergab es sich, daß die mörderische Kälte auch die nach innen ausgeschwitzte Feuchtigkeit der frisch aufgeführten Mauer in eine Eisplatte umgewandelt hatte, an der ich mit dem Kopfe gelegen hatte. Durch Reiben wurden meine Glieder wieder gelenkig, und wohl eingepackt erwartete ich den Morgen am brennenden Kamin. Dann flüchtete ich in die Wohnung der Ärzte in der Mühle von Sanssouci und kampierte von da ab bei ihnen auf einem Sofa.

Am siebenten Januar versammelte sich alles zur feierlichen Beisetzung. Das Thermometer war in der Nacht bis auf mehr als zwanzig Grad unter Null gesunken und stieg im wärmsten Augenblick des Tages in der Sonne nicht höher als dreizehn Grad Kälte. Der Sarg wurde geschlossen, die sinnbildlichen Abzeichen darauf befestigt. Als der Reichshelm an dünnen Drahtfäden festgemacht ward, bemerkte ich den Arbeitern, daß das nicht genüge. Sie meinten aber, die Drahtfäden hielten alles aus.

Der Zug setzte sich in Bewegung, wir Flügeladjutanten gingen zu den Seiten des Sarges. Bei dem Schütteln des Wagens rissen die Drahtfäden, und der Reichshelm drohte vom Sarg herabzustürzen. Da rief der Feldmarschall Wrangel, es sollten zwei Flügeladjutanten auf den Wagen steigen, den Helm zu halten. Werder und ich, die beiden ältesten der zuletzt Diensttuenden, ließen uns dieses Ehrenamt nicht nehmen, wir sprangen auf den Wagen mit niedrigen Rollrädern und hielten den Helm auf dem Sarge fest. Wir mußten die Hand hoch in die Höhe strecken, um den Helm zu erreichen, weil der Paradesarg so hoch war. Ich hatte nur dünne Lederhandschuhe an, denn wir gingen im Paradeanzuge mit umgehängten Mänteln und waren nicht mit Pelzhandschuhen versehen, weil wir solchen Fall nicht erwarteten. Als ich nach einem langsamen Marsch von dreiviertel Stunden an der Friedenskirche von dem Katafalk herunterstieg, hatte ich das Gefühl, mir sei die rechte Hand abgefroren. Es hat mehrere Stunden gedauert, bis unter den folterndsten Schmerzen wieder Blut und Leben in diese Hand kam.

Die Beisetzungsfeierlichkeit war sehr erhebend. Besonders als der Geistliche über dem Sarge den Segen sprach, der Donner der Geschütze die Fenster der Friedenskirche erzittern ließ, und der alte Wrangel das Reichsbanner auf den Sarg senkte, da wurde alles nochmals von innigster Wehmut erfaßt.

Nach der Beisetzung. Nach der Beisetzung befahl die Königin Augusta das ganze Gefolge des Königs Friedrich Wilhelm IV. und der Königin

Elisabeth und sagte uns in schöner Rede anerkennende Worte über unsere Anhänglichkeit an das Königspaar. Nach dem Diner sah ich General v. Gerlach noch ohne Mantel über den Hof gehen. Ich sprang auf, brachte ihm einen Mantel, machte ihm Vorwürfe und brachte ihn zu Bett.

Gerlach hatte, seit sich der nun verewigte König als Kronprinz vermählt hatte, zu den intimsten Freunden desselben gehört. Auf ihn rechnete die Königin für die Zukunft, denn er teilte die meisten ihrer Erlebnisse mit dem entschlafenen Gemahl. Er war imstande, mit ihr die meisten und wertvollsten Erinnerungen an eine glückliche Vergangenheit in Zukunft auszutauschen.

In den Sterbetagen des Königs hatte Gerlach schon eine ihm sonst fremde Verwirrung der Gedanken gezeigt. Ein kleines Geschwür am Kopfe machte die Ärzte aufmerksam. Sie fürchteten eine Blutzersetzung infolge des Kummers. Am Morgen des siebenten Januar verbot ihm Böger, an der Leichenfeier teilzunehmen, weil ihm der Helmdruck und die Kälte bei diesem Geschwür schädlich sein konnte. „Herr Doktor", antwortete Gerlach, „ich danke Ihnen, aber ich folge meinem Könige zu Grabe, und wenn es sein soll, ins Grab."

Und so geschah es. Als ich ihm auf der Terrasse den Mantel brachte, kam er von der Königin-Witwe. Dann legte er sich zu Bett und starb den dritten Tag.

Als man der Königin meldete, daß die Krankheit Gerlachs einen gefährlichen Charakter angenommen, begab sie sich zu ihm, und in dem Augenblick, als sie in sein Zimmer trat, tat er den letzten Atemzug.

„Wie ich ihn beneide", hat sie mir später einmal gesagt.

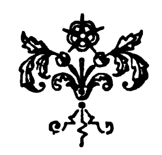
Mich hatten die Erkältungen, Anstrengungen und Gemütsbewegungen derart erschüttert, daß ich mehrere Tage in meiner Wohnung teilnahmslos lag und mit niemand verkehren konnte. Meine Nerven blieben noch lange Zeit tief erschüttert. Über ein halbes Jahr lang litt ich an absoluter Schlaflosigkeit, bis mich mein Dienst in die Schweiz führte, wo ich durch Überanstrengung des Körpers durch Alpensteigen in der stärkenden Luft endlich wieder schlafen lernte. Als ich dann imstande war, zu einem dreitägigen Aufenthalt nach Sanssouci zu fahren, da fand ich, daß wir der armen Königin doch nicht ganz unnütz waren.

Sie befahl uns des Abends zum Tee. Da saß die gewohnte Abendgesellschaft wie zu den Lebzeiten des Königs. Nur sein Platz war leer. Auf demselben lagen die Massen seiner eigenhändigen Skizzen, die er abends beim Tee gezeichnet hatte, während vorgelesen wurde, und die die Kammerdiener gesammelt der Königin übergeben hatten. Jede einzelne Skizze ward betrachtet und zirkulierte am Teetische. Die Königin suchte die vollendetsten aus, legte sie besonders und ließ sie photographisch ver-

vielfältigen. Auch ich erhielt später ein Exemplar dieser Sammlung zum Geschenk. — Dabei bewegte sich die Unterhaltung lediglich um den König. Es war der Königin einzige Erholung, von ihm zu sprechen. Da konnte sie zuweilen lachen, wenn man sie an frohe Zeiten erinnerte, denn es war ihr dann, als sei er dadurch gegenwärtig.

Am siebzehnten März fuhr sie nach Charlottenburg zu Wagen, um, seinem Testament gemäß, sein Herz zu den Füßen seiner Eltern im Mausoleum zu Charlottenburg beizusetzen. — Um das Aufsehen, das eine Eisenbahnfahrt erregt haben würde, zu vermeiden, begab sie sich zu Wagen nach Charlottenburg. Böger und ich folgten in einem zweiten Wagen. Unterwegs litten wir sehr durch die große Hitze. Es war ein außergewöhnlicher Winter. Nach der ungewöhnlichen Kälte im Januar herrschte schon im März eine tropische Hitze.

Am 2. April traten wir Flügeladjutanten des verewigten Königs in den Dienst beim regierenden Könige über, und mit diesem Tage hatte somit mein Dienst bei Friedrich Wilhelm IV. ein Ende.



Sechstes Buch.

Flügeladjutant bei König Wilhelm.

1861 bis 1863.





1. Das Jahr 1861.

Zum Dienst beim König Wilhelm.

Am zweiten April 1861 traten wir vier Flügeladjutanten zum Dienst beim König Wilhelm über. Er hatte seine Adjutanten und Generalstabsoffiziere: Oberst v. Boyen, Oberst v. Schimmelmann, Major v. Strubberg, Major v. Steinäcker und Rittmeister v. Loë ebenfalls zu seinen Flügeladjutanten ernannt, und so waren wir neun zum Dienst. Diese Zahl war überkomplett. Einer seiner Adjutanten, Graf Goltz, hatte schon das Königs-Husaren-Regiment erhalten, sonst wären wir gar zehn gewesen statt der etatsmäßigen sechs, außer dem in Petersburg kommandierten Major v. Loën.

Der Dienst war aber nicht nur durch die große Zahl der Adjutanten unendlich viel leichter, als bei König Friedrich Wilhelm IV. Dem König Wilhelm war es ganz gleichgültig, wer den Dienst hatte, wenn der Dienst nur überhaupt getan wurde. So konnten die Adjutanten, ohne ihn zu fragen, den Dienst miteinander tauschen, wenn einer etwas vorhatte. Überdem hatte König Wilhelm fast gar keine persönlichen Bedürfnisse, besorgte sehr viel selbst, was bei Friedrich Wilhelm IV. der Adjutant tun mußte, und somit hatte der Adjutant jetzt eigentlich weiter nichts zu tun, als die Personen zum Vortrage und zu Audienzen zu bestellen oder anzumelden. Eine peinliche Pünktlichkeit in der Tageseinteilung erleichterte außerdem allen von ihm abhängigen Personen das Leben ungemein.

Der König hatte ferner ein sehr scharfes Auge, konnte sich auch körperlich immer behelfen, deshalb ging und fuhr er, außer bei offiziellen Gelegenheiten oder auf Reisen, immer allein und brauchte seine Adjutanten selten. Daher wohnte der Adjutant auch nicht, wie bei Friedrich Wilhelm IV., bei ihm im Palais in Berlin, sondern kam nur des Morgens

um neun Uhr zum Dienst. Mit dem Schlage neun Uhr mußte er beim König eintreten, brachte die tags vorher festgestellte Tageseinteilung mit, empfing dazu noch die sonstigen Befehle für den Tag, die mit Einfachheit und Klarheit gegeben wurden, und wenn mittags der letzte der zum Vortrag oder zur Audienz Bestellten dem König angemeldet ward, mußte der Adjutant fragen, was für Befehle für den folgenden Tag noch abzusenden seien und wurde dann entlassen, was also mitunter schon um ein, zwei oder drei Uhr geschah. Der König konnte es gar nicht leiden, den Adjutanten unbeschäftigt im Vorzimmer wartend zu wissen und meinte, es sei besser, derselbe ginge nach Hause und treibe etwas Nützliches oder amüsiere sich, da verbringe er die Zeit besser. Zuweilen opponierte ich, wenn er mich zu früh entlassen wollte und bemerkte, er habe ja noch um drei oder vier Uhr diesen oder jenen befohlen, und wenn er meinte, den könne der Kammerdiener ebenso gut anmelden, wie ich, stellte ich ihm vor, es könne doch ein Minister nicht durch den Kammerdiener empfangen werden, dazu habe der König ja seine Adjutanten. Dann lachte der König wohl und sagte: „Na, meinetwegen."

In seiner steten Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit war er dem verewigten Bruder gleich. Aber er übertraf ihn durch seine Gleichmäßigkeit der Stimmung und seine Ruhe. Es gehörte unendlich viel dazu, ehe er ungeduldig oder aufbrausend wurde. Gegen seine Dienerschaft war er ebenfalls immer freundlich und ruhig. Nie hörte ein Kammerdiener oder Lakai ein böses Wort. Wenn ein Versehen vorfiel, war der König von unerschöpflicher Nachsicht, und wenn ein Diener über sein eigenes Versehen sich aufregte, beruhigte ihn der König lächelnd. Einst war er unwohl gewesen und sollte nur eine Stunde im geschlossenen Wagen spazieren fahren. Gleich nach der Fahrt sollte ein Minister zum Vortrage kommen. Der König kam aus dem Zimmer, der Jäger hing ihm den Mantel um, und als der König in die Tür des Palais trat, um sich in den Wagen zu setzen, war kein Wagen da. Der Jäger aber zitterte und bekannte mit Leichenbittermiene, er habe vergessen, den Wagen zu bestellen. König Wilhelm sagte lachend: „Mein Sohn, wenn Du dastehst und zitterst, kommt gewiß erst recht kein Wagen, sondern gehe hin und bestelle, daß angespannt werde." Dann wartete der König ganz ruhig und sagte mir lächelnd: „Es ist merkwürdig, solch ein Versehen kommt nur vor, wenn man wenig Zeit hat."

Mit rührender Liebenswürdigkeit und Aufmerksamkeit bemühte sich der König, uns, die wir Flügeladjutanten seines Bruders gewesen waren, den Wechsel leicht zu machen. Wir empfanden dies bei manchen kleinen und nicht erwähnenswerten Anlässen. Die Absicht war unverkennbar und fand auch bei uns die entsprechende Würdigung.

Wenn somit der Dienst bei ihm unvergleichlich viel leichter war, als bei seinem Bruder, so kann ich doch nicht sagen, daß er mich mehr befriedigte. Bei Friedrich Wilhelm IV. war ich immer dreimal vierundzwanzig Stunden in fortwährendem Dienst gewesen. Da mußte ich nachts in seiner Nähe schlafen und am Tage das ganze Leben mit ihm teilen. Am Tage war ich der verantwortliche Redakteur für das Gerippe seines geistigen Lebens, und außerdem war ich ihm Auge und Ohr und wachte über seine Gesundheit. Für die große Verantwortung, welche dadurch auf mir lastete, für die nervöse Anspannung Tag und Nacht, entschädigte mich aber das Bewußtsein, einen Teil des Oberhauptes der Monarchie ausgemacht, für seine Gesundheit, seine Zeiteinteilung gesorgt, auch für die Würde der Monarchie gewacht zu haben, denn es lag mir ob, zu achten, daß kein Unberufener zum König drang.

Das war bei König Wilhelm anders. Da kam ich um neun Uhr morgens, erhielt Befehl, dem Minister A., dem Rat B., General C. zu schreiben, er solle um zehn, elf oder zwölf Uhr kommen. Sie kamen, und ich meldete sie an. Jeder Unteroffizier, der schreiben konnte, wäre imstande gewesen, dies ebenso gut zu machen. Wenn ich dann um zwei Uhr etwa entlassen wurde mit den Worten: „Ich danke Ihnen, für Sie ist heute nichts mehr zu tun", dann erinnerte ich mich wohl der Zeit, wo ich Rekrutenexerzieren beaufsichtigte, und mein Hauptmann mir zuweilen sagte: „Ich bleibe jetzt hier, Sie können fortgehen."

Vergleich der beiden Könige miteinander. Überhaupt hatten diese beiden Königlichen Brüder bei aller Gemeinsamkeit der Eigenschaften echter Hohenzollern, doch große Verschiedenheiten in ihrer Art und Weise.

Beide waren von einer unbegrenzten Pflichttreue für ihren Beruf beseelt. Friedrich Wilhelm IV. lebte darin Tag und Nacht und hatte überhaupt gar kein anderes Interesse. Solange er wachte, beschäftigte er sich den ganzen Tag mit den dazu gehörigen Dingen. Er war in allen Fächern zu Hause, deshalb interessierte er sich auch mit einer stets regen Lebhaftigkeit für alles, was vorkam. Wissenschaften und Künste, Politik und Heeresangelegenheiten, juristische und Finanzfragen, in allem überstrahlte er seine Ratgeber an Wissen und Einsicht. Deshalb ging er allen vorkommenden Fragen auf den Grund. Er konnte sich dann so für einzelne Fälle interessieren, sich so lange dabei aufhalten, daß der Tag nicht ausreichte, und alles andere liegen bleiben mußte.

König Wilhelm arbeitete jeden Tag sein Pensum auf, und wenn er bis spät in die Nacht arbeiten mußte. Er betrachtete das als seinen Dienst. Wenn er aber nicht so lange zu arbeiten nötig hatte, dann war er froh, sich erholen zu können, oder er fuhr abends ins Theater, wo er in seiner

kleinen Loge hinter dem Vorhang auch wohl einmal ein ungestörtes Schläfchen machte. Lebhaftes Interesse hatte er vornehmlich für die Armee, in dieser wieder für die Infanterie und unter der Infanterie besonders für die Garde-Infanterie.

König Friedrich Wilhelm IV. hatte sich für alle Zweige aller Wissenschaften interessiert. Er beherrschte sie sogar alle, oft sicherer, als die Männer vom Fach. Er wußte auch, daß er sie beherrschte und fühlte sich in diesem Reiche vollkommen. Eine jede neue Entdeckung oder Erfindung interessierte ihn auf das lebhafteste, und er verfolgte sie bis in die kleinsten Einzelheiten hinein.

König Wilhelm war ebenfalls wissenschaftlich gründlich vorgebildet, und wenn er eine Entscheidung über eine Angelegenheit zu geben hatte, zu deren Erkenntnis wissenschaftliche Fragen gehörten, so wurde er in seiner Pflichttreue nicht müde, bis er dieselben auf das gründlichste erörtert hatte. Aber die Wissenschaft an sich interessierte ihn gar nicht, so lange er es nicht mit einem praktischen Ergebnis zu tun hatte. Um die Verhältnisse und die Geographie von Japan hatte er sich z. B. nie gekümmert. Als aber eine japanische Gesandtschaft in Berlin erwartet wurde, da studierte er alles, was man über Geschichte, Land und Leute von Japan in Berlin erfahren konnte.

Ich erfuhr eines Tages den Unterschied der beiden Könige in dieser Beziehung recht deutlich. Gewöhnt, wie ich beim verewigten Könige war, ihm die Reisezeit durch Erzählungen über Neuigkeiten auf wissenschaftlichem Gebiet zu kürzen, erzählte ich auch einmal dem König Wilhelm auf einer Fahrt, während welcher ich bei ihm allein war, von irgendeiner Erfindung, die im Werden aber noch nicht abgeschlossen war. Der König hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu und bewies mir durch sehr eingehende Querfragen, daß er das Thema vollständig erfaßt hatte. Als ich zu Ende war, fragte er: „Nun, und was soll ich nun tun?“ Ich bemerkte, die Erfindung sei noch nicht abgeschlossen. Da sagte er mir freundlich vorwurfsvoll: „Wenn ich noch nicht einschreiten soll, dann brauchten Sie meinen Kopf auch nicht eine halbe Stunde lang anzustrengen. Dann wäre es besser gewesen, ich hätte meine Gehirnsnerven ausgeruht und geschlafen.“ Er war eben haushälterisch mit seinen Kopfnerven, während Friedrich Wilhelm IV. die seinigen in einer fortwährenden Spannung erhielt.

Dieser hatte eine Freude an allem Genialen, an allem Neuen. Er erfaßte es mit Leidenschaft. Aber weniger, damit es werde, als bloß zu wissen. Wußte er es, dann langweilte es ihn, und es wurde alt, also bald durch ein anderes Neue in seinem Interesse verdrängt.

König Wilhelm hatte einen Widerwillen gegen jede Neuerung.

Drängte sie sich ihm aber als unabweisbar auf, oder hatte er sie nach langer Überlegung und gründlichem Studium und Besprechung als gut erkannt, dann erfaßte er sie und führte sie selbst ein und hatte Freude am Werden und Wachsen des Neuen.

Friedrich Wilhelm war der Mann der Idee, des Gedankenfluges, Wilhelm war der Mann des Schaffens, der Tat.

Es sind unter den großartigen Erfolgen des jetzigen Kaisers Wilhelm manche zu nennen, zu denen sein verblichener Bruder bereits die Idee ausgesprochen hatte. Er war aber vor den Schwierigkeiten zurückgeschreckt, die sich dagegen auftürmten. König Wilhelm hingegen hatte die Zähigkeit der Durchführung. Hatte er einmal etwas für richtig und notwendig erkannt, dann ließ er nicht eher nach, als bis er es durchgesetzt hatte und kam mit dem Eigensinn, der große Charaktere kennzeichnete, immer wieder auf seinen Plan zurück. Eine Schwierigkeit, vor der er zurückschreckte, gab es für ihn nicht, wenn er einmal etwas für richtig erkannt hatte.

Beide Monarchen waren sehr leutselig in der Kontroverse und duldeten jeden Widerspruch. Friedrich Wilhelm freute sich über einen Widerspruch gegen das, was er dachte, sagte, tat oder getan hatte, mehr, weil er sicher war, durch seine glänzenden Kenntnisse und seine meisterhafte Gabe der Rede jeden Widerspruch besiegen zu können, als um das Richtige erst noch zu erkennen, das er erfaßt zu haben meinte. Wilhelm hörte den Widerspruch gegen seine persönlichen Ansichten gern an, um einen Entschluß erst zu fassen und die Sache gründlich zu erwägen, ehe er entschied. Hatte er aber als König die Endentscheidung einmal gegeben, dann duldete er keine Kritik mehr. Da konnte er wohl sagen: „Hierüber ist nicht mehr zu reden. Der König hat entschieden."

Beide waren wohlwollend und gutmütig. Der Verlust eines Bekannten oder Freundes betrübte sie sehr. König Friedrich Wilhelm konnte darüber tagelang in trüber Stimmung sein. König Wilhelm weinte wohl bitterlich über solche Nachricht, aber die nächsten Ereignisse konnten diese Stimmung nach einer Stunde beseitigen.

König Wilhelm hat noch eine beneidenswerte Eigenschaft, die wenig Menschen gegeben ist. Er konnte immer schlafen, wenn er wollte. Es kam vor, daß er sich im Vortrag oder im Ministerrat abgespannt fühlte. Dann bat er die Herren, sie möchten sich eine Viertelstunde gedulden, ging ins Nebenzimmer und schlief zehn Minuten, worauf er ganz erfrischt wiederkam. Dazu war König Friedrich Wilhelm unfähig. Ihn regte das viel zu sehr auf, um was es sich handelte, als daß er danach hätte schlafen können, und bei ihm zeigte sich die Abgespanntheit durch eine steigernde Lebhaftigkeit und Reizbarkeit, und eine sehr interessante oder

wichtige Sache konnte ihm den nächtlichen Schlaf rauben. Das kam bei König Wilhelm nie vor.

Beide Brüder hatten die Gabe der freien Rede. König Friedrich Wilhelm glänzte durch blühende, bilderreiche Sprache, König Wilhelm traf mit kernigen, deutlichen und einfachen Worten stets den Nagel auf den Kopf.

So war für den diensttuenden Adjutanten der Dienst bei Friedrich Wilhelm IV. weit lehrreicher und interessanter, bei König Wilhelm I. bequemer.

Beide waren großartig angelegt. Friedrich Wilhelm IV. war ein großer Geist, Wilhelm I. ein großer Charakter.

König Wilhelm war immer von einer rührenden Bescheidenheit betreffs seiner geistigen Fähigkeiten. Der Flug der Ideen seines Bruders schien ihn, namentlich im Beginn seiner Regierung, niederzudrücken. Seine großartigen späteren Erfolge haben ihm dann wohl ein wenig mehr Zuversicht zu sich selbst gegeben, aber er ist doch immer bescheiden geblieben und schrieb die Erfolge nicht sich selbst, sondern seinen Organen und der göttlichen Hilfe zu. Beim Beginn seiner Regierung aber seufzte er oft über die Dinge, die ihm vorgelegt werden mußten. „Ach Gott", hörte ich ihn einmal sagen, „mein Bruder hat das alles so vortrefflich verstanden, und ich habe keine Idee von alledem. Ich hatte ja sicher darauf gerechnet, daß er mich überleben werde und mich deshalb um vieles nie gekümmert, worin ich jetzt Entscheidung treffen soll."

Aber er war gar nicht so ununterrichtet, wie er selbst glaubte. In juristischen Dingen hatte er ein klares, durchschlagendes Urteil, das manchen Vortragenden überraschte. In Kunstangelegenheiten traute er sich selbst nie ein Urteil zu und überließ die Entscheidung stets den Sachverständigen. Wenn er aber aus seinen Privatmitteln etwas kaufte, etwa ein Bild auf der Ausstellung für seine Zimmer und das wählte, was ihm gerade am besten gefiel, ohne einen Sachverständigen zu fragen, dann hatte er gewiß das beste herausgefunden.

Er war sehr religiös, aber lange nicht so kirchlich wie Friedrich Wilhelm IV. Die Satzungen der verschiedenen Konfessionen interessierten ihn wenig. Er war auch sehr tolerant gegen Andersgläubige. Ob seine Adjutanten katholisch oder evangelisch waren, das interessierte ihn wenig. Aber er konnte es nicht leiden, wenn ein Offizier seinen Glauben wechselte. Er ging in die Kirche, wenn er eine gute Predigt hoffte. Aber er blieb lieber zu Hause, als daß er eine schlechte Predigt hörte. Friedrich Wilhelm IV. ging gewohnheitsmäßig allsonntäglich in die Kirche. Wenn König Wilhelm zum heiligen Abendmahl ging, dann durfte sich an dem Tage kein Adjutant, kein Vortrag, kein Minister sehen lassen, er verkehrte

mit niemand. Friedrich Wilhelm IV. konnte nach der Kommunion seinen Regierungsgeschäften obliegen wie an allen anderen Tagen.

Beide Brüder waren wahrhaft fromm, aus Überzeugung, aber Friedrich Wilhelm IV. war kirchlicher und König Wilhelm religiöser.

Konflikte mit dem Landtag wegen der Militär-Reorganisation.

Als ich zum Dienst beim König Wilhelm beordert ward, Anfang April, begann der Konflikt mit den liberalen Parteien sich schärfer zu gestalten, nachdem der Seligkeitsdusel des Ministeriums der neuen Ära vom Jahre 1858 verraucht war.

Man wird sich erinnern, daß der Regent im Jahre 1859, als der Friede von Villafranca die Aussichten auf einen Krieg wieder in die Ferne rückte, nach der Demobilmachung die Infanterie der stehenden Armee mit einem Schlage durch Errichtung neuer Regimenter verdoppelte. Die Kosten, welche dadurch verursacht wurden, waren fürs erste durch die pro 1859 bewilligten Kriegsgelder, dann durch ein dürftiges Extraordinarium gedeckt, welches der Landtag bewilligt hatte, und welches knapp reichte, wenn man auch durch niedrige Etats die größte Sparsamkeit vorwalten ließ. Der Landtag und insbesondere die große liberale Majorität desselben, war aber nicht gewillt, diese Verdoppelung der militärischen Kraft der Krone durch Aufnahme der Kosten in die regelmäßigen Etats auf die Dauer zu bewilligen. Die Truppenteile bestanden daher bis jetzt nur unter dem Namen von „kombinierten Regimentern“. Am 15. Januar hatte der neue König vor dem dazu einberufenen Landtage die Verfassung beschworen. Am 18. Januar weihte er die Fahnen der neuen kombinierten Bataillone feierlichst vor dem Denkmal Friedrichs des Großen ein, deren Unterhaltungskosten vom Landtage noch nicht bewilligt waren. Minister v. Auerswald geriet dadurch in die größte Verlegenheit. Seine politischen Freunde in der liberalen Partei drängten ihn, einem solchen Verfassungsbruch, wie sie es nannten, nicht Vorschub zu leisten, und auf der anderen Seite hatte er, der nie ein entscheidendes Wort zu sagen wagte, auch nicht den Mut, dem Könige, mit dem er von Kindheit an befreundet war, zu widersprechen. Er machte einen schüchternen Versuch beim General v. Manteuffel, die Fahnenweihe vom 18. Januar zu hintertreiben. Manteuffel antwortete ihm:

„Ich begreife gar nicht, was Euer Exzellenz wollen. Seine Majestät befehlen mir die Anordnung einer militärischen Feierlichkeit. Da soll ich davon Abstand nehmen, weil in einem Hause auf dem Dönhoffsplatz eine Anzahl Leute zusammensitzen, die Sie Landtag nennen, und die diese

Feier übelnehmen könnten. Ich weiß gar nicht, was mich diese Leute angehen. Ich habe noch nie als General den Befehl erhalten, meine Instruktionen von diesen Leuten zu empfangen."

Hiermit war der Konflikt zwischen den Rechten des Königs als obersten Kriegsherrn der Armee, die er befehligte, und den Rechten des Landtags, der die Einnahmen des Staates, also die Unterhaltungskosten der Armee bewilligte, offen ausgebrochen. Die Hitzigsten unter den Liberalen traten zu einer Partei zusammen, die sich die Fortschrittspartei nannte.

Bildung der Fortschrittspartei. Diese Partei stellte zwar öffentlich als Zweck ihrer Bestrebungen die möglichste Erweiterung der Macht der Landesvertretung lediglich auf gesetzlichem Wege auf dem Boden der Verfassung hin. Aber im Geheimen fand eine vollständige Verschwörung statt. In dieser Verschwörung wurde der Plan entworfen, wie man dem Könige alle Macht nehmen wollte. Zunächst wurde in der Presse, namentlich der Presse, welche den niedrigsten Volksklassen zugänglich war, der König als unfrei dargestellt, als ob er in den Händen einiger einflußreicher Personen sei und deshalb seinen verfassungsmäßigen Räten, den Ministern, den Herrn v. Auerswald an der Spitze, kein Gehör schenke. In der Tat aber bezeichnete man alle diejenigen als die übeln einflußreichen Personen, welche den eigensten Willen des Königs ausführten; diese wollte man beseitigen, damit er niemand anders in seiner Umgebung habe, als die aus der liberalen Majorität hervorgegangenen Minister. Dann wäre der König tatsächlich das geworden, aber in den Händen der Liberalen, als was sie ihn in den Händen der Konservativen zu sein darstellten. Diese Verschwörer machten aber die Rechnung ohne den Wirt, denn sie bedachten nicht, daß Wilhelm I. niemals unfrei sein konnte, sondern einen festen, eisernen Willen hatte.

Zunächst wurde im Volk der Glaube verbreitet, der König sei ein gutmütiger Mensch, der sich um nichts kümmere, nichts verstehe und seiner Umgebung alles überlasse, wenn er nur ein wenig Soldaten spielen könne. Dann entwarfen die Verschworenen eine Proskriptionsliste der aus der Nähe des Königs zu beseitigenden Menschen. Sie wollten hierbei einen nach dem andern angreifen, aber alle Angriffe immer gegen den einen richten, bis er beseitigt sei. Dabei wollten sie keine gesetzwidrigen, wenigstens keine solchen Mittel anwenden, die vom Strafgesetzbuch mit Strafe bedroht waren. Durch geschickte, anonyme Andeutungen in der Volkspresse sollte das auserwählte Opfer allgemein mißliebig gemacht, verhöhnt und verleumdet werden, alle Augenblicke sollten Anklagen dagegen erhoben, und es so lange geärgert werden, bis es selbst in seiner Stellung

nicht mehr aushielte, oder der König es aus Rücksicht auf die Unpopularität entlassen werde.

Zedlitz. Das erste auserkorene Opfer war der Polizeipräsident v. Zedlitz, Hinckeldeys Nachfolger, der diesen Posten mit großer Humanität handhabte. Aber Zedlitz hielt auf Ordnung, und das war eben der Fortschrittspartei ein Dorn im Auge. Sie wollte Straßenaufläufe sehen, um über die allgemeine Unzufriedenheit im Landtage reden zu können. Zedlitz mußte also gestürzt und durch einen liberalen Präsidenten ersetzt werden. Nun wurden die größten Schändlichkeiten von ihm erzählt. Er, der in seiner bescheidenen Häuslichkeit ein Muster eines Familienvaters war, sollte seine polizeiliche Gewalt gemißbraucht haben, um den ausschweifendsten Lebenswandel von der Welt zu führen. Alles das kam in die Zeitungen, ohne daß sein Name genannt ward, aber man wußte, wer gemeint war.

Eine Unklugheit von Zedlitz aber gab der Partei Gelegenheit, ihn direkt und laut zu verdächtigen, zu verleumden und anzuklagen. Zurzeit der Mobilmachung von 1859 hatte Zedlitz von den kriegsdienstbrauchbaren Pferden der Berliner Schutzmannschaft einige an Offiziere der Kavallerie zum Einkaufspreise verkauft, die gerade wegen ihrer Pferde in Verlegenheit waren. Die Stadtkasse machte damit keinen Schaden, denn sie erhielt ihren Einkaufspreis wieder. Den Offizieren aber und den Regimentern erwies Zedlitz damit im Augenblick der Kriegsgefahr einen wesentlichen Dienst, also handelte er im Interesse des Vaterlandes. Damals hatte es der Regent auch lobend und dankend anerkannt. Unter den Offizieren, welche Pferde der Schutzmannschaft gekauft hatten, befand sich auch Zedlitz' Sohn, der bei den Garde-Ulanen in Berlin als Leutnant stand. Die betreffende Stute Mora wurde im Volksmunde und in der Presse nachträglich, nach zwei Jahren, gehörig herumgeritten.

Man wollte nun herausgefunden haben, Zedlitz habe diese Stute Mora seinem Sohne weit unter dem Preise verkauft, dadurch die Kasse der Stadt geschädigt, somit sich einer Unterschlagung schuldig gemacht. Wo Zedlitz sich sehen ließ, schrieen in dicht gedrängten Volksmassen Gassenjungen „Mora". Im Theater figurierte Mora in den Couplets, und als Helmerding einmal sagte, statt: „Ich werde Dich mores lehren!": „Ich werde Dich mora lehren!", da konnte der Applaus keine Grenzen finden. Die Zeitungen, welche den Präsidenten einer Unterschlagung angeklagt hatten, wurden von den Gerichten freigesprochen, weil sie nur eine Tatsache angeführt hätten, die wirklich stattgefunden habe, und weil der animus injuriandi fehle. Auch im Landtage wurde die Stute Mora auf der Tribüne vorgeritten. Ich fragte einst den General v. Manteuffel, was

er dazu meine, denn Zedlitz sei in einer üblen Lage. Wenn er als Polizeipräsident jemand fordere, so könne er, der darüber wachen solle, daß keine Duelle stattfinden, nicht mehr Polizeipräsident bleiben und tue durch seinen Rücktritt eben das, was die Feinde wollten, wenn er aber schweige (denn gerichtlich können die Redner des Landtages nicht belangt werden), dann lade er den Verdacht der Schuld auf sich. Manteuffel antwortete mir, er könne sich über diesen Fall nicht äußern, denn er wisse sehr gut, daß als nächster unter den Proskribierten, wenn Zedlitz beseitigt sein werde, er, Manteuffel, von seiten der Verschwörer auf die Liste gesetzt sei, und er wolle sich durch kein Urteil über Herrn v. Zedlitz binden.

In dieser Zeit, im Frühjahr 1861, wurde das Denkmal Thaers, des berühmten Ökonomen und Arbeitervaters, hinter der Kommandantur auf dem Platze vor dem Hotel de Russie feierlich enthüllt. Der König sah dieser Feier von einem Fenster der Kommandantur aus zu. Schon während der Feier setzte die Volksmasse den Anordnungen der Polizei immer Gebrüll entgegen, wobei man „Mora" rufen hörte. Die Feier schloß mit dem Abmarsch der Gewerke, welche teilnehmend den Platz umstanden hatten. Diesem Vorbeimarsch schloß sich ein Gesindel an, das sonst selten auf den Straßen Berlins zu sehen ist und sich besonders wild hierzu kostümiert zu haben schien. Manche rohe, vom Trunke entstellte Verbrechergesichter mit wüsten Haaren, manches zerlumpte Hemd, das die offene Brust sehen ließ, erinnerte mich an die Barrikadenhelden von 1848, gegen die ich gekämpft hatte.

Als der Abmarsch der Gewerke beendet war, blieb eine große Masse solchen Gesindels in der Nähe des Denkmals stehen und füllte den Platz an. Da sagte der König: „Kommen Sie herunter, ich will mir mal das Denkmal in der Nähe ansehen." Und so ging er, nur von mir begleitet, mitten unter die Volksmasse. An der Tür der Kommandantur schloß sich ihm der Polizeipräsident an und ging auf der anderen Seite des Königs. Das Volk machte dem Könige zwar Platz, aber man hörte bald ein Gemurmel, aus dem „Mora", „Polizei fort" usw. zu hören war. Einige Polizisten machten den Raum um das Denkmal für den König frei, schon unter Widerspruch derjenigen, die Platz machen sollten. Der König tat, als ob er das Denkmal betrachtete, beobachtete aber dabei die Umstehenden. Mit einem Male sagte er mir: „Bestellen Sie, daß mein Wagen herfahre, auf die Seite des Hotels de Russie." Ich ging nach der Kommandantur zurück. Das Volk machte mir sogleich Platz; als aber ein Schutzmann mir helfen wollte, rief das Volk: „Polizei ist nicht nötig, wir machen allein Platz." Es war unter der Menge Ordre gegeben, gegen den König respektvoll zu sein, aber die Polizei zu verachten. Als ich zurückkam, machte man mir wieder Platz, aber nicht den Schutzleuten.

Da sagte mir der König, er wolle den Wagen auf die andere Seite des Platzes, und so mußte ich mir noch einmal hin und zurück den Weg bahnen.

Diesmal verfolgte der König mich und das Volk mit den Augen, und als bei meiner Rückkehr der Ruf erscholl: „Fort mit der Polizei!", da schoß der König, dem die Geduld endlich riß, wie ein Pfeil auf die Rufenden zu und rief ergrimmt: „Wer untersteht sich hier, zu rufen! Du hast gerufen, fort mit Dir!", und der Sünder drückte sich schleunigst. Da erscholl hinter dem Könige der Ruf: „Nieder mit Zedlitz!" Der König drehte sich wie ein Blitz um, legte die Hand an den Degen und rief den, der gerufen hatte, an: „Ich stech Dich nieder, wenn Du noch einmal rufst! Hut ab! Wer hat noch den Hut auf dem Kopf?" Dabei blitzten seine Augen, daß jeder fühlte, es war dem Könige bitterer Ernst. Im Nu waren alle Kopfbedeckungen herunter. Der König ging langsam an den Wagen und befahl Zedlitz, zu Pferde zu steigen. Vom Wagen aus gab er Zedlitz die Hand, befahl ihm fortzureiten und ließ den Wagen halten, bis er sah, daß Zedlitz unbelästigt aus der Menge fort war, die starr und erschreckt dastand. Dann fuhr der König mit einem kleinen Umweg ins Palais zurück, wobei ich ihn begleitete.

Bei der Rückkehr fand der König die Meldung vor von dem Antrage der Fortschrittspartei im Landtage, den Polizeipräsidenten v. Zedlitz auf seinem Posten durch einen volkstümlicheren Mann zu ersetzen. Dies erzürnte den König gewaltig, und er äußerte sich zu mir dahin, daß hiermit der Beweis geliefert werde, in welchem engen Zusammenhange die Wortführer der Fortschrittspartei mit dem aufrührerischen Straßenpöbel standen. Wenn es nun auch den Bestrebungen der genannten Partei schließlich gelungen ist, Zedlitz fortzuintrigieren, so hat sie sich doch wesentlich durch ein derartiges Verhalten geschadet. Seit dieser Zeit wurde der König gegen jeden mißtrauisch, der ihm riet, den Wünschen der Fortschrittspartei nachzugeben, und die Träger der liberalen Ära von 1858 kamen mehr und mehr in Mißkredit bei ihm.

Am Tage nach der geschilderten Szene stand darüber in allen fortschrittlichen und liberalen Blättern, die Polizei habe durch die Roheit, mit der sie für den König Platz schaffen wollte, den Unwillen des Publikums und des Königs erregt, und letzterer habe gesagt: „Echauffieren Sie sich doch nicht und lassen Sie die Leute in Ruhe!", und habe dem Herrn v. Zedlitz sein ernstes Mißfallen zu erkennen gegeben. Die Tendenz der Fortschrittspartei ging noch dahin, nur die Polizei, noch nicht den König mißliebig zu machen. Man merkte aber die Absicht und wurde verstimmt.

Zunächst beschloß also der König, Zedlitz unbedingt auf seinem Posten zu behalten. Auch der Minister des Innern, Graf Schwerin, gab

dem Polizeipräsidenten die Hand mit den Worten: „Ich stehe und falle mit Ihnen.“ Aber Worte sind noch keine Taten. Die Liberalen und Fortschrittler hatten die Majorität im Abgeordnetenhause und verweigerten die Kosten für die neuen Truppenteile, deren Fahnen am achtzehnten Januar geweiht worden waren, dauernd in dem Etat der Ausgaben zu bewilligen. Selbst eine Abschlagssumme, welche nur auf ein Jahr reichte, wollten sie nicht bewilligen, wenn ihnen dafür nicht Zedlitz zum Opfer gebracht werde. Diese Forderung überbrachte dem Könige der Minister v. Auerswald, der mit seinen früheren politischen Freunden noch Fühlung behalten hatte. Auch Graf Schwerin sprach sich jetzt für die Entlassung von Zedlitz aus, ohne mit ihm zu fallen, und der König war in die Alternative gestellt, bereits vier Monate nach seiner Thronbesteigung mit dem Ministerium und der Majorität des Landtags entschieden zu brechen, oder gegen seine Überzeugung nachzugeben. Wenn auch sein Zutrauen zum Ministerium sehr erschüttert war, so konnte er sich noch zu keinem andern entschließen, weil er die Männer noch nicht ausfindig gemacht hatte, zu denen er Vertrauen faßte. Also gab er nach. Zedlitz wurde in Gnaden entlassen und durch Herrn v. Winter ersetzt. Die Mittel für die neuen Regimenter wurden provisorisch bewilligt.

Als ich die Entlassung von Zedlitz erfuhr, kleidete ich mich feierlich an und machte ihm eine Visite, bei der lediglich vom Wetter die Rede war. Beim Herausgehen begegnete ich einigen Bekannten, die mir die Visite sogleich nachmachten, bald fanden auch diese Nachahmer, und den nächsten Tag fuhr bei Zedlitz eine Wagenreihe vor, ähnlich der vor dem Hause des Kanzlers Freiherrn v. Fürst, als ihn Friedrich der Große entlassen hatte.

Auch mit dem Vortragenden des Zivil-Kabinetts, dem alten, braven Illaire, hatte ich einen Austausch der Meinungen betreffend Zedlitz' Stellung. Der ehrliche, aber nicht sehr entschlossene Illaire war der Ansicht, der König müsse doch der öffentlichen Meinung nachgeben, wenn diese auch irregeleitet sei. Als Illaire meine Frage, ob er irgend eine Schuld an Zedlitz fände, verneinte und ihn vorwurfsfrei erklärte, ich aber dann die Meinung aussprach, es sei eine gefährliche Schwäche, wenn man einen Unschuldigen der irregeleiteten öffentlichen Meinung opferte, denn heute werde Zedlitz angegriffen, und wenn die Leute Erfolg hätten, würden sie morgen über Seine Exzellenz den Kabinettsrat Illaire die größten Schändlichkeiten erzählen, da fuhr er sehr auf und meinte, er wolle einmal sehen, wer ihm etwas Böses nachsagen könne. „Sie werden's ja sehen“, sagte ich. Und richtig, im Herbst kam Illaire an die Reihe, hinter Manteuffel.

Manteuffel. Dieser General war richtig berichtet gewesen. Er war der Nachfolger von Zedlitz auf der Proskriptionsliste. Kaum war Zedlitz entlassen, so kamen in den Zeitungen allerhand Angriffe gegen Manteuffel, erst leise, andeutungsweise, dann immer deutlicher. Manteuffel prüfte alles, was über ihn gedruckt wurde und schwieg, so lange keine Verleumdung oder Beleidigung ausgesprochen war. Da erschien eine Broschüre, welche seinen Einfluß beleuchtete. Sie war voll Haß und mit möglichster Unkenntnis der tatsächlichen Verhältnisse geschrieben und enthielt über ihn die Worte: „Müssen wir auch noch erst ein Solferino erleben, um einen unheilvollen Mann aus einer unheilvollen Stellung zu entfernen?"

Manteuffel fand durch diese Worte sowohl sich in seiner amtlichen Stellung als auch diese Stellung selbst beleidigt und bat seinen Vorgesetzten, den Kriegsminister, um Schutz gegen eine derartige Beleidigung. Der Kriegsminister erklärte sich nach Lage der Gesetze dazu außerstande. Der General v. Manteuffel beantragte nunmehr beim Justizminister die Verfolgung der Broschüre wegen Beleidigung eines Beamten im Amt. Der Justizminister v. Bernuth, dessen politisches Fahrwasser von dem der Fortschrittspartei nicht sehr entfernt war, verweigerte jede Verfolgung des fortschrittlichen Machwerks. Jetzt war Manteuffel auf sich selbst angewiesen. Er hatte gehört, ein gewisser Assessor Twesten sei der Verfasser der Broschüre, schrieb ihm, wenn er ein Ehrenmann sei, möge er ihm Auskunft geben, ob er die Broschüre verfaßt, und als darauf eine bejahende Antwort erfolgte, forderte Manteuffel Herrn Twesten zum Zweikampfe und schoß ihm ein Handgelenk entzwei.

Die Hoffnung der Fortschrittspartei, Manteuffel zu beseitigen, schlug fehl. Er hatte durch das Duell gegen die Gesetze gefehlt. Die Gerichte sprachen eine Strafe über ihn aus, der König bestätigte das Urteil, und nachdem Manteuffel einige Tage in Magdeburg gewohnt hatte, ward er begnadigt und kam direkt aus der Haft zum Vortrage zum Könige.

Allmähliche Neigung des Königs zu den Konservativen. Der König wurde immer verstimmter durch die auf seine nächste Umgebung gerichteten Angriffe. Noch brach er nicht öffentlich mit der neuen Ära und dem Ministerium Auerswald-Hohenzollern, aber er brachte allmählich in dieses Ministerium neue Elemente, welche sich von der Fortschrittspartei in möglichst großer Entfernung befanden.

Schon seit mehr als einem Jahre war der Kriegsminister v. Bonin durch den General v. Roon ersetzt, der die Vermehrung der Armee nach dem Plane des Königs in Angriff nahm und seinen religiösen und politischen Überzeugungen nach zu der äußersten Rechten des Landtages

hätte gerechnet werden müssen, wenn er eine parlamentarische Laufbahn eingeschlagen hätte. Jetzt ward der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herr v. Schleinitz, Minister des Königlichen Hauses und schied somit aus der Reihe des verantwortlichen Ministeriums aus.

An seiner Stelle ward der Graf Bernstorff zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt, der zu der äußersten Rechten gehörte. So bereitete der König langsam, aber sicher eine Änderung der inneren Politik vor, die sich von der liberalen neuen Ära von 1858 ab- und den konservativen Prinzipien wieder zuwandte. Der Minister v. der Heydt merkte den andern Wind, welcher zu wehen begann und fing in seinen Ratschlägen wieder an, sich konservativen Prinzipien zuzuwenden. So hatte der König jetzt schon drei Konservative im Ministerium, ohne eine Kabinettskrisis und eine damit verbundene Aufregung im Lande herbeigeführt zu haben.

Illaire. Die Fortschrittspartei setzte unterdessen ihre Angriffe gegen die persönliche Umgebung des Königs fort, aber mit verminderter Energie. Denn es gab unter diesen Helden des Worts und der Feder doch nicht viele, welche sich gern der Gefahr aussetzten, daß ihnen ein Knochen zerschossen würde, ohne daß sie damit etwas erreichten. Zwar wurde Twesten von ihnen als Held und Märtyrer gefeiert, aber den General v. Manteuffel ließen sie nun in Frieden. Es kam Illaire an die Reihe. Man überhäufte ihn mit Schmähungen in den Schmutzblättern und behauptete von ihm, er empfehle dem Könige nur solche Personen zur Begnadigung, welche in der Lage wären, hübsche junge Verwandten weiblichen Geschlechts zu ihm zu schicken und die Fürbitte zu unterstützen. Bei dem anerkannt makellosen Lebenswandel des greisen Herrn erregten diese Verdächtigungen nur Widerwillen und hatten weiter keinen Erfolg, als daß sich der Verleumdete eine Zeitlang ernstlich ärgerte. Ich konnte damals nicht umhin, ihn an das zu erinnern, was ich ihm vorher gesagt hatte.

Militärische Besichtigungen des Königs.

Inzwischen hatte der König die Frühjahrsbesichtigungen und -Paraden abgehalten, wobei selbstredend alle Flügeladjutanten immer zugegen sein mußten.

Ich bewunderte die Zähigkeit, Gründlichkeit und Ausdauer, mit welcher der König besichtigte. Dabei war sein Augenmerk weit mehr auf die strenge Ausführung der kleinsten reglementarischen Details, als auf die höhere Führung gerichtet. Sein scharfes Auge, mit dem er in den

Ferne mehr sah, als andere mit Hilfe von Fernrohren, unterstützte ihn dabei vortrefflich, so daß ihm auch nicht der kleinste Fehler entging.

Er selbst war stolz auf sein Auge und erzählte gern lachend, wie ihm einst General v. Möllendorff geantwortet, als er von weitem bei ihm einen Fehler gleich gesehen: „Euer Königliche Hoheit haben doch noch immer das alte verfluchte Auge."

Bisher war unter Friedrich Wilhelm IV. bei den Exerzitien ein gewisses geniales Streben bemerkbar gewesen, bei jeder Besichtigung außergewöhnliche Lagen zu zeigen, die zuweilen in geradezu reglementswidrige Bewegungen ausarteten. Alle solche neuen Erfindungen hatten den verewigten König interessiert und waren von ihm gern gesehen. Da wollte nun jeder Major, ja jeder Hauptmann etwas Besonderes erfinden und dadurch die Aufmerksamkeit auf sich lenken, daß er am Schluß seines Exerzierens ein nie dagewesenes Gefechtsbild darstellte. Daraus entstanden oft die regellosesten Gefechtslagen, die der Leutnantswitz „Türkenmanöver" und zuletzt kurzweg „Türken" nannte. Da hieß es: „Der Major N. hat heute einen neuen Türken gemacht", oder „der Türke des Majors A. war hübscher wie der des Majors B."

König Wilhelm schaffte die „Türkenherrschaft" ab,*) wenigstens wies er sie in die Schranken des Reglements zurück und gestattete nur solche Bewegungen, die den Vorschriften nicht zuwider waren. Sonst aber ließ er sich über Strategie und höhere Taktik nie auf eine Kritik ein, sondern hob nur die strikte Ausführung der Elementartaktik hervor.

Ich war darüber nicht wenig erstaunt und wagte es einmal, bei der Rückfahrt von einer Besichtigung, als ich im Wagen neben ihm saß, ihn zu fragen, warum er denn über die höhere taktische und strategische Anlage der Exerzitien nie ein Wort spreche. „Weil", sagte er, „erstens die höhere taktische und strategische Führung auf dem Exerzierplatz nie und beim Manöver nur in sehr beschränktem Maße beurteilt werden kann, denn es stellt sich alles anders heraus, wenn die Kugeln pfeifen, und weil zweitens es vielmehr darauf ankommt, daß die ganze Armee im Kriege alles genau nach dem Reglement macht, als daß geniale Ideen ausgeheckt werden. Sehen Sie", fügte er hinzu, als auf einem Übungsplatz Mannschaften mit Bajonettiergewehren und Panzer zum Kontrafechten antraten, „das Bajonettieren ist auch so ein moderner Unsinn, mit dem man im Kriege gar nichts erreicht. Man vertut damit im Frieden so viel Zeit, daß die Leute das wichtigste am Ende nicht gründlich genug lernen und gar in einer Schlacht die Griffe mit dem Gewehr nicht ordentlich

*) Jeder ältere Offizier erinnert sich noch der „Türken", worunter man später besonders die mit großer Mühe eingeübten, oft recht künstlichen Gefechtsbilder verstand, die dann bei den Besichtigungen gezeigt wurden.

machen. Deshalb muß ich darauf am schärfsten achten, damit mir in der Armee das Wichtigste nicht verloren gehe. Wenn Sie erst einen Krieg mit erlebt haben werden, dann werden Sie mir recht geben."

Ich verstand ihn damals nicht. Am wenigsten aber begriff ich, wie der König tadelnd, und zuweilen heftig werdend, viel Zeit darüber verlieren konnte, wenn bei einer Salve aus dem Bataillon ein oder zwei Schuß in die Luft gegangen waren und er deshalb den Überblick über den Gang des Manövers verlor.

Erst später, als ich viel Schlachten und Gefechte gesehen hatte, habe ich die Bedeutung verstanden, die damals in seinen Worten und Bestrebungen lag und mich derselben oft erinnert. Als ich bei Königgrätz auf fünfzig Schritt eine Salve von einem halben österreichischen Bataillon erhielt, von der fast alle Gewehre übereilt in die Luft abgeschossen waren, als ich auf dem Schlachtfelde von Königgrätz österreichische Gewehre liegen sah, in denen mehr als eine Patrone verkehrt steckte, da erkannte ich, wohin es führt, wenn man das übereilte Indieluftschießen im Frieden überhand nehmen läßt, und wenn man nicht im Frieden auf die genau richtige Ausführung der Griffe beim Laden solches Gewicht legt, daß das richtige Laden zur andern Natur des Infanteristen wird, so daß es von selbst geht, auch wenn die Aufregung und Gefahr im Gefecht dem Soldaten den Gebrauch der Sinne beeinträchtigt. Denn ein Schuß in die Luft kann keine Wirkung haben, und ein verladenes Gewehr entwaffnet den Mann.

Als ich aber bei der Kapitulation von Paris den das Fort Issy an uns übergebenden französischen Stabsoffizier beim Anblick eines Unteroffiziers, der seine Meldung stramm mit angefaßtem Gewehr in aller Form wie im Frieden machte, ausrufen hörte: „Jetzt weiß ich, womit Ihr uns geschlagen habt, mit Eurer Disziplin, denn ein französischer Unteroffizier würde bei solcher Meldung seinem Major mit dem Finger unter der Nase herum demonstriert haben", da begriff ich, warum der König Wilhelm die peinliche Ausführung der kleinsten Einzelheiten der Vorschriften zum Gegenstande seines Hauptaugenmerks gemacht hatte.

Er kannte das menschliche Herz gar zu genau. Er wußte, daß die Disziplin, nicht die eiserne, grausame Disziplin des achtzehnten Jahrhunderts, sondern die Gewöhnung an die peinliche und gewissenhafte Ausführung des Befohlenen und Vorgeschriebenen das einzige ist, was den Soldaten mitten unter den größten Entbehrungen, mitten in den dringendsten Todesgefahren noch leiten und somit alle Soldaten zum gemeinsamen Handeln an dem entscheidenden Punkte vereinigen kann, daher diese Disziplin nötiger ist, als geniale strategische Ideen, die, wenn sie auch an sich wichtiger sind, an der disziplinierten Energie eines

minder genialen Gegners scheitern müssen, wenn sie nicht von einer in der Disziplin geschulten Truppe ausgeführt werden.

König Wilhelm ward damals auch in der Armee nicht verstanden. Seine Verachtung der „Türken", der Wert, den er auf die Details legte, erregte viel Mißvergnügen. Man meinte, die Zeit der Lineartaktik, des Paradeschwindels, der Gamaschenknöpfe, die Zopfzeit, sei wieder da.

Der König merkte das sehr gut. Über das Bajonettieren hatte er hinzugefügt: „Ich muß diesen Unsinn dulden, sonst glauben die Leute, ich sei gegen jede Verbesserung", aber mit der ihm eigenen Zähigkeit drang er jahraus, jahrein überall auf die Heilighaltung des Reglements und griff drastisch durch, wo er üblen Willen fand. So erneuerte er im Laufe der Jahre in der neu organisierten und an Zahl verdoppelten Armee auch jenen Kitt, der sich in allen Stürmen und Gefahren bewähren sollte und das Werkzeug stählte, durch das die großen Taten von 1866 und 1870/71 vollbracht worden sind, nämlich die rationelle Disziplin.

Dienstreise in die Schweiz.

Die Zeit der Frühjahrsbesichtigungen war im Juni zu Ende gegangen. Eines Tages entließ mich (es war der sechsundzwanzigste Juni) der König des Morgens etwas zeitig vom Dienst und sagte mir, er habe die Absicht, mich auf Reisen zu schicken; ich solle seinen Bruder, den Prinzen Carl, suchen, und ihm am neunundzwanzigsten Juni, seinem Geburtstage, einen Säbel und eine Kabinetts-Ordre überraschend von ihm übergeben. Der Prinz sei abgereist und wolle den Geburtstag, der gleichzeitig der Tag seines fünfzigjährigen Dienstjubiläums sei, in der Ferne verleben, um alle Gratulationen und Ovationen zu diesem Jubiläum zu vermeiden, weil er noch nie einen Krieg erlebt habe, und alle Generale, die jetziger Zeit ihr Jubiläum feierten, Veteranen aus den Freiheitskriegen seien, neben deren lorbeergezierten Jubiläen seine friedliche Dienstzeit von fünfzig Jahren nicht erwähnenswert sei. Ich sollte deshalb auch, womöglich des Morgens, wenn der Prinz aus seinem Zimmer trete, im unscheinbarsten Anzuge von der Welt, an ihn herantreten und ihm Ordre und Säbel übergeben, „womöglich als Bummler mit einem Witz", fügte der König hinzu. Er meinte, er glaube, der Prinz sei in die Schweiz gereist. — Ich sagte nur: „Zu Befehl!" Der Auftrag war schwierig, aber höchst interessant, ja gewissermaßen poetisch, den Bruder des Königs in der weiten Welt suchen und zum neunundzwanzigsten Juni früh finden zu müssen, ohne vorher von ihm gesehen zu werden. Als der König mich fragte, wie ich das an-

fangen wollte, sagte ich ihm, ich wisse das noch nicht, aber finden werde ich den Prinzen sicher, nur bäte ich um baldige Einhändigung der Ordre und des Säbels und um die Erlaubnis, abreisen zu dürfen, ohne mich abzumelden, denn bei der Kürze der Zeit sei es möglich, daß ich den nächsten Zug benutzen müsse.

Der König sagte mir zu, mir Ordre und Säbel nach meiner Wohnung binnen einer Stunde senden zu lassen und entließ mich. Darauf überlegte ich, und um zu wissen, in welcher Richtung ich zu reisen hätte, ging ich in das Palais des Prinzen Carl, um zu erfragen, wohin die Zeitungen, Briefe und Telegramme in den nächsten Tagen nachgesandt würden. Ich erfuhr, daß Briefe usw. heute, den sechsundzwanzigsten, in Lindau, morgen, den siebenundzwanzigsten, in Zürich poste restante befohlen waren, weitere Befehle telegraphisch abzuwarten seien. Somit hatte ich die Sicherheit, den Prinzen morgen noch in Zürich zu treffen, wenn ich noch heute Abend acht Uhr mit dem Kurierzug über Basel dorthin reiste, wo ich den siebenundzwanzigsten um elf Uhr abends ankommen konnte. So geschah es, und ich dampfte nach Zürich, eine Kurierzugfahrt von siebenundzwanzig Stunden, welche sowohl durch die unausstehliche Hitze, wie durch die Langeweile, denn ich war zufällig auf der ganzen Reise allein im Coupé, fast unerträglich war.

Ich war noch nie in der Schweiz gewesen, also auch noch nie in Zürich und hatte keine Idee, wo der Prinz Carl wohl wohnen könne. Deshalb erkundigte ich mich vor der Ankunft in Zürich beim Schaffner, welches Hotel in Zürich die schönste Lage habe. Man nannte mir „Hotel Baur au lac"; und ich begab mich auf dem Bahnhof in den Omnibus des genannten Hotels. Der Portier des Omnibus verriet mir, es sei gestern eine Familie im Hotel angekommen, die mit Dienerschaft siebzehn Personen ausmache. Unter der Bedienung befinde sich ein Mohr. Es müsse eine sehr vornehme Gesellschaft sein. Ein Kellner wolle den Prinzen Carl von Preußen erkannt haben. Ich tat sehr erschreckt und sagte, ich sei ein preußischer Offizier, der ohne Urlaub reise und könne in die unangenehmsten Lagen von der Welt kommen, wenn man mich an den Prinzen Carl von Preußen verriete. Jeder Schweizer hat ein Herz für einen jeden preußischen Offizier, der mit seiner militärischen Disziplin in Konflikt kommt. Der menschenfreundliche Portier, dessen Bereitwilligkeit ich durch ein Trinkgeld erhöhte, half mir, mich verbergen. Ich blieb im Omnibus sitzen, bis er mir die Meldung brachte, daß der Prinz, die Prinzessin, das Gefolge und die Dienerschaft zu Bett gegangen seien, und ich stieg aus, ließ mir zu essen geben, erzählte dem Kellner, der mir das Fremdenbuch brachte, meine Fabel vom Offizier ohne Urlaub mit dem Bemerken, ich werde daher meinen Namen erst eintragen,

wenn der Prinz abgereist sei. Es wurde mir gesagt, der Prinz habe die Wagen zum nächsten Morgen um 8 Uhr früh bestellt. Ich zog mich in mein Zimmer zurück und befahl meinem Diener, sich nicht eher aus dem seinigen zu rühren, bis der Prinz den anderen Morgen früh abgereist sei.

Ich stand des Morgens um acht Uhr auf, und während ich mich am Fenster rasierte, sah ich den Prinzen mit der Prinzessin Carl abreisen, den Mohren auf dem Bock. Ein zweiter Wagen mit den Hofdamen, dem Adjutanten und Kammerherrn und einem Diener auf dem Bock folgte. Die übrige Dienerschaft mit Gepäck war bereits vorausgefahren.

Jetzt war meine Gefangenschaft vorbei, und ich ging hinunter in die Speisezimmer, frühstückte am See mit herrlichem Blick auf den Albis und das berühmte Panorama, und dann erkundigte ich mich bei dem Fuhrmann, bei dem die Wagen des Prinzen gemietet waren, wohin er gefahren sei. Dem erhaltenen Bescheide gemäß nahm ich mir einen recht unscheinbar aussehenden Einspänner und fuhr erst um zehn Uhr nach Arth am Zuger See, um dort womöglich erst anzukommen, wenn die Gesellschaft sich schon weiter auf den Rigi hinauf in Bewegung gesetzt haben würde, denn ich konnte mir wohl denken, daß sie in Arth speisen und dann auf den Rigi steigen würden. Um keinen Preis durfte ich schon heute, den Achtundzwanzigsten, vom Prinzen gesehen sein, denn erst morgen früh, zu seinem Geburtstage, durfte ich ihn überraschen. Ich dachte es mir nun sehr schön, wenn ich in dem Augenblick, wo der Prinz den Sonnenaufgang bewundern werde, an ihn herantreten und die Kabinetts-Ordre übergeben könnte.

Als ich aber auf die Höhe des Albispasses angekommen war und zu meinen Füßen den Zuger See liegen sah, an dessen südlichster Spitze am Fuße der steilen Rigiwand das kleine Örtchen Arth deutlich sichtbar ward, da erfüllte mich der Anblick eines Gewitters, das den genannten Ort und die Berglehne in dunklen Schatten einhüllte, mit Besorgnis.

Es war vorauszusehen, daß der Prinz mit der Prinzessin während eines Gewitters keine Besteigung des Rigi beginnen, sondern das Gewitter erst in Arth unter Dach abwarten würden. Somit lief ich Gefahr, bereits heute Abend mit ihnen dort zusammenzutreffen, und ich sollte doch am nächsten Morgen erst mich sehen lassen. Ich befahl daher dem Kutscher, so lange Schritt zu fahren, als das Gewitter dauern würde. Der Kutscher sah mich an, als ob er einen Verrückten vor sich habe. Denn sonst eilt man doch während eines Gewitters, bald unter Dach zu kommen. Endlich ergab sich der Kutscher in sein Schicksal und mag wohl geglaubt haben, es mit einem Engländer zu tun zu haben. So kroch also mein Fuhrwerk den Albispaß herunter und den See entlang, als endlich

zur Erleichterung meiner Seele die Sonne über den Rigi fortschien und unter ihren Strahlen das Fleckchen Arth in dunkelblaue Schatten hüllte.

Ich war noch immer besorgt, zu früh zu kommen und bot daher, um mich ganz unkenntlich zu machen, einem hübschen Schweizermädchen, das auf Arth zuging, einen Platz neben dem Kutscher an. Wenn ich noch einen Lakaien des Prinzen oder dergleichen am Gasthof von Arth gesehen hätte, dann wäre ich in dieser Begleitung vorbeigefahren und hätte hoffen können, daß man nicht gerade mich dabei vermutete. Das Schweizermädchen aber wahrte erst seine Freiheit, ehe es mein Anerbieten annahm, durch die Frage: „Koscht was?“ und nahm dann den Sitz neben dem Kutscher kopfschüttelnd ein, als es erfuhr, daß es gratis mitfahren könne. So kam ich in Arth an. Meine Langsamkeit war notwendig, aber mein Schweizermädchen überflüssig gewesen. Eine halbe Stunde vor meiner Ankunft in Arth war die Reisegesellschaft „mit dem Mohren“ nach dem Rigi aufgebrochen. Eine noch nie dagewesene Zahl von Führern, Trägern, Pferden und Eseln war notwendig gewesen, um Menschen und Gepäck auf die Alpenspitze zu schaffen.

Daß ich schneller steigen würde, als diese Kolonne von Reisenden, war zu erwarten. Ich hatte aber keinen Beruf, noch heute Abend mit derselben zusammenzutreffen, also wartete ich, essend, den Einbruch der Nacht ab und spedierte mein Gepäck nach Küßnacht, wo ich es zu finden hoffte, wenn ich anderntags vom Rigi wieder heruntersteigen würde, denn ich sollte mich am ersten Juli in Baden einfinden, um dort den Dienst zu tun, wohin der König inzwischen zu reisen gedachte.

Ich erhielt nur mit Mühe einen Führer, denn erstens hatte der Prinz Carl die besten mit sich genommen, und zweitens trauten sich die noch disponiblen nicht, mich nächtlich den Rigi hinaufzuführen. Das Gewitter hatte sich nämlich nach einem kurzen Sonnenblick in jenen Dauerregen verwandelt, der schon manchem vergnügungslustigen Alpenreisenden die Laune verdorben hat, und der Weg sollte an Abgründen und Schluchten vorbeiführen, in die man bei Nacht auf durch den Regen schlüpfrig gemachten Pfaden leicht hinabgleiten könne. Endlich unternahm es ein Alpensohn, mich zu führen und die große Kiste zu tragen, in die der Ehrensäbel verpackt war.

Ich marschierte um neun Uhr ab. Neugierige, die vom Rigi herabkamen, und fragten, was in der Kiste sei, wurden belehrt, es sei eine große Baßgeige darin. „Aha, wird wohl Musik gemacht für den vornehmen Herrn mit dem Mohren, dem wir begegnet sind?“, hieß es dann. Um zwölf Uhr kam ich auf Rigi-Staffel an, kalt und durchnäßt. Ich legte mich drei Stunden lang in ein Bett und marschierte um drei Uhr früh weiter auf Rigi-Culm, wo ich um dreiviertel vier Uhr bei Schneetreiben vor Sonnenaufgang ankam.

Es war an diesem Tage nicht schwer, vor Sonnenaufgang anzukommen, denn, wie man sich auf solchen Bergspitzen ausdrückt, die von den Reisenden dieser Naturerscheinung wegen besucht werden, „es war kein Sonnenaufgang“. Schnee und Regen hüllten den Rigi-Culm ein, daß man nicht bis Rigi-Rothstock sehen konnte. Ich trocknete meine Kleider auf dem Leibe an einem Feuer und wärmte mich durch Kaffee und Zigarre. So wartete ich über vier Stunden, bis der Prinz sichtbar sein würde. Endlich, zwischen acht und neun Uhr morgens, kam er heraus, trat auf den Aussichtspunkt und überzeugte sich, daß nichts zu sehen war. Da entledigte ich mich meines Auftrags, mit der Frage beginnend: „Sagen Se mal, mein Herr, bin ick hier recht auf dem Rigi?“, worüber sich der Jubilar sehr amüsierte, indem er die Frage bejahte, worauf ich ihm die Ordre mit den Worten gab: „Na denn is der Brief wohl hier ooch recht!“

Ich wurde eingeladen, den Tag mit der Reisegesellschaft zu verleben, und am Nachmittag zeigte mir der Prinz ein Telegramm, durch welches mir der König Urlaub gab, der Einladung des Prinzen folgend, bei ihm bis zum achten Juli in der Schweiz zu bleiben, da sich des Königs Ankunft in Baden bis dahin verzögern werde.

Am Abend brannte der Adjutant v. Puttkamer zur Feier des Tages ein Feuerwerk ab, von dem man gar nichts sah, so dicht war das Schneegestöber, das den ganzen Tag angehalten und uns verhindert hatte, auch nur einen einzigen Schritt aus dem Hotel heraus zu tun.

Der nächste Morgen war zur Weiterreise bestimmt. Aber die Träger weigerten sich, bei diesem Sturm eine Dame herunterzutragen (die Prinzessin mußte getragen werden) und erklärten es auch für Damen höchst lebensgefährlich, den Weg zu Fuß bei solchem Sturm zu machen, der sich leicht in den Kleidern fängt und dann die Damen in einen Abgrund schleudern kann. Es blieb uns also nichts übrig, als in dem spärlich besuchten Hotel drei Tage zu bleiben und uns die Zeit so gut als möglich zu vertreiben. Da ich von meinem Gepäck getrennt war, geriet ich wegen Kleidung und Wäsche in große Verlegenheit.

Endlich konnte der Abstieg gewagt werden, als wenigstens der Sturm aufhörte. Es regnete zwar noch, und wir sahen nichts, aber wir konnten wenigstens weiter. Ich begab mich nach Küßnacht, vereinigte mich mit meinen Sachen und schloß mich den Reisenden wieder an, nachdem ich mit zweifelhafter Miene die „hohle Gasse“ angesehen hatte. Es scheint unmöglich, dort jemand aufzulauern und nach dessen Ermordung zu entkommen, weshalb der Zweifel am historischen Untergrund der Tell-Sage bestärkt wird.

In Luzern, im Hotel, das in seinem Garten den berühmten Löwen zeigt, erhielt der Prinz, obgleich er unter dem Inkognitonamen eines

Grafen von Hohenstein reiste, eine ganz unverschämte Rechnung. Am Morgen der Abreise kam uns auch die Zeitung von Luzern zu Gesicht. Sie brachte die Mitteilung: „Seit gestern Abend weilt König Wilhelm unter dem Namen eines Grafen von Hohenstein in unserer Stadt.“ Nun war die enorme Höhe der Rechnung erklärt, und der Prinz beauftragte mich lachend, dem Könige zu melden, er werde das „zuviel“ bei seiner Kasse liquidieren, da er es doch bloß für seinen Namen habe zahlen müssen. Ich habe mich seinerzeit auch dieses Auftrags entledigt, aber der König weigerte sich lachend, die Liquidation zu honorieren.

Von Luzern aus ging es auf der eben erst eröffneten neuen Chaussee über den Brünigpaß nach Interlaken, wo im „Hotel zur Jungfrau“ eine längere Station gemacht ward.

Die ganze Reisegesellschaft, Prinz und Prinzessin Carl an der Spitze, verwöhnten mich in dieser Zeit durch ihre Güte und Liebenswürdigkeit außerordentlich, denn ich mußte zum Dank für die angenehme Botschaft, die ich gebracht hatte, der Gast des Prinzen so lange sein, bis mein Dienst mich nach Baden rief. Ich verlebte daher diese Tage unter sehr angenehmen Verhältnissen. Das Wetter war wieder günstig, und jeder Tag ward benutzt, um irgend einen Punkt im Berner Oberlande zu besuchen.

Bei Mürren lagerten wir bei fünfundzwanzig Grad Hitze auf einem Bergvorsprung einige Stunden im Grase, während im Halbkreise um uns herum die Lawinen von den schneeweißen, riesenhaften Berner Alpen herabdonnerten. Einen Abend sahen wir nach einem Gewitter vom Jungfernblick aus das Alpenglühen dieses Bergkegels in seiner vollen Pracht.

Recht anstrengend war eine Partie über die Scheidegg nach Grindelwald und der Besuch des Gletschers. Prinz Carl ritt und Prinzeß Carl ward getragen. Mir ward auch ein Pferd angeboten, aber ich ward an den Felsabhängen zu Pferde schwindlig und konnte von diesem Anerbieten keinen Gebrauch machen. Als wir von Grindelwald aus den Gletscher besuchen wollten, begegneten wir einer Gesellschaft, von der eine sehr dicke Dame auf einem Esel reitend beim Anblick des Mohren im reinsten Berliner Dialekt ausrief: „Sagen Se mal, is det nu een echter Mohr, oder is er angestrichen.“ Ich antwortete ihr: „Natürlich is er anjestrichen. Eenen echten kann man doch nich in eenen Jletscher bringen, der würde ihm schmelzen“, zur großen Freude beider Gesellschaften.

Der Gletscherstollen war damals noch in seiner ganzen Länge zugänglich und gewährte einen zauberhaften Anblick. Es war, als ob man in dem Innern eines tausend Fuß hohen und starken Opals wandelte; wenn aber der Führer eine Handvoll Hobelspäne anzündete, so glaubte

man in einem Topas zu sein. Noch bezaubernder war der blendende Blick auf die Landschaft bei untergehender Sonne, wenn man wieder aus dem Gletscher heraustrat.

Auf der Scheidegg hatten wir den ewigen Schnee passiert und konnten uns im Juli mit Schneebällen werfen. Ebenda fanden wir ein zu einem Wirtshaus benutztes, niedriges Blockhaus, in welchem (es war Sonntag) getanzt wurde. Prinz und Prinzeß Carl amüsierten sich, zuzusehen und forderten uns auf, auch zu tanzen. Der Graf Brühl, Kammerherr, hüpfte unbedacht hoch in den niedlichsten Polkasprüngen und stieß mit dem Kopf an den Deckbalken, daß er vor Betäubung hinfiel, so niedrig war das Lokal. Die Musik, eine Fidel und eine Bratsche, war dem angemessen. Am meisten Spaß machte aber, daß beim Weitermarsch der Mohr als Pfand arretiert werden sollte, denn wir hatten nicht gewußt, daß für jedesmal „Rumtanzen" einige Batzen bezahlt werden mußten.

Auf der Rückfahrt von Grindelwald wäre im Dunkeln der Tag fast mit einem schrecklichen Unglück beschlossen worden. Es war der erste Sonntag im Monat, und an solchem Sonntag darf im Berner Oberlande (das wußten wir nicht) niemand wegen Trunkenheit bestraft werden, wogegen an allen anderen Tagen sehr streng gegen Trunkene eingeschritten wird. — Infolge dieser Trunkfreiheit hatten sich die Kutscher in Grindelwald gründlich betrunken, während wir den Gletscher besuchten. Besonders besinnungslos war der Kutscher, der den Prinzen und die Prinzessin fuhr. Zum Glück bemerkte dies noch der Adjutant v. Puttkamer beim Abfahren im Dunkeln und setzte sich auf den Bock neben den Kutscher. Er konnte ihm noch rechtzeitig in die Zügel fallen, als er die Pferde im Finstern einen Abhang von einigen hundert Fuß zu dirigierte. Ein Pferd hing schon halb herab, ein Rad war entzwei, und der Wagen hing schief auf den Abhang zu, als v. Puttkamer das Gefährt zum Stehen brachte.

Auch auf der Rückfahrt vom Meiringer Wasserfall widerfuhr dem Prinzlichen Paare ein Unfall, obwohl von geringerer Gefahr. Prinz und Prinzessin hatten es nach dem heißen Tage für die Heimfahrt vorgezogen, einen Wagen zu mieten, statt im Dampfboot zu fahren, da der Abend sehr schön war. Es war aber nur ein Wagen zu haben, also fuhren alle andern im Dampfboot über den Brienzer See. Lange, viele Stunden warteten wir schon in Interlaken auf das hohe Ehepaar. Sie hätten längst da sein müssen, kamen aber nicht.

Endlich erschienen sie per Ruderboot! Sie hatten auf der Chaussee ihre Fahrt durch einen Erdsturz verhindert gesehen, den ein aus einer zum See niedersteigenden Seitenschlucht heraustretendes Gewitter am Tage bewirkt hatte, wodurch die Chaussee verschüttet war, während wir

in Meiringen das schönste Wetter gehabt und kein Gewitter gehört hatten. Da waren die Herrschaften genötigt gewesen, in das nächste Dorf zurückzukehren und sich einen Ruderkahn zu mieten, der sie nach Interlaken führte.

Als meine Zeit um war, reiste ich über den Thuner See, Bern, Basel nach Baden-Baden. Schon auf dem Dampfboot fiel mir eine schöne Frau auf, die mit zwei halberwachsenen Kindern vom Kapitän des Dampfboots besonders rücksichtsvoll und ehrfurchtsvoll behandelt wurde. Auf dem Zuge nach Bern sollte ich, da nur ein Coupé erster Klasse existierte, mit ihr zusammen fahren. Das war mir erst sehr unbequem, da ich nun nicht rauchen konnte, und ich setzte mich in ein Coupé zweiter Klasse. Dort war die Gesellschaft sehr schlecht, denn es war gerade Schützenfest irgendwo, also die Coupés mit angetrunkenen Schweizerbuben angefüllt. Daher kehrte ich auf der nächsten Station zu der schönen Dame zurück, etwas mißmutig, denn meine vermißte Zigarre kam mir noch schöner vor. Bald erregte aber das Gespräch der Dame mit einem Engländer meine Neugierde, denn sie kam aus Neapel, von wo sie, eine treue Anhängerin des Königs Franz, nach dessen Vertreibung abgereist war.

Ich mischte mich in das Gespräch und fragte nach einigen der vornehmsten neapolitanischen Familien, die ich kennen gelernt hatte, um zu erfahren, ob sie ihrem legitimen Könige treu geblieben wären. Die Neapolitanerin gab mir freundlich Auskunft und ließ ihrem Unmut über alle diejenigen die Zügel schießen, welche vom Könige Franz abgefallen waren. Die legitimistische Treue der schönen Frau gefiel mir, und ich vermißte meine Zigarre nicht mehr, sondern fragte sie immer mehr aus. Als ich meiner Verwunderung darüber Ausdruck gab, daß der alte Marschall Filangieri, Herzog von Frangipani, seinen König ebenfalls verraten und für eine halbe Million Franken an Victor Emanuel verkauft habe, wurde sie kirschrot vor Erregung und sagte, das sei eine gemeine Verleumdung dieses Ehrenmannes. Ich bat sie um Entschuldigung, wenn ich sie mit der Wiedergabe dessen gekränkt haben sollte, was mir der General Cutrosiano selbst erzählt hatte, der aus Gaëta namens des Königs Franz in außerordentlicher Botschaft im Februar nach Berlin gesandt worden war, um unsern König bei der Thronbesteigung zu begrüßen. Bei dem Namen Cutrosiano fuhr die Dame auf, wie von einer Natter gestochen und sagte, das sei ein gemeiner Betrüger, den der Marschall Filangieri früher wegen falschen Spiels aus Neapel habe ausweisen lassen, und der sich nun durch Verleumdungen an Filangieri gerächt habe. Der beste Beweis, daß Filangieri seinen König nicht verraten, sei der, daß der alte Veteran, seiner Güter und seines Einkommens beraubt, flüchtig im Auslande von dem Almosen lebe, das ihm seine Ver-

wandten spendeten. Es sei eben das Unglück des Königs Franz gewesen, daß er so ganz abgeschlossen von der menschlichen Gesellschaft erzogen worden sei, keinen Menschen gekannt und deshalb auch anerkannt übeln Charakteren, wie dem Cutrosiano, Zutritt zu sich gestattet habe.

Ich hatte die schöne Frau unabsichtlich gekränkt und suchte dies nun durch Zuvorkommenheit wieder gut zu machen. In Bern verließ uns der Engländer, und ich konnte ihr von da ab manchen Dienst leisten, den bis dahin der Engländer übernommen hatte, denn sie war mit der Sprache brouilliert, hatte auch nur eine stockitalienische Kammerjungfer. Wesentlich war ihr meine Hilfe in Basel, wo es damals noch keine Verbindungsbahn gab, und sie den Anschluß nach Freiburg versäumt haben würde, hätte ich ihr nicht die Überführung ihres Gepäcks durch meinen Diener besorgen lassen. Dadurch erreichte ich es, daß ihr Zorn besänftigt ward.

Aber gerächt hat sie sich doch noch. Eine Station vor Freiburg, wo sie den Zug verließ, sagte sie mir, sie wolle doch wissen, bei wem sie sich für so viele Gefälligkeit zu bedanken habe und verlangte meine Visitenkarte, indem sie mir die ihrige gab. Ich las: „**La duchessa Cardinale Serra, nata Filangieri**“. Es war die Tochter des Marschalls. Ich muß ein sehr dummes Gesicht gemacht haben, als ich dies las, denn die Herzogin lachte hell auf. „Die Erde ist doch sehr klein“, würde Rudolph Lindau sagen. Ich nahm mir aber vor, ein andermal vorsichtiger zu sein. Leider habe ich die schöne Herzogin nie wieder gesehen.

In Baden.

Nach meiner Ankunft in Baden mußte ich noch einige Tage auf den König warten, dessen Abreise von Berlin sich wieder verzögert hatte. Es lag noch zuviel Wichtiges in Berlin vor, das erst entschieden werden mußte. Besuch in Paris, großes Manöver am Rhein, Krönung in Königsberg, das sollte alles noch in diesem Jahre vor sich gehen.

Unterdessen empfing mich die Königin Augusta sehr gnädig, der ich Nachrichten und Bestellungen von ihrer Schwester brachte. Dann kam nach einigen Tagen auch der König mit dem Adjutanten, Obersten v. Boyen, mit dem ich täglich abwechselnd den Dienst beim Könige übernahm.

Während des Aufenthalts in Baden fehlte es nicht an Abwechslung und Gelegenheit zur Unterhaltung. Aber die schwere Luft und große Hitze im Vergleich mit der frischen Luft des Berner Oberlandes stimmte mich wenig günstig für die Freuden Badens. Auch konnte ich dem

ganzen Treiben daselbst keinen Geschmack abgewinnen. Ist das Badeleben überall an sich schon geisttötend, weil sich eben jeder geistig ausruhen will, so war es damals noch mehr in Baden, wo der Auswurf der vornehmen Welt von Paris sich auf eine bedenkliche Weise mit den besten Ständen aller Nationen mischte und sich teils um die öffentliche Spielbank, teils in dem sogenannten Damenklub vereinigte. Ich konnte nun einmal diesem Leben keinen Geschmack abgewinnen, wo man Herzoginnen, Fürstinnen und Marquisen traf, ohne zu wissen, zu welcher Klasse der menschlichen Gesellschaft man sie rechnen sollte, denn die eine stand in einer bedenklichen Abhängigkeit von einem Börsenfürsten oder anderen reichen Monarchen (der König von Holland hielt sich auch in Baden auf), die andere hielt junge Herren in ebenso bedenklicher Abhängigkeit von sich, und die dritte erkannte man, vielleicht erst zum eigenen Erstaunen, als eine Dame, die auch durch ihren Lebenswandel zur anständigen Welt gehörte. Abwechselung gab es genug. Die Spielbank sorgte schon dafür. Es verging keine Woche, in der man nicht ein oder zwei Selbstmörderleichen fand.

Bald nach Ankunft des Königs wurden wir übrigens durch ein bedeutendes Ereignis in Atem gesetzt.

Der Mordanfall auf den König. Ich hatte am vierzehnten Juli des Morgens nicht den Dienst und wollte mir eine kleine Abwechselung im Badeleben verschaffen, indem ich mir die Festung Rastatt ansehen wollte und hatte zu diesem Zweck auf den Tag Urlaub vom Könige. Auf dem Bahnhofe von Baden erwartete ich die Zeit zum Einsteigen in den Zug, als mir ein Bekannter erschreckt zurief, es sei auf den König geschossen und der König sei verwundet. Ich eilte sofort nach Baden zurück in das Mesmersche Haus, wo der König wohnte und traf fast gleichzeitig mit ihm ein, wie er von der Morgenpromenade zurückkam. Es war große Aufregung und großer Zudrang von Menschen, die dahin gehörten und die nicht dahin gehörten. Der König sagte mir ziemlich ernst auf meine Begrüßung: „Na, noch lebe ich“. Die Königin war in höchster Erregung. Der Ministerpräsident, Fürst v. Hohenzollern, der Minister des Hauses, v. Schleinitz, Generaladjutant v. Alvensleben, Kabinettsrat Illaire, badische Gerichtsbeamte und der Minister v. Roggenbach gingen ab und zu. Der Hals des Königs war verbunden. Der Arzt drang darauf, daß der König Ruhe habe, und er zog sich zurück. Er schrieb sofort den Tatbestand für die Gerichte und für die Zeitungen auf, wie folgt:

„Als Ich heute, den vierzehnten Juli 1861, in der Lichtenthaler Allee früh einhalb neun Uhr ging, ging ein junger, ungefähr zwanzigjähriger Mann bei Mir vorüber, von hinten kommend und grüßte Mich auf eine

besonders freundliche, fast herzliche Weise, indem er, den Hut abnehmend, denselben mehrere Male grüßend senkte. Da er bald darauf seine Schritte verkürzte, so ging Ich wieder an ihm vorüber, wobei er nochmals grüßte. Dies geschah wenige Schritte vor und hinter dem Hause, in welchem früher Maler v. Beyer wohnte. Bei der Kettenbrücke begegnete Mir Mein Gesandter, Graf Flemming, der Mich nun begleitete. Vielleicht hundertundfünfzig Schritt jenseit des Hirtenhäuschens fiel ein Schuß in solcher Nähe von hinten auf Mich, daß Ich sofort einen Schmerz an der linken Seite des Halses fühlte, eine Dröhnung im ganzen Kopf empfand und mit der linken Hand sogleich nach der verletzten Stelle griff, ausrufend: »Mein Gott, was war das?« Graf Flemming und Ich drehten uns gleichzeitig um, und Ich sah oben beschriebenen jungen Mann ganz ruhig hinter uns auf drei Schritte stehen. Graf Flemming fragte ihn: »Wer hat geschossen? Haben Sie geschossen?«, worauf der Mann erwiderte: »Ich habe auf den König geschossen.« Graf Flemming griff ihn nun in die Halsbinde und hielt ihn fest, fragend: »Womit haben Sie geschossen?« Er zeigte auf einen im Grase liegenden Regenschirm, und einige Schritte von demselben lag ein Doppelterzerol, von dem beide Läufe abgeschossen waren. Da sofort ein Herr, der der Rechtsanwalt Süpfle aus Gernsbach von hier sein soll, und ein anderer Mann zugesprungen waren und den jungen Mann zu Boden warfen, ausrufend: »Das ist eine Schmach und eine Schande für Baden, das muß das Volk rächen«, so hatte Graf Flemming Zeit, die Pistole aufzunehmen und den Regenschirm. Mittlerweile war der Hotelbesitzer Brand aus Berlin hinzugesprungen, und diese drei Herren brachten den Menschen in einen Mietswagen, der gerade vorbeifuhr. Ich ersuchte die Herren, ihm nichts zuleide zu tun und bestimmte, daß dieselben unter Geleit des Grafen Flemming ihn zum Stadtdirektor Kunz transportieren sollten. Einer der Herren sagte Mir, daß Mein Rockkragen von einer Kugel zerrissen sei und ebenso die Halsbinde gestreift wäre; ich zog ihn aus und überzeugte Mich von der Richtigkeit der Angabe. Die Kontusion am Halse blutete nicht, aber verursachte einen leichten, brennenden Schmerz. Ich konnte daher die Promenade bis gegen Lichtenthal fortsetzen und kehrte von dort mit der Königin zu Fuß nach Hause zurück.

Baden-Baden, den vierzehnten Juli 1861. Wilhelm.“

Von anderer Seite hörte ich noch folgende Einzelheiten:

Die drei Herren warfen den Mörder in der Wut zu Boden und traten ihn mit Füßen, mit der Absicht, ihn umzubringen. Da hat ihnen der König sehr ernst gesagt: „Aber, meine Herren, bedenken Sie, der Mann kann ja nicht anders als irrsinnig sein, wie kann man einen Irren miß-

handeln!", und so seinem Mörder selbst das Leben gerettet. Seine Toilette brachte der König schnell so in Ordnung, daß man nichts bemerkte und ging dann, wieder ganz allein, weiter nach Lichtenthal, wo er mit der Königin zusammentraf. Er wollte sie nicht ängstigen, gab ihr den Arm und promenierte mit ihr, ohne ihr ein Wort von dem Vorgefallenen zu sagen, nach Baden zurück. Unterwegs kam ihm der Fürst von Hohenzollern, leichenblaß, entgegengestürzt und bemerkte nicht, daß der König ihm Schweigen winkte. Seine Ausrufe der Verzweiflung über das Verbrechen machten auch die Königin aufmerksam, welche fragte, was denn geschehen sei. Der König aber beruhigte sie und sagte: „Es ist gar nicht der Rede wert, es hat da in der Nähe einer geknallt." Aber nun kamen mehr Menschen angestürzt, fragten, wie es dem Könige gehe, man sah, daß er verwundet war, und er mußte doch die Königin den Vorfall wissen lassen. Diese fand kaum die Kraft, nach Hause zu gehen. Der König führte sie.

Der Mörder hatte die Pistole dem Könige mit der Mündung an den Rücken angesetzt gehabt, und dann beide Läufe zugleich stehend abgedrückt. Da der König im Gange war, so hatte er sich während des Abdrückens von der Pistole entfernt. Die Waffe drückte sich schwer ab, war dadurch mit der Mündung im Schuß nach oben gerückt, und eine Kugel war am Ohr vorbeigegangen, die andere aber hatte ihren Weg von unten nach oben durch den Rockkragen auf die ziemlich dicke Halsbinde gerade auf den Hals genommen, da sie den Rockkragen der ganzen Länge nach passiert hatte, verlor sie an der Halsbinde ihre Kraft und prallte am Halse ab, den zu durchbohren sie die Richtung hatte. Somit verursachte sie eine recht erhebliche Quetschung, welche, da eine Vene mit getroffen war, den König am zweiten Abend in dringende Lebensgefahr brachte. Bereits war zweimal Schüttelfrost eingetreten. Am dritten Tage war die Gefahr vorüber, und der König ging wieder spazieren.

Anfangs war der König sehr ruhig und hielt an der Überzeugung fest, der „arme Mensch sei verrückt". Als ihm aber das ärztliche Gutachten und das Ergebnis des ersten Verhörs gemeldet wurde, wonach der Mensch nicht verrückt war und nach seiner eigenen Aussage wohlüberlegt den König habe erschießen wollen, weil derselbe noch nichts für die Einigkeit Deutschlands getan und nicht den Wünschen der Liberalen entgegenkomme, auch hinzufügte, er habe den König früher nie gesehen, deshalb sich mehrere Photographien beschafft und nun recht nahe freundlich grüßend dem Spaziergänger ins Gesicht gesehen, um sich zu überzeugen, ob das auch wirklich der König sei, da geriet dieser in eine große Aufregung. Die Lebensgefahr, in der er sich befunden hatte, berührte seine Nerven gar nicht.

Die wohlüberlegte Absicht eines nicht wahnsinnigen Untertanen, mit kaltem Blute seinen König zu erschießen, entrüstete ihn. Aber am meisten brachte ihn die teuflische Falschheit in Harnisch, die darin liegt, jemanden freundlich zu grüßen und dann von hinten auf ihn zu schießen. Es hat diese Erregung mit zu dem Wundfieber beigetragen, die die Verwundung tags darauf zu einer lebensgefährlichen machte. Der Mörder war ein schüchterner Student in Leipzig gewesen, der wegen seiner Blödigkeit überall verhöhnt wurde, wo er erschien. Deshalb hatte er, statt sich mit den Spöttern zu schlagen, beschlossen, sich durch eine Tat einen Namen zu machen. Er hatte fortschrittliche Zeitungen gelesen und, mit niemand verkehrend, die fixe Idee in seinem Kopfe befestigt, der König tue seine Pflicht nicht, und es sei Zeit, daß er dem Kronprinzen Platz mache, der die Einigkeit Deutschlands und eine liberale Regierung einführen werde. Es ist schade, daß der Mörder das Jahr 1871 nicht erlebt hat, um inne zu werden, wen er hatte umbringen wollen. Der Mörder hatte weder Mitwisser noch Mitschuldige. Er ward nach badischem Recht zu zehn Jahren Kerker verurteilt, nach zwei Jahren auf Fürwort des Königs begnadigt. Er hat sich einen Namen machen wollen, eben deshalb schreibe ich aber seinen Namen nicht nieder.

Die natürliche Frage, die sich auf die Lippen aller drängte und mir oft genug ausgesprochen wurde, war: „Wie kann man den König so ganz allein spazieren gehen lassen?“ Es liegt in dieser Frage ein schwerer Vorwurf für den Obersten v. Boyen, der an diesem Tage Adjutant vom Dienst war und somit der berufene Begleiter des Königs gewesen zu sein schien.

Ich muß den in seiner Dienstpflicht treuen Obersten aber von jeder Schuld entlasten. Der König ging jeden Morgen allein spazieren nach Lichtenthal, wohin die Königin, die Brunnen trank, vorausgegangen war, dann ging er mit der Königin zum Frühstück zurück. Wenn ich den Dienst gehabt hatte, war ich ihm jedesmal, sobald er ins Freie trat, gefolgt, wie ich dies bei Friedrich Wilhelm IV. gewöhnt war. Jedesmal hatte der König mir dann sehr freundlich gesagt: „Ich gehe allein, Ich danke Ihnen.“ Ich war dann einige hundert Schritt zurückgeblieben und hatte ihn nicht aus dem Auge verloren. Er hatte schärfere Augen als ich, sah mich und fragte, was ich da wollte. Ich sagte ihm, ich machte auch meinen Morgenspaziergang. Das erste Mal sagte er mir: „Na, dann können Sie mit mir gehen.“ Das zweite Mal tat er aber, als ob er mich nicht sehe, der Oberst v. Boyen aber setzte mir nachher, offenbar im Auftrage des Königs, auseinander, der König liebe das nicht, er wolle allein gehen, denn dazu gehe er nach Baden ins Ausland, um, wenn seine Geschäfte beendet seien, als Privatmann leben zu können. Er wolle wenigstens ein paar Wochen im Jahre auch Mensch sein.

Seitdem schlich ich ihm, in Büschen versteckt, nach. Der Oberst v. Boyen bemerkte dies und sagte mir noch am Tage vor dem Mordversuch, ich würde mich seitens des Königs noch den größten Unannehmlichkeiten aussetzen, wenn der König das bemerke. Ich hatte eine fast heftige Auseinandersetzung mit Boyen dieserhalb. Er blieb bei seiner Meinung, es sei die Pflicht des Adjutanten, den Willen des Königs zu erfüllen. Ich blieb bei meiner Auffassung, daß mir bange sei, den König allein gehend zu wissen, wenn ich den Dienst hätte. Erhielte ich daher keinen anderen Befehl vom Könige, der mich bestimmt ins Dienstzimmer verwiese, wenn der König spazieren gehe, so könne mich niemand verhindern, auch spazieren zu gehen und zwar zufällig in der Nähe da, wo der König gehe.

Der Mordversuch führte noch eine Unterredung zwischen Boyen und mir über denselben Gegenstand herbei, und da Boyen dabei blieb, wir dürften dem Könige nicht ohne seinen Willen folgen, so einigten wir uns, sobald der König wieder so weit war, daß er spazieren gehen konnte, dahin, den König zu bitten, er möge sich immer von einem von uns begleiten lassen. Aber er schlug uns unsere Bitte rund ab. Wir ließen nicht nach, in ihn zu dringen. Aber er wurde sehr ärgerlich: „Bilden Sie sich ein, meine Herren", sagte er, „daß Sie etwa die Kugel mit der Hand auffangen können, die nach mir abgeschossen wird? Sie sehen ja, daß mein Leben in Gottes Hand liegt. Der Mörder hat die Pistole à bout portant an meinen Rücken angesetzt, und ich wurde doch beschützt."

Ich machte dem König bemerklich, daß Gott wohl verschiedene Mittel gebrauche, um ihn zu schützen, wenn er es noch nicht an der Zeit finde, ihn von diesem Leben abzuberufen, und eins dieser Mittel sei auch die Aufmerksamkeit der Adjutanten. Ob es nicht unrecht sei, die Mittel zurückzuweisen, die Gott anwende? Der König aber schnitt weitere Erörterung mit den Worten ab: „Wenn ich zeitlebens ein Gefangener sein und nicht einmal frei spazieren gehen soll, wie jeder andere Mensch, dann will ich lieber nicht mehr leben." Damit war die Sache entschieden, und wir sprachen dem Könige nicht mehr davon, denn es konnte ihm nimmermehr nützlich sein, fortwährend daran erinnert zu werden, daß hinter jedem Busch und jedem Baum ihm ein Mörder auflauern könne.

Schon am dritten Tage ging der König wieder aus, wie früher. Ja, er mischte sich abends während des Promenadenkonzerts unter die dichteste Volksmenge und amüsierte sich darüber, wenn er sich im Gedränge unerkannt durch die dichten Spaziergänger durchdrücken mußte. Ein Franzose redete Boyen und mich dabei an und fragte, ob es wahr sei, daß dieser große Mann da in der Menge der König sei. Wir sahen den Fremden etwas mißtrauisch an und bejahten die Frage, mit der Gegenfrage, wozu

er das wissen wolle. „Was“, sagte er, „einen König, der sich vertrauensvoll wie ein Privatmann unter allen Menschen bewegt, den wagt man, meuchlings anzufallen? Quelle horreur! Und dieser König wagt noch, ohne Schutz unter uns zu weilen? Quel courage!“

Ohne Schutz ging der König allerdings nun nicht mehr. Gewisse Männer in Zivil, anständig angezogen wie vornehme Badegäste, aber unter dem schwarzen Rock wohlbewaffnet, folgten ihm von jetzt ab, stets vier an der Zahl, auf Tritt und Schritt und kannten jeden Menschen in dem vielbesuchten Badeorte. Ja, die Fäden der geheimen Polizei erstreckten sich auf ganz Europa, und manches verdächtige Individuum ward schon auf dem Bahnhofe von Baden von ihr in Empfang genommen und wieder fortbefördert. Es dauerte eine geraume Zeit, bis der König merkte, daß er beobachtet wurde. Auch den Obersten v. Boyen sah ich von jetzt ab zufällig immer in der Gegend spazieren gehen, in der sich der König bewegte.

Ovationen. Nach dem Mordanfall hatte der König an Ovationen und Beglückwünschungsbesuchen natürlich viel auszuhalten. Er verhielt sich dagegen mit derjenigen Ausdauer, Güte und dem Wohlwollen, das ihn immer kennzeichnete, auch diesen oft überwältigend lästigen Kundgebungen gegenüber, indem er sagte, sie seien doch gut gemeint.

Gleich am Abend der verbrecherischen Tat brachte die Stadt Baden einen riesenhaften Fackelzug, bei dem die Sängervereine in patriotischen Liedern wetteiferten, während die Fackelträger sich in Massen um das Mesmersche Haus gruppierten. Der Qualm der greulichen Pechfackeln drang unwiderstehlich ebenso durch die geschlossenen wie durch die geöffneten Fenster und erfüllte alle Zimmer in erstickender Weise. Nach vollbrachter Tat entfernte sich der brennende Zug, Lieder singend, durch die Straßen der Stadt, in dem Bewußtsein, sich fürs Vaterland wohl verdient gemacht zu haben, während innerhalb des Hauses wir Bewohner alles, Tische, Stühle, Schränke, von schwarzem Ruß bedeckt, die Damen ihre Toiletten verdorben fanden.

Bald kamen auch offizielle und offiziöse Besuche aller Art, um dem König zu der Rettung seines Lebens Glück zu wünschen, Verwandte, Souveräne, Untertanen aller Rangstufen, die dem Könige nahe oder auch fern standen, nicht wenige darunter, die etwas bei dieser Gelegenheit erreichen wollten.

Der kleine Schulenburg. Es fiel hierbei eine kleine Anekdote vor, die das gute Herz des Königs recht kennzeichnet.

Der Flügeladjutant Graf Kanitz befand sich, als der Mordversuch vorfiel, zum Besuch bei einem Freiherrn v. der Schulenburg und

eilte auf die telegraphische Nachricht nach Baden. Im Augenblick der Abreise gab der achtjährige Sohn des Schulenburg dem Grafen Kanitz einen Brief an den König, der der naive Ausdruck der Gefühle eines Kindes in der unorthographischen Schreibweise desselben war. Der Vater wollte die Übergabe des Briefes hindern, aber Kanitz nahm ihn an sich. Er fand den König den anderen Tag noch kaum zugänglich, aber außer Gefahr und hatte, flüchtig begrüßt, keine Gelegenheit, den Brief abzugeben. Es wurden von Höflingen bittere Bemerkungen gemacht, man dürfe des Königs Zeit mit solchen Kindereien nicht beschweren. Ich nahm dem Grafen aber den Brief fort, und als ich den anderen Morgen zum Dienst kam und den König, wenn auch noch matt, so doch gerade für solch einen harmlosen Scherz gut aufgelegt fand, sprach ich ihm von dem Briefe. Der König sagte sehr ernst: „Wie kann Graf Kanitz mir einen Brief vorenthalten, den er für mich angenommen?" Ich gab dem Könige den Brief mit der Bemerkung, Kanitz sei so flüchtig gesehen worden, daß er mich, als dem Adjutanten vom Dienst, mit dem Briefe betraut habe. Darauf las der König den Brief, lachte und sagte: „Der gute Junge soll eine Antwort haben."

Im Laufe des folgenden Winters sah ich den Vater des Knaben, welcher Mitglied des Herrenhauses war und fragte ihn, ob der König seinem Sohne geantwortet habe. Es war nichts erfolgt, und der Vater war schon froh, zu hören, daß der König die Dreistigkeit des Kindes nicht übel gedeutet habe. Die ganze Angelegenheit schien vergessen. Aber am vierzehnten Juli 1862, also am Jahrestage, erhielt das Kind ein eigenhändiges Billett vom König, worin derselbe ihm dankte und die Hoffnung aussprach, er werde ein ebenso braver Untertan werden, wie sein Vater, und dem der König die Krönungsmedaille zum Andenken an seine ausgesprochenen Gesinnungen beifügte. Das Kind war überglücklich. Die Eltern ließen ihm ein Glaskästchen machen, in dem der Brief und die Medaille lag, und jeden Abend durfte er beides ansehen. Wenn er aber einen Tag unartig war, durfte er, das war seine größte Strafe, das Kästchen nicht sehen. Der Knabe hat seinen Eltern viel Freude gemacht und berechtigte zu den schönsten Hoffnungen. Leider starb er im sechzehnten Jahre seines Lebens.

Irrsinnige. Außer den Begrüßungen seitens derjenigen, die auch sonst Zutritt zum Könige haben, fanden sich noch eine Menge anderer Menschen ein. Insbesondere hatten die Verrückten und Überspannten einen merkwürdigen Zug nach dem Könige hin. Alle Tage kamen solche überspannten Köpfe, die ihre Enthüllungen dem Könige machen wollten. Auch ein Schweizer kam mit seinem Kinde. Dasselbe hatte den Himmel

offen gesehen, darin ein Kreuz, und dabei hatte eine himmlische Stimme Kenntnis gegeben von einem neuen Mordanfall, der auf den König geplant wurde, und was dergleichen Unsinn mehr war. All solches Volk wurde, bei der leichten Zugänglichkeit der Wohnung des Königs an der Promenade, dem diensttuenden Adjutanten zugeführt, der sich damit abfinden mußte.

Badener Leben. Außerdem gab es noch einen Strom von Besuchern in Baden, die, dem Könige schon bekannt, nun aus ihrem Mitgefühl bei Gelegenheit des Mordanfalls Kapital schlagen, oder sich doch wenigstens für alle Fälle bemerkbar machen wollten. Diese Art Menschen war sehr lästig und zudringlich. Man nannte sie, weil sie dem Hofe immer nachjagten, damals Hofjäger, jetzt werden sie Kaiserjäger genannt. Sie und die gemischte Gesellschaft in Baden machten den Aufenthalt eigentlich recht unerquicklich, wenn man erst an die außergewöhnlichen Erscheinungen gewöhnt war, die man da sehen konnte.

Die Anziehungskraft der von Herrn Benazet gepachteten Spielbank lockte die außerordentlichen Erscheinungen der ganzen Welt dort zusammen, und es wimmelte von deutschen, französischen, englischen, russischen und italienischen Glücksritterinnen, die sich hauptsächlich durch das Auffallende ihrer Toiletten überboten. Jede erfand etwas neues, und wollte die andern überbieten. Da kamen die bunten Vögel auf, die die Damen auf den Hüten trugen. Die Frau des Dichters Feydeau, der damals gerade sehr mode war, erschien aber eines Morgens auf der Promenade in dekolletierter Toilette. Sie hatte einen goldenen Reifen um den Hals, an dem Reifen war eine goldene Kette, und an dieser ein lebendes Eichhörnchen, das auf ihrer bloßen Schulter saß. Das hat ihr keine andere Dame nachgemacht. Denn es gab keine wieder, deren Geruchsnerven dazu stark genug waren.

Im Spielsaale verkehrte ich nur selten, um hier und da Physiognomien zu studieren oder einen Bekannten zu begleiten. Sonst habe ich nie begriffen, wie verständige Menschen beim Anblick des Ergebnisses hoffen konnten, dort etwas zu gewinnen. Der Pächter zahlte an den Staat für die Erlaubnis, die Bank zu erhalten, eine jährliche Pacht von ½ Million, unterhielt die Gebäude, bezahlte mit sehr hohem Gehalt eine große Anzahl von Dienstpersonal (Croupiers und ähnliches Gesindel), trug viel Geld in die Armenkasse und in die Kasse für die Parkanlagen von Baden, gab Konzerte, Bälle mit großem Aufwande, wozu alle anständigen Badegäste eingeladen wurden und wurde doch durch den Gewinst seiner Bank ein sehr reicher Mann. Sehr originell benahm sich da der General v. Alvensleben, Generaladjutant des Königs, der stets

bis auf den Pfennig gewissenhaft gewesen ist. Er wollte sich von dem Juden Benazet keine Einladung schenken lassen. Deshalb taxierte er das Entrée zu einer solchen Festlichkeit und trug dann das Geld nach der Spielbank, setzte es auf eine Nummer, bis es verloren war, um so Herrn Benazet die Kosten für seine Person wiederzugeben.

Von Baden aus ging der König ins Seebad Ostende. Es ward mir freigestellt, den König dorthin zu begleiten, oder mich durch einen andern Adjutanten ablösen zu lassen. Ich erhielt um diese Zeit so ungünstige Briefe über das Befinden meines Vaters, daß, als ich dieselben dem Könige zeigte, er selbst sagte, ich müsse mich ablösen lassen und zu meinem Vater reisen. Zugleich verlangte er Bericht über das Befinden meines Vaters, und ich mußte demselben mitteilen, wie der König großen Wert darauf lege, daß er zur Krönung nach Königsberg komme.

Ich fand bei meiner Ankunft in Koschentin meinen Vater glücklicherweise besser, als ich gefürchtet hatte, und er erholte sich auch während meiner Anwesenheit von Tag zu Tag. Ich verließ ihn beruhigt, denn er ging wieder täglich auf die Jagd.

Manöver am Rhein.

In der ersten Hälfte des September mußte ich mich in Düsseldorf einfinden, um mit sämtlichen Flügeladjutanten den Manövern am Rhein beizuwohnen, welche zwischen dem siebenten und achten Armeekorps stattfanden. Diese Manöver boten in verschiedener Hinsicht großes Interesse dar.

Die beiden kommandierenden Generale des siebenten und achten Armeekorps, welche gegeneinander manövrierten, waren Herwarth und Bonin, beide große Lieblinge des Königs. Ersterer, ein alter, sehr geschätzter Kommandeur des 1. Garde-Regiments, Altersgenosse und Jugendfreund des Königs, letzterer, der zweimal Kriegsminister gewesen war, in hohem Ansehen beim Monarchen. Ersterer ein lebendiges Reglement, der nie von einer Bestimmung abwich, letzterer ein genialer Mann, der nie eine Bestimmung las. Das Korpsmanöver und die Parade fielen beim siebenten Armeekorps ungleich besser aus, wie es überhaupt mehr Disziplin zeigte, als das achte. Aber als sie gegeneinander fochten, zeigte sich die Manövrierfähigkeit des letzteren dem siebenten überlegen. Nach den früher entwickelten Prinzipien des Königs gab er dem siebenten Armeekorps den Vorzug, ohne es besonders auszusprechen, weil er Bonin nicht verletzen wollte.

Des weiteren wurden diese Manöver sehr interessant durch die Beteiligung des Herzogs von Coburg, der an einem Tage das siebente

Armeekorps gegen Bonin, am anderen Tage das achte Armeekorps gegen Herwarth führte.

Er glaubte vom Schicksal sowohl zum Feldherrn Deutschlands als auch zum Führer der deutschen Nation bestimmt zu sein. Die letztere Absicht lag damals noch nicht so klar am Tage, wie später, wo er sich mit den demokratischen Elementen kompromittierte und an die Spitze der Schützenvereine stellte. Erhoben durch den kriegerischen Erfolg im dänischen Kriege, wo zwei Feld-Batterien zwei große dänische Kriegsschiffe in Grund schossen, ein epochemachendes Gefecht, bei dem er gar nicht zugegen war, sondern zu dem er erst später hinzukam, nachdem es beendigt, das er sich aber zuschrieb, fühlte er sich als der erste Feldherr der Gegenwart, ohne sich auch nur die geringste Kenntnis von Truppenführung erworben zu haben. Das siebente Armeekorps führte er in dichten Massen eine Chaussee entlang, auf der es auf beste Schußweite von einer formidabeln Position Bonins aus vernichtet worden wäre, wenn man mit scharfen Patronen geschossen hätte. Das achte Armeekorps führte er zum Angriff gegen Herwarth durch so widersprechende und konfuse Befehle, daß es in alle vier Winde zerstreut war, ehe der Angriff erfolgte, und Herwarth mit Leichtigkeit die einzelnen Atome des Korps vernichtet hätte, wenn dies ein wirklicher Krieg gewesen wäre.

Ferner war es hoch interessant, zu sehen, wie der König gewaltigen Ernst in die Manöver brachte. Er fand, daß seine Detailbestimmungen keine genügende Beachtung gefunden hatten und wurde zuweilen sehr deutlich.

Auch hatte man sich in höheren Kreisen zurzeit Friedrich Wilhelms IV., der sehr leicht über Komisches lachte, daran gewöhnt, die Manöver als eine Gelegenheit anzusehen, bei der man sich nur amüsierte. Da mußte jetzt sogar der alte Wrangel als Oberschiedsrichter die Worte hören: „Herr Feldmarschall, hier ist keine Zeit zum Witzemachen. Reiten Sie schnell hin und geben Sie eine Entscheidung, damit der Unsinn aufhört, den ich da sehe!“ Noch war ein Widerstand zu überwinden, den die geistige Trägheit und die süße Macht der Gewohnheit dem energischen Antrieb des Königs entgegensetzte, und man hörte einen heftig getadelten Kavalleriegeneral wohl sagen: „Das ist ja alles ganz egal, am Sonnabend ist's aus, und wir marschieren zum Winterschlaf wieder in die Garnisonen.“

Aber den Worten des Königs folgten auch Taten. Unmittelbar nach den Manövern wurden viele Generale verabschiedet, unter denen jener, der sich so auf den Winterschlaf freute, der erste war. Jetzt fuhr auch ein Schreck in die Gemüter, und im nächsten Winter dachte niemand mehr an den Winterschlaf. Das rege Leben in der preußischen Armee erhielt neuen

Impuls, und die Furcht vor dem Einschlafen im Paradeschwindel, in der Gamaschen- und Zopfzeit war verschwunden.

Prinz von Wales. Während der Manöver kam der Prinz von Wales an, und ich wurde mit dem General v. Brauchitsch zur Dienstleistung zu ihm kommandiert. Den Befehl hierzu erhielt ich auf dem Manöverfelde. Solch ein Kommando zu einem fremden Mitglied eines souveränen Hauses ist ja immer eine große Auszeichnung, und man muß sich dadurch sehr geehrt fühlen, aber beim Manöver machte mir diese Ehre wenig Vergnügen, denn ich hätte in dem Gefolge des Königs an dessen flüchtig hingeworfenen Worten mehr gelernt, als durch die bloße Anwesenheit mit einem kaum den Kinderschuhen entwachsenen Prinzen, der keine Kenntnis von der Truppenführung haben konnte.

Während des größten Teils des Manövers hatten wir Quartier im Schlosse Brühl bei Köln. Die physische Annehmlichkeit, in dieser Weise ein Manöver mitzumachen, ist groß. Früh, aber gar nicht allzufrüh, führte uns ein Extrazug auf das Manöverfeld, im Notfall noch Wagen bis zum Punkt, wo die Reitpferde standen. Das Manöver durfte nicht früher anfangen, als bis der König mit seinen Gästen erschien. Eine Stunde nach dem Manöverschluß war man wieder im Schloß Brühl, um fünf Uhr saß man an einer wohlbesetzten Tafel und schlief nachts in den Betten eines Königlichen Schlosses. Man sah auch eine Menge in Europa bekannter Menschen. Am meisten interessierte mich der Marschall Forey, der sich später in Mexico einen übeln Namen gemacht hat. Er war voll Verstand und hatte ein gediegenes militärisches Urteil. Seinem Gesicht konnte man ansehen, daß er uns nicht liebte, und als der Herzog von Coburg seine dichten Massen bei Krähwinkel in das verheerende Feuer des achten Korps als Kanonenfutter führte, da hing mit triumphierendem Lächeln Forey, in Betrachtung vertieft, auf seinem Pferde, und sein sehnsuchtsvoller Blick sprach lauter als Worte, daß er wohl wünschte, die Preußen im Ernst einmal so vor sich zu sehen.

Aus England war auch Lord Cardigan beim Manöver anwesend, jener Reiterlord, dessen Attacke bei Balaclawa durch die Selbstvernichtung so berühmt geworden ist. Dieser Engländer benahm sich mit einer unerträglichen Arroganz und nahm gegen preußische Offiziere ein Betragen an, welches er vielleicht englischen Offizieren bieten kann, oder vielleicht nur den Deutschen gegenüber als Engländer gerechtfertigt glaubte. Er ward also bald vielseitig zum Duell herausgefordert, folgte aber lieber der Aufforderung des Prinzen von Wales, das Manöver schleunigst zu verlassen und nach England abzureisen.

Die Begleitung des Prinzen von Wales, General Bruce und Captain Teesdale, waren sehr liebenswürdige, einsichtsvolle Herren. Der würdige

General mit schneeweißem Haar war halb Adjutant, halb Mentor des Prinzen. Er war der eigentliche Urheber der plötzlichen Entfernung Lord Cardigans. — Es war sehr amüsant zu sehen, wie diese Engländer sich im Wagen versteckten, wenn wir an großen Volksmengen vorbeifuhren, unter denen sich immer eine Menge den Rhein bereisender Engländer befanden, denn Bruce versicherte mich, daß unter den nach Deutschland reisenden Engländern neunundneunzig Prozent Auswurf und Glücksritter seien, und bat mich, seine Nation nicht nach dem Gesindel zu beurteilen, das nach Deutschland reiste.

Von dem Manöver ging der Prinz von Wales mit dem König und der Königin nach Coblenz, wo ich meiner Dienstleistung bei ihm enthoben wurde. Ich reiste noch zu meiner Schwester nach Fürstenau und dann nach Berlin, weitere Befehle abzuwarten.

Der König in Paris.

Unterdessen machte der König in Paris seinen Gegenbesuch beim Kaiser Napoleon, der ihm im Jahre 1860 in Baden einen Besuch gemacht hatte. Bei diesen beiden Begegnungen wurden gegenseitig sehr viel Höflichkeiten ausgetauscht, aber zugleich auch der Grund zu dem inneren Widerwillen Napoleons gegen König Wilhelm gelegt, der neun Jahre später mit eine Haupttriebfeder zu dem feindseligen Verhalten Napoleons gegen König Wilhelm gewesen sein mag. Nachdem nämlich Napoleon durch seine falschen Vorspiegelungen von Preußens Absichten gegen Österreich den Kaiser Franz Joseph zu jenen bekannten feindseligen Proklamationen gegen Preußen nach dem Frieden von Villafranca verleitet hatte, glaubte er den Widerwillen Preußens gegen Österreich genügend befestigt, um es zu einer Aktion gegen Österreich unter der Führung Frankreichs verleiten zu können und so in Deutschland einen eben so überwiegenden Einfluß ausüben zu können, wie in Italien. Er hatte deshalb im Jahre 1860 dem Regenten eröffnet, es sei an der Zeit, den Bedürfnissen der deutschen Nation nach einer größeren Einigkeit Rechnung zu tragen, und deshalb wolle er ihn in Baden besuchen, um mit ihm das Nähere über die in Deutschland nötigen Veränderungen zu besprechen.

Der Regent antwortete, er werde sehr geehrt sein, den Besuch des Kaisers Napoleon in Baden zu empfangen, und da hierbei Veränderungen in Deutschland besprochen werden sollten, so habe er sofort sämtliche deutsche Fürsten aufgefordert, bei dieser Zusammenkunft zugegen zu sein oder sich durch einen Prinzen ihres Hauses vertreten zu lassen. Zugleich ließ er diese Einladung ergehen. Beim Empfang dieser Antwort soll Napoleon wütend und drohend mit der Faust auf den Tisch geschlagen

haben mit den Worten: „Eh bien, ce sera une autre fois, mais d'une autre manière!“ Indessen war er nach Baden gekommen. Alle deutschen Fürsten waren der Einladung gefolgt, nur Österreich hatte schmollend nicht einmal einen Erzherzog gesendet. In Baden aber beschränkte sich der Besuch auf den Austausch von Höflichkeiten, denn Napoleon wollte eben in Gegenwart der deutschen Fürsten, von denen er einen Teil zu schädigen beabsichtigte, durchaus nicht seine Pläne enthüllen.

Jetzt machte König Wilhelm seinen Gegenbesuch in Paris. Ich habe diesem Besuch nicht beigewohnt, weil die Reihe der Begleitung des Königs andere Adjutanten traf, aber ich habe nachher manches aus sicherer Quelle erfahren. Der König wurde durch Paraden und Jagden unterhalten, wobei ihm ebenso durch die Massen der Truppen, wie durch die Massen des Wildes imponiert werden sollte. Bei der Parade einer großen Armee von fast hunderttausend Mann erkannte das militärische Auge des Königs, daß in der französischen Armee nicht diejenige Disziplin und Anhänglichkeit an den Herrscher vorwaltete, welche zur Erreichung großer Erfolge unbedingt notwendig ist. So erzählte er unter anderem, daß bei dem Vorbeimarsch einige Regimentskommandeure „Vive l'empereur!“ riefen, und die Einstimmigkeit, mit der die Soldaten diesen Ruf wiederholten, doch recht verschieden war. Andere Kommandeure riefen nicht „Vive l'empereur!“, denn es gab viele Offiziere, welche von dem Grundsatze ausgingen, sie dienten nicht dem Kaiser, sondern Frankreich, und die einer Einladung zu den Festlichkeiten bei Napoleon niemals Folge leisteten. Wenn ein Regimentskommandeur daher „Vive l'empereur!“ gerufen hatte, dann bezeugte der Kaiser sein Wohlgefallen daran, indem er den Hut lüftete und antwortete: „Vous êtes bien bon mon colonel!“ Der Kaiser hat dem Könige bei der Parade und auch später mehrmals davon gesprochen, der Prinz Napoleon habe ihm viel erzählt, wie vortrefflich die preußischen Garden seien, und wie neugierig er sei, dieselben zu sehen. König Wilhelm hat auf diesen deutlichen Wink jedesmal geschwiegen und nicht mit einer Einladung, nach Berlin zu kommen, geantwortet. (So hat also Napoleon die preußischen Garden erst neun Jahre später kennen gelernt.) Dies Schweigen des Königs soll, wie mir anderweitig erzählt worden ist, den Kaiser Napoleon sehr empfindlich berührt haben, so daß er seitdem eine ebenso große Antipathie gegen König Wilhelm hatte, wie vordem Sympathie für König Friedrich Wilhelm.

Es wurde an allen anderen Höfen Europas zuerst als eine große Demonstration zugunsten Frankreichs angesehen, daß der erste Besuch unseres Königs im Auslande nach seiner Thronbesteigung und sogar vor seiner Krönung in Paris abgestattet wurde. Aber man darf nicht vergessen, daß Napoleon der einzige Monarch unter den Großmächten gewesen war,

der dem Regenten während der Regentschaft einen Besuch gemacht hatte, wofür die Höflichkeit einen Gegenbesuch erheischte. Aber zu einer größeren Intimität wollte es König Wilhelm nicht kommen lassen, denn ihm lag mehr an der Freundschaft Rußlands als an der Frankreichs, und er war ebenso wie sein verstorbener Bruder, wenn nicht mehr, von den Jugenderinnerungen erfüllt, welche ihn auf seine ersten Kriegserfahrungen zurückführten, die er auf den Schlachtfeldern gegen die Franzosen gesammelt, und auf die Kränkungen, die seinen Eltern vom ersten Napoleon zugefügt waren, und die den Tod seiner Mutter herbeigeführt hatten. Deshalb lud er Napoleon nicht nach Berlin ein.

Die Krönung in Königsberg.

Für den achtzehnten Oktober ward die Krönung in Königsberg in Aussicht genommen. Diese Zeremonie war beim Könige eine fest beschlossene Sache. Er erfuhr dabei von allen Seiten den lebhaftesten Widerstand.

Seit Friedrich I. 1701 hatte keine Krönung eines Königs von Preußen stattgefunden, sondern immer nur eine Huldigung der Stände, sowohl in Königsberg als auch in Berlin und in Breslau. Bei der Huldigung aber hatte der Monarch immer vorher, ehe er den Huldigungseid der Stände entgegennahm, denselben versprochen, sie in ihren Rechten zu schützen. Die Rechte der Stände waren aber durch die nach den Umwälzungen vom Jahre 1848 eingeführte Verfassung Preußens vollständig vernichtet. Der König hatte diese Verfassung am fünfzehnten Januar 1861 beschworen und konnte nicht versprechen, Rechte aufrecht zu erhalten, welche mit dieser Verfassung im grellsten Widerspruch standen. Die Stände in Preußen erklärten aber, sich weder bei einer Huldigung noch bei einer Krönung in ihrem korporativen Verbande als Stände beteiligen zu wollen, wenn ihnen nicht, wie in alter Zeit, die Wahrung ihrer Rechte vorher zugesagt werde. Der Landtag aber hätte eine solche Zusage jedenfalls als einen Bruch der soeben beschworenen Verfassung angesehen.

Der König verzichtete daher auf eine Huldigung, indem er den Schwur, den ihm der Landtag am fünfzehnten Januar geleistet, als Huldigung ansah. Er bestand aber auf einer feierlichen Krönung. Warum, das war damals wohl wenigen ganz klar. Jetzt ist es nicht schwer zu erraten. So bescheiden der König auch über sich selbst immer gedacht hat, so hat er doch immer viel auf symbolische Bedeutung seiner öffentlichen und feierlichen Handlungen gegeben. Durch die Krönung, bei der er genau wie Friedrich I. die Krone selbst vom Altar nahm und sich selbst aufsetzte, wollte er andeuten, wie er mit Gottes Hilfe darauf baue,

daß Preußen durch seine eigene Kraft bestehen werde und nicht nötig habe, durch andere Mächte gestützt zu werden. Es sollte der erste Wink gegen Wien sein, daß die Regierung des Königs Wilhelm sich von aller Abhängigkeit von Österreich losmachen und in voller Gleichstellung mit allen Großmächten Europas ihre eigenen Wege wandeln werde.*)

Eine andere Schwierigkeit bestand im Kostenpunkt. Eine feierliche Krönung in Königsberg konnte nur mit einem gewissen Aufwande an Mitteln durchgeführt werden, sollte sie nicht durch allzugroße Einfachheit lächerlich ausfallen. Das Ministerium verhehlte dem Könige nicht, daß der Landtag, in seiner gegenwärtigen Neigung zur Opposition, nicht geneigt sein werde, Geldmittel zu einer solchen Zeremonie zu bewilligen, die er für unnütz hielt, da er die allseitige Beschwörung der Verfassung vom fünfzehnten Januar für genügend erachtete, um den Bestand der inneren politischen Verhältnisse des Landes zu sichern. Deshalb verzichtete der König darauf, dem Landtage eine Geldvorlage zu machen, um nicht erst in die Lage zu kommen, daß eine solche Vorlage verweigert werde. Aber mit der ihm eigenen Beharrlichkeit bestand der König auf der Krönung, mit der Bemerkung, wie die Kosten zu decken seien, davon könne nachher gesprochen werden.

Nachdem die Krönung unwiderruflich beschlossen war, fragte es sich, was die Provinz Preußen tun werde, um den König zu ehren.

Nach langen Beratungen kam es dazu, daß man eine Ballfestlichkeit projektierte, die man „Provinzialfest" nannte, und zu der man eine Subskriptionsliste eröffnete. Ein jeder, ohne Unterschied des Standes, der einen Taler zahlen wollte, hatte Zutritt. Es fand sich die nötige Zahl von Teilnehmern, und der König nahm die Einladung zu dem Provinzialfest an.

Montag, den vierzehnten Oktober, mittags zwölf Uhr sollten die Festlichkeiten mit dem feierlichen Einzuge des Königs zu Pferde, der Königin zu Wagen beginnen. Auf der Reise nach Königsberg ward der König nur vom Adjutanten vom Dienst begleitet. Alles übrige Gefolge des Königs sowie die Personen des Gefolges der Königlichen Prinzen und Prinzessinnen, die nicht in unmittelbarer Nähe der Herrschaften während der Fahrt nötig waren, wurden einen Tag vor dem Könige mit Extrazug von Berlin abgesandt. Ich befand mich auf diesem Extrazuge und dampfte eines Abends somit von Berlin in der Hoffnung ab, den andern Vormittag in Königsberg zu sein, wo wir Quartier finden sollten, um

*) Der König wollte sich ursprünglich huldigen lassen. Die liberalen Minister fanden dies nicht mit der Verfassung im Einklang und schlugen die feierliche Krönung vor. Der König genehmigte sie schließlich, wobei ihm wohl ähnliche Gedanken vorgeschwebt haben mögen, wie oben angedeutet.

uns am Einzugstage vor das Brandenburger Tor zu begeben und uns dem Könige zum Einzuge anzuschließen, der bei seiner Ankunft außerhalb der Stadt zu Pferde steigen wollte.

Die Reise begann also mit einer Nachtfahrt, die ich möglichst zu verschlafen suchte. Als der Morgen graute, hielt unser Zug auffallend lange auf einer Station, und ich suchte eine Tasse Kaffee zu erlangen. Ich war nicht wenig erstaunt, zu hören, daß wir uns nach mehr als achtstündiger Fahrt erst in Landsberg befanden, und daß der Zug mit der Schnelligkeit eines Güterzuges expediert wurde, die so bemessen war, daß wir am Vierzehnten erst nach dem Könige ankommen sollten, also keinesfalls am Einzuge teilnehmen konnten. Ein feierlicher Einzug des Königs in Königsberg ohne persönliches Gefolge hätte nun den Königsbergern wenig imponiert, konnte auch nicht in der Absicht des Königs liegen, denn in dem gedruckten Zeremoniell für den Einzug waren die Plätze für das Gefolge vorgezeichnet. Ich meldete also das, was ich erfahren, dem General v. Alvensleben, dem Ältesten aus dem Gefolge auf dem Zuge. Dieser wollte es erst nicht glauben, überzeugte sich aber selbst. Er fand mit seinen Vorstellungen, ja selbst mit Drohungen, kein Gehör bei den Bahnbeamten die sich auf einen speziellen Befehl des Ministers beriefen. Es blieb dem General v. Alvensleben nichts anderes übrig, als den Sachverhalt dem König direkt zu melden. Eine Stunde nach Abgang von Alvenslebens Depesche an den König setzte sich unser Zug in ein anderes Tempo und führte uns mit Windeseile nach Königsberg. Der König soll sehr zornig gegen den betreffenden Minister gewesen sein, der nun in voller Angst befohlen hatte, den Zug des Gefolges allen andern vorauszusenden.

In Königsberg wies mir ein Beamter des Hofmarschallamts eine Wohnung in der Nähe des Schlosses an und stellte mir auf dem Bahnhofe einen Wagen für die ganze Zeit der Festlichkeiten zur Verfügung. Dieser Wagen war eine Extrapostchaise, der Postillion im Paradeanzuge. Ich nannte die Nummer meiner Wohnung, aber der Postillion sagte mir mit lächelnder Miene: „Wo liegt denn das Haus? Wo fahr ich denn da hin?" Ich war noch nie in Königsberg gewesen und sagte dem Mann, das müsse er als Königsberger am besten wissen. „Nein", sagte der Ostpreuße in seiner breiten Sprache, „ich bin noch nie nich in Kinigsbark gewäsen, ich bin aus Pillkallen und hierher kommandiert, aber es gefallt mer hier sehr gutt in Kinigsbark." Ich stieg also wieder aus, nahm eine Straßendroschke und fuhr mit dieser in die Wohnung. Was aus meinem Fuhrwerk geworden ist, weiß ich nicht. Ich habe es nie wieder gesehen.

Daß man aus Pillkallen Postillione kommen ließ, um den Kutscherdienst in ihnen unbekannten Straßen Königsbergs zu verrichten, gehörte zu einer von den vielen verkehrten Maßregeln, die damals vorfielen, oft

unbequem wurden, aber noch mehr Gelächter erregten. Wenn nämlich der König in eine Stadt kommt, die an seinen Anblick noch nicht gewöhnt ist, und gar, wenn er sich dort krönen lassen will, verliert dort alles den Kopf, und jede Maßregel der Lokalbehörden beginnt mit einer Dummheit, als ob man in Krähwinkel oder Schöppenstedt wäre. In meinem besonderen Falle hatten die Lokalbehörden die nötigen Mietswagen auf Requisition des Hofmarschallamts sichergestellt. Wie, das haben wir gesehen. — Ich wohnte nahe am Schloß, das Wetter war herrlich, also habe ich fast in der ganzen Zeit keinen Wagen nötig gehabt, sondern bin immer zu Fuß gegangen.

Mit der Anordnung der Krönung zum achtzehnten Oktober in Königsberg, mit welcher Festlichkeit soviel Aufenthalt im Freien verbunden ist, forderte der König das Wetter geradezu heraus. Gewöhnlich tritt der Winter in Königsberg schon in der zweiten Hälfte des Oktober ein. Sicher hat man dort aber mindestens auf jenes Schlackenwetter in dieser Jahreszeit zu rechnen, welches, ein Gemisch von Schnee und Regen, durch Erzeugung knietiefen Schmutzes allen Glanz vernichtet. Das andauernd schlechte Wetter während der Manöver am Rhein schien anzudeuten, daß König Wilhelm als solcher in seinen Unternehmungen nicht vom Wetter begünstigt sein werde. Mit dem Beginn der Feierlichkeiten aber trat in Königsberg so herrlicher Sonnenschein und solche Sommerwärme ein, wie man es in dieser Jahreszeit noch nie erlebt hatte. Wir konnten, selbst des Nachts im Galaanzuge, den Mantel oder Paletot entbehren. Dies schöne Wetter wich den den Winter verkündenden Nebeln einige Stunden, nachdem der König die Stadt wieder verlassen hatte. Aber auf dem linken Ufer der Weichsel blieb es noch warm, und beim Einzuge in Berlin, am zweiundzwanzigsten Oktober, sowie zu den darauf folgenden Festlichkeiten, hatte sich wieder Sommerwärme und Sonnenschein eingestellt. Noch als der König im November nach Breslau ging, begleitete ihn der Sonnenschein derart, daß ein strömender Regen überall eine Stunde vor Ankunft des Königs aufhörte. Nach der Rückkehr von Breslau hat am zweiundzwanzigsten November abends in Berlin ein vom Feldmarschall Wrangel vor dem Denkmal Friedrichs des Großen angeordneter, großartiger Zapfenstreich aller Musikchöre noch bei schönstem Wetter stattgefunden, als Abschluß aller Festlichkeiten, und in der nächsten Nacht begann der Winter mit einem heftigen Schneegestöber.

Seitdem ist das Wetterglück des Königs Wilhelm sprichwörtlich geworden, und man spricht heute in ganz Deutschland vom Kaiserwetter. Es wird einem vernünftigen Menschen unmöglich, an Vorbedeutungen zu glauben, die mit den Tatsachen in keinem natürlichen Zusammenhange stehen, und dennoch liegt, wenn man jetzt an das Wetterglück des Königs

bei seinen Krönungsfestlichkeiten denkt, die Versuchung nahe, dies als eine Vorbedeutung anzusehen, daß der Himmel die Unternehmungen König Wilhelms zu begünstigen beschlossen habe.

Von den Krönungsfeierlichkeiten eine ausführliche Beschreibung zu geben, mag ich nicht unternehmen. Die Programme und die Zeitungen haben darüber das weitere ausführlich gegeben. Ich will nur einige persönliche Erlebnisse hervorheben.

Am Tage der Krönung, den achtzehnten Oktober, hatte ich den persönlichen Dienst beim Könige. Es machte mir einen ganz eigentümlichen Eindruck, daß ich in den ersten Stunden desselben Jahres beim sterbenden König und am Tage seiner Krönung beim Nachfolger den persönlichen Dienst hatte. Mannigfache Gedanken durchkreuzten dabei mein Gehirn. Ich meldete mich schon sehr früh (sieben Uhr), in Gala angezogen, beim Könige zum Dienst und fand auch ihn in voller Toilette. Er war sehr bewegt. Ich brachte ihm meinen Wunsch dar, daß der Tag eine Vorbedeutung einer glücklichen und gesegneten Regierung sein möge. Er dankte mir in gnädigen Ausdrücken, beförderte mich, wie er sagte, damit mir der Tag auch eine angenehme Erinnerung hinterlassen möge, zum Oberstleutnant und sagte, der erste Dienst, den ich heute verrichte, solle ein angenehmer sein, deshalb solle ich sogleich zu meinem Vater fahren (der auf Wunsch des Königs nach Königsberg gekommen war) und ihm die Dekoration bringen, die der König mir aushändigte. Ich fuhr zu ihm und ließ um einhalb acht Uhr den Flügeladjutanten vom Dienst melden. Kein Maler kann die Szene malen, die hier vorfiel. Mein Vater mußte den Flügeladjutanten vom Dienst, der keinen Aufschub litt, sofort einlassen. Seinen Sohn hätte er so nie empfangen. Er war noch beim Anziehen begriffen. Ich stand in Gala vor ihm und überreichte „Seiner Durchlaucht" in wohlgesetzter Rede die Dekoration „im Namen Seiner Majestät des Königs". Augenblicklich war mein Vater sehr verlegen. Nachträglich hat ihm gerade diese Szene viel Freude gemacht.

Kaum war ich zurück beim König, als mir derselbe noch eine Menge Dekorationen gab, ich glaube fünf oder sechs, von denen er wünschte, daß ich oder ein anderer Flügeladjutant sie den Empfängern übergebe. Der Ordonnanzoffizier aber dürfe dazu nicht verwendet werden, sondern nur Flügeladjutanten. Nun waren noch keine da. Der König aber wünschte, daß die Empfänger die Dekorationen noch bei der Krönung anlegten. Auf dem Platze vor dem Schlosse fand ich noch einige Flügeladjutanten bereits in Toilette, die sich das Treiben der Menge ansahen, und wir teilten uns die Dekorationen, die auszutragen waren, nach der Lage ihrer Wohnungen.

Danach fiel mir die für den russischen und französischen außerordent-

lichen Botschafter zu. Der erste, der Fürst Suwarow, war zu Hause, den zweiten, den Marschall Mac Mahon, Herzog von Magenta, traf ich beim Ausgang aus der Kirche, wo er die Messe gehört hatte. So lernte ich diesen sehr liebenswürdigen und vielbesprochenen französischen Marschall kennen, der uns nach neun Jahren noch in einer für ihn unglücklichen Katastrophe entgegentreten und später die Geschicke Frankreichs leiten sollte. Was ich ihm brachte, war nichts Geringeres als der Schwarze Adler-Orden. Sechs Wochen später erhielt ich vom Kaiser Napoleon, gewissermaßen als üblichen Botenlohn, den Orden der Ehrenlegion, Kommandeurkreuz.

Ein jeder Offizier, der einen fremden Orden erhält, muß auf dem Dienstwege um Erlaubnis einkommen, ihn zu tragen. Bei den diensttuenden Flügeladjutanten ist dieser Dienstweg eine mündliche Anfrage beim Könige persönlich. Es wird für wenige preußische Offiziere, die von den Traditionen unserer Kriege begeistert sind, eine besondere Freude sein, das Bildnis Napoleons I., der Preußen erniedrigte, tragen zu müssen. Ich aber mußte sogar um Erlaubnis bitten, diesen Orden zu tragen. Ich meldete also beim Könige, daß ich den Orden erhalten, und er gratulierte mir lächelnd. Da fragte ich statt: „Darf ich ihn anlegen?“ „muß ich ihn tragen?“ Der König war so überrascht von meiner Frechheit, daß er laut auflachte und sagte: „Wenn Er Sie mal einladet!“ — Mit einem Male wurde er ganz ernst, nahm mit vieler Mühe eine strenge Miene an und sagte: „Übrigens haben Sie diese Dekoration als eine Höflichkeit anzusehen, die der Kaiser der Franzosen Ihrem Könige erweist, die um so größer ist, als er dem Adjutanten Ihres Königs, einem Oberstleutnant, einen Orden von einer Rangstufe verleiht, die in Frankreich nur Generalen gegeben wird.“ Ich machte eine tiefe zeremoniöse Verbeugung und entfernte mich, wohl wissend, daß der König im Herzen doch nicht anders dachte als ich.

Einige Wochen später fand ein Ball in Berlin im Palais statt, zu dem die sämtlichen Botschafter geladen waren. Am Morgen vor dem Balle erfolgte ein Kabinettsrundschreiben an alle Generale und Flügeladjutanten, wer französische Orden habe, solle sie an diesem Abend tragen. Wir erschienen, und als wir zusammenstanden, den König erwartend, kam er und musterte jeden, ob er die betreffenden Orden habe. „Gut“, sagte er, „alles in Ordnung.“ Boyen wagte die Frage, ob dieser Befehl eine besondere politische Bedeutung habe. „Nein“, sagte der König lachend, „es ist nämlich gerade gar nichts im Werke, und diese Zeit wollte ich benutzen, um das Faktum konstatieren zu können, daß meine Adjutanten die Ehrenlegion getragen hätten. Denn Ihr legt sie ja doch nicht an, wenn Ihr nicht müßt.“ Dabei sah mich der König an und lachte.

Bei meiner Beförderung zum Oberstleutnant hatte ich Gelegenheit, dem General v. Manteuffel, Vortragendem im Militär-Kabinett, einen großen Dienst zu erweisen. Ich hatte nämlich auf dem Schloßplatze in Königsberg viele Offiziere gesehen, die jünger waren als ich und auch zu Oberstleutnants befördert waren. Es waren Kommandeure von Kavallerie-Regimentern. Ich setzte also voraus, ich sei in der Tour in der Armee befördert. Von der Übergabe des Schwarzen Adler-Ordens an Mac Mahon zurückkehrend, traf ich Manteuffel, und dieser sagte mir, es sei mir eine große Auszeichnung widerfahren, denn ich hätte mehr als hundert Stabsoffiziere in der Armee übersprungen. Ich erwiderte, wie ich das nicht finden könnte, da ich jüngere in der Armee gesehen, die auch zu derselben Charge befördert seien. Manteuffel wollte das nicht glauben, überzeugte sich aber, daß er ein Versehen in den Jahrgängen begangen und mit der Beförderung zum Oberstleutnant bei der Kavallerie bis zum Jahrgange der Majore von 1858, bei denen der Artillerie und Infanterie aber nur bis zu denen von 1857 gegangen war. Er eilte zum Könige, der die Ernennung derer von der Artillerie und Infanterie noch schnell befahl, die Listen wurden in der Eile gedruckt, und als der Prinz Carl namens der Artillerie, Herwarth namens der Infanterie kamen, sich über die Zurücksetzung der Waffen zu beschweren, kam ihnen Manteuffel bereits mit der gedruckten Liste entgegen, die alles ausgeglichen hatte, da sie dasselbe Datum der Ernennung trug.

Während wir uns zum Krönungszuge in den Sälen des Königsberger Schlosses aufstellten und den König erwarteten, stand der Fürst von Hohenzollern, Ministerpräsident, in der Nähe des provisorischen Stockständers, in welchem sämtliche anwesende Fahnen der Armee ihrer Abholung harrten. Die Anfertigung dieses Stockständers hatte auf ein so kolossales Gewicht nicht gerechnet. Die Klammern gaben mit einem Male nach, und die Fahnen kippten um und begruben den Fürsten unter ihrem Gewicht. Wir glaubten, er sei erschlagen. Ich half mit vieler Mühe, ihn hervorziehen. Zum Glück hatten die Fahnen ihn bald, beim Beginn ihres Umkippens umgelegt, und nicht, von hoch herunterfallend erst getroffen, so daß er nur gedrückt, nicht geschlagen war und mit dem Schreck davonkam. Vorbedeutung: Er werde von den Fahnen gestürzt werden. Und so war es auch. Mit dem Konflikt über die neue Armeeorganisation fiel sein Ministerium.

Als sich der feierliche Zug durch die Säle des Königsberger Schlosses ordnete, um sich durch den von mit Zuschauern besetzten Tribünen ganz eingenommenen, nur einen Gang freilassenden Hof nach der Schloßkirche in Bewegung zu setzen, war der König mit dem Mantel des Schwarzen Adler-Ordens angetan. Der Zug der Königin ging nach der Kirche hin

voraus. Dem König folgte der Feldmarschall v. Wrangel unmittelbar, das Reichsbanner tragend. Man hatte ihm zwar zwei Generaladjutanten zur Hilfe beigegeben, aber er setzte eine Eitelkeit darin, diese Hilfe nicht in Anspruch zu nehmen und keuchte unter der schweren Last, die er zu tragen hatte. Er machte dann immer einige Schritte schnell und ruhte wieder, so das langsame feierliche Tempo in Teile zerlegend. Da widerfuhr es ihm nun regelmäßig, daß er dem König auf den lang nachschleppenden Ordensmantel trat, wodurch der König im Vorschreiten einen heftigen Ruck im Rücken erhielt, der ihn nach hinten umzuwerfen drohte. Der langmütige König ertrug dies mehrere Male gelassen. Als aber auch sein mehrmaliges Umsehen nach dem Feldmarschall diesen nicht zu mehr Vorsicht vermochte, wurde endlich der König unwillig gegen den Feldmarschall. Das half!

Der Zug stockte auch vielfach, wie das bei so feierlichen Aufzügen nicht zu vermeiden ist. Während einer solchen Stockung trat der König in eine Fensternische des Zimmers, in dem er gerade war und blickte auf den Hof hinab, durch den gerade die Königin schritt. Die ernste und feierliche Stimmung, in der sich der König befand, ward durch die Erinnerung erhöht, daß er im Winter 1806/7, zehn Jahre alt, aus diesem Fenster dem Exerzieren der Soldaten nach dem Hofe zugesehen hatte. Die großen Ereignisse der durchlebten Zeit, der Wechsel von Unglück und Glück, zogen an seinem Geist vorüber. Das Doppelbild, das den König an diesem Fenster 1807 und 1861 stehend darstellt, gibt diesem Gedanken Ausdruck. Das Bild ist in dem Prachtwerk von Meding und Hallberger zum zweiundzwanzigsten März 1882 wiedergegeben. Leider ist es insofern unhistorisch, als der König in diesem Augenblicke mit dem Krönungsmantel dargestellt ist, während er in der Tat noch den Mantel des Schwarzen Adler-Ordens getragen hat.

Die feierliche Handlung der Selbstkrönung in der Schloßkirche war sehr imposant. Alle Bewegungen, die der König dabei machte, enthielten die Gefahr in sich, wenn sie nicht mit Geschick ausgeführt wurden, entweder linkisch und komisch oder theatralisch auszusehen. Die großartige imponierende Figur des Königs, seine natürliche Würde und seine langsamen, kräftigen Bewegungen schlossen aber diese Gefahr aus.

Nach der Krönung verließ der König die Kirche früher als die Königin. Es läßt sich nicht schildern, wie wunderbar schön der König im Krönungsmantel, mit der Krone auf dem Haupte, den Reichsapfel und das Zepter in den Händen, aussah. Wir Flügeladjutanten bildeten nach der Verordnung zu beiden Seiten des Königs eine wandelnde Chaine. Dadurch ging ich einige Schritte vor dem Könige. Wir mußten uns immer umsehen, um unsere Schritte nach dem Tempo zu richten, in dem

der König ging. Als der König in das Portal der Kirche trat, um die Stufen in den Hof herabzuschreiten, fiel mir die volle Schönheit dieses Anblicks so in die Augen, daß ich leise zu dem hinter mir gehenden Major v. Rauch sagte: „Sehen Sie doch, wie herrlich der König aussieht!" Rauch sah sich um und antwortete mir in seiner trockenen Weise, aber so recht charakteristisch: „Als Kind dachte ich, Könige sähen immer so aus!" In der Tat, man glaubte, einen König aus einem Märchen zu sehen.

Am Tage vor der Krönung hatte der König ein Kapitel des Schwarzen Adler-Ordens abgehalten. Er hatte nämlich in seiner Eigenschaft als Regent zwar den Schwarzen Adler-Orden verschiedentlich verliehen, aber die Investitur mit Kette und Mantel und die feierliche Aufnahme der neuen Ritter in das Kapitel hielt er für eine Handlung, die nur ein König ausüben könne, und daher gab es jetzt schon siebzehn Ritter dieses Ordens, welche noch nicht Mitglieder des Kapitels waren. Die feierliche Aufnahme dieser siebzehn Ritter, unter denen sich auch mein Vater befand, dauerte sehr lange, wenn auch immer zwei und zwei zugleich eingeführt wurden. Der Saal erlaubte nicht die Aufstellung von Musikchören, die in den bedeutsamsten Augenblicken vom Chor des Berliner Rittersaales herab mit einem Tusch von Pauken und Trompeten einfallen, und schon dieser Umstand nahm der Zeremonie einen großen Teil ihres Nimbus. Mehr noch als das, verlieh das verlegene, oft linkische Betragen mancher der alten Herren der Handlung etwas so überwältigend Komisches, daß es die übermenschlichsten Anstrengungen kostete, das Lachen zu unterdrücken. Ich sah den König wiederholt in diesem Kampfe am ganzen Körper zittern, und selbst die sonst stets ernste Königin flüchtete ihr Angesicht hinter den vollentfalteten Fächer.

Das viel besprochene Provinzialfest zu einem Taler Entree wurde in einem dazu schön hergerichteten geräumigen Lokale abgehalten und bestand in einem monströsen Balle. Dem Charakter des Festes entsprechend, hatte der König bei demselben für die Uniformierten auch nur die Anlegung der kleinen Uniform befohlen. Bei den darauffolgenden Festlichkeiten in Breslau gaben die schlesischen Stände in ihrem Ständehause dem Könige ein glänzendes Ständefest, bei welchem nur Uniformen vertreten waren. Der König befahl dazu Anlegung der großen Galauniform. Da der wesentlichste Unterschied der Galauniform und der kleinen Uniform darin besteht, daß zu der ersteren weiße, zu der letzteren graue Hosen angelegt werden, so hieß es nachher, Schlesien sei von Preußen durch die Hosen ausgezeichnet worden.

Die übrige Zeit in Königsberg ward durch Diners, Konzerte und ähnliche Festlichkeiten ausgefüllt, die ohne Pause aufeinander folgten.

Das Schloß in Königsberg enthält wohl die dazu nötigen Säle in bedeutender Breitenausdehnung, aber sie sind entsetzlich niedrig. Die Luft war daher noch viel heißer und erstickender als bei den Festlichkeiten im Berliner Schlosse; die dadurch veranlaßte Anstrengung daher noch viel größer. Bei dem herrlichen Wetter bewegten wir uns, wenn man, wie z. B. zum Provinzialfest, über die Straßen gehen mußte, viel zu Fuß. Aber die robuste Natur des ostpreußischen Volkes machte solches Unternehmen doch zuweilen recht bedenklich.

Einzug in Berlin.

Nach der Krönung reisten der König und die Königin noch nach Danzig und besuchten Oliva. Nur die unmittelbar gerade Diensttuenden begleiteten sie dabei. Wir anderen wurden mit Extrazug nach Berlin geschafft, wo wir uns, dem vorgeschriebenen Zeremoniell gemäß, dem Könige beim Einzuge in Berlin am 22. Oktober anzuschließen hatten. Die Zahl der Flügeladjutanten war durch die Personalveränderungen vom 18. Oktober auf die normale Zahl vermindert worden. Boyen war General geworden und trat in den Etat der Generale à la suite, Schimmelmann hatte ein Regiment in Koblenz erhalten. Werder war Kommandeur des Garde-Jäger-Bataillons geworden. Somit waren Strubberg und ich die beiden ältesten im Range unter den Flügeladjutanten. In dieser Eigenschaft traf uns die Auszeichnung, beim feierlichen Einzuge in Berlin vor dem Könige herzureiten. Strubberg ritt einen Rappen, ich einen Schimmel, und so stellten unsere beiden Rosse die preußischen Farben dar.

Zu dem Einzuge erschien der König und die Königin pünktlich um zwölf Uhr auf dem bestimmten Punkt vor dem Königstore, unmittelbar von der Reise kommend. Ich weiß nicht, wo sie vorher übernachtet hatten, aber Berlin hatten sie noch nicht betreten.

Vom Königstore an bildeten auf dem ganzen Wege, der die Königsstraße entlang über den Schloßplatz, die Schloßfreiheit, den Lustgarten zum Portal Nr. 5 hereinführte, die Gewerke in dichten Truppen zu drei Gliedern Spalier. Dahinter drängte sich Kopf an Kopf eine unabsehbare Volksmenge zusammen. Wo irgend Platz vorhanden war, hatte man Tribünen errichtet, auf denen teils bestimmte Korporationen, teils gegen Eintrittsgeld beliebige Personen Platz genommen hatten. Alle Fenster der zu passierenden Straßen waren dicht besetzt, und überall hatte man in den Zimmern, auf den Tribünen und auf der Straße Vorräte an Buketts und Blumen, um sie dem Könige zu spenden. Die Aufstellung der Gewerke hatte eine Zeit von drei Stunden in Anspruch genommen,

und die Leute hatten in Voraussicht der ihrer harrenden Anstrengungen reichliche flüssige Stärkungsmittel in der Tasche, denen sie schon vor der Ankunft des Königs weidlich zugesprochen haben mußten, denn die meisten unter ihnen waren stark betrunken. Jedes Gewerk hatte auf seinem rechten Flügel ein Musikkorps und eine riesenhafte Fahne. Sobald sich der König näherte, intonierte das betreffende Musikkorps Tusch und Nationalhymne mit mehr Gewalt als Harmonie. Da entstand also jenes „Lied, das Stein erweichen" usw. Davor mußten Menschen scheu werden, um wieviel leichter Pferde. Dann versuchte der Fahnenträger seine Fahne zu schwenken. Aber er schwankte meist selber, und dann fiel seine schwere Fahne gewöhnlich dem Pferde des Königs auf die Nase. Ein heftiger Blumenregen aus dem Volke, aus den Fenstern, von den Dächern vollendete, was Menschenenthusiasmus ersinnen konnte, um ein Pferd scheu zu machen. Man hatte dem König aus dem Leibreitstall das frommste Pferd ausgesucht. Aber hier hätte selbst die Frömmigkeit des heiligen Augustin nicht bestanden. Mehrfach machte das Pferd kurz Kehrt. Über den Blumenregen entsetzte es sich, besonders wenn er plötzlich von oben kam, so, daß es kerzengerade in die Höhe stieg. Ich sah den König wiederholt in Gefahr, auf dem Pflaster zu überschlagen.

Wir beide, Strubberg und ich, zwangen mit Mühe unsere Pferde an die tobenden Gewerke heran und brüllten die nächstfolgenden Fahnenträger an, sie sollten die Fahnen nicht schwenken. Blassen Angesichts, mit übersichtigen Augen, schwankenden Oberkörpers und mit heruntergezogenen Mundwinkeln versicherte mich dann der Fahnenträger gewöhnlich: „Ick were schon", und nickte mir bedeutungsvoll zu. Wenn ich mich dann aber umsah, dann lag doch gewiß die Fahne wieder dem Pferde des Königs auf der Nase. Wenn man aber nach oben durch den Lärm der hurraschreienden Menge winkte, sie sollten keine Blumen werfen, dann nahm der begeisterte Untertan dies wohl als ein Zeichen des Wunsches nach Blumenregen, der um so reichlicher herabströmte. Ich war froh, als wir nach mehr als zweistündigem Ritt endlich das Portal 5 erreichten, ohne daß den König ein Unfall betroffen hatte. Es wird diese lange Zeit des Ritts niemand in Erstaunen setzen, wenn man bedenkt, daß an vielen Stellen gehalten wurde, wo Magistrat, Deputationen, Korporationen, ja weißgekleidete Jungfrauen den König empfingen, wobei in wohlgesetzten Reden und Gegenreden alles das gesagt wurde, was bei solchen Gelegenheiten gesagt werden muß. Ehe ich in das Portal des Schlosses einlenkte, warf ich noch einen Blick nach links auf die Volksmenge, die den Lustgarten erfüllte und sah den einzigen Unfall, der die Festfreude dieses Tages ein wenig trübte.

Hinter der dichtgedrängten Volksmenge hatten sich, nach der alten

Börse zu, in der Nähe des Domes, einige Torfwagen etabliert, die oben mit Brettern belegt waren. Dort oben hatte der industrielle Wagenbesitzer Stehplätze für Schaulustige vermietet. Als der König sich näherte, drängten sich diese zusammen, die Bretter zeigten sich nicht stark genug, um besonders zwei dicke Damen zu tragen und brachen krachend zusammen. Die Neugierigen fielen in den Torfwagen, und ihre Füße, in bunter Reihe mit Stiefel oder Schuh bekleidet, ragten über die Planken des Torfwagens. Der Jubel und Hohn der Fußgänger hatte kein Mitleid mit den Verunglückten, die übrigens weiter keinen Schaden litten.

Im innern Schloßhof stiegen wir, weidlich ermüdet, von den schweißbedeckten Pferden, die in der Aufregung über diese ungewohnten Ungeheuerlichkeiten sich gewaltig erhitzt und uns Reiter zusammengeschüttelt hatten. Im Schloß erwartete uns das Diner. Vor demselben trat der König auf den Balkon, denn nun begann der Durchmarsch der Gewerke durch das Schloß. Auch während des Diners stand der König wiederholt auf und trat auf den Balkon, denn der Durchzug der Gewerke dauerte bis in die Dunkelheit hinein.

Vor dem Diner fand ich einen Augenblick einen heißersehnten Ruhepunkt auf einem Stuhl, während der König auf den Balkon heraustrat. Neben mir sank ziemlich erschöpft der Polizeipräsident v. Winter auf einen Sessel. Trotz der Ermüdung hatte er Triumph in seinen Mienen. „Das soll mir einer sagen", begann er, „mit dem Berliner ist alles anzufangen, wenn man ihn richtig behandelt. Nicht eine einzige Unordnung ist vorgekommen. Das hätte Zedlitz nicht fertig gebracht." Nun waren ja die Anordnungen der Polizei sehr umsichtig und vorsorglich getroffen, das mußte man zugeben. Sie hatte den Verkehr auf den Straßen, den Zu- und Abfluß der Menschenmassen gut geregelt. Sie hatte an den ordnungliebenden Sinn der Bewohner in Proklamationen appelliert, hatte aber auch in den militärisch aufgestellten Gewerken eine bis auf sechzigtausend Mann zu berechnende organisierte Macht, deren Interesse es war, auf Durchführung der Ordnung zu halten, eine Macht, die sonst nicht vorhanden ist. Daß aber Herr v. Winter sich das Verdienst allein zuschrieb davon, daß heute keine Widersetzlichkeiten vorgefallen waren, daß er sich mit Zedlitz verglich, das war sehr gewagt. Ich sagte ihm daher: „Herr Präsident, nehmen Sie sich in acht. Jubeln Sie nicht zu früh. Zedlitz hat auch die Einzugsfeier der Kronprinzeß ohne Unruhe geleitet. An Freudentagen ist das Berliner Volk leicht zu leiten. Aber es wechselt. Heute erhebt es Sie in den Himmel, morgen kriegen Sie vielleicht Prügel." Er zuckte ungläubig die Achseln. Den andern Abend schon ward er mit Steinen geworfen, auch sonst tätlich insultiert und erheblich verletzt. Während der Galaoper hatten die Maschinenbauer von Moabit in der Königsmauer in ihrem Gewerkskostüm andern Besuchern dieser

verrufenen Gegend imponieren wollen. Es kam zu Tätlichkeiten in den Häusern, dann in den Straßen, die von Festteilnehmern, also auch von Prügelteilnehmern erfüllt waren. Polizei mußte einschreiten. Der philanthrope Präsident glaubte erst, alles durch die Erscheinung seiner populären Persönlichkeit zur Ruhe bringen zu können. Als ihm aber seine Popularität so fühlbar gemacht war, daß er vom Pferde halb sank, halb gerissen ward, da ließ er auch Gewalt gebrauchen, und diese stellte die Ruhe schneller her, als die seichte Humanität.

An den Einzug in Berlin schlossen sich noch verschiedene andere Festlichkeiten, große und kleine Bälle im Palais und im Schlosse, Festlichkeiten beim Kronprinzen, auch ein großer Ball beim französischen Krönungsbotschafter, dem Marschall Mac Mahon. Im Hofe des Gesandtschaftsgebäudes hatte man einen provisorischen Saal (aus Brettern) für das Souper gebaut, um der großen Zahl der Ballgäste ausreichenden Raum zum Tanzen und zum Soupieren zu geben. Die Herbstnacht war schon sehr kalt, und als die erhitzten Ballgäste sich zum Essen begaben, traten sie in ein eiskaltes Lokal. Man hätte lieber sollen den kalten Saal zum Tanzen benutzen. So wie es geschah, wurden die meisten Menschen nachher krank. Auch der König zog sich eine starke Erkältung zu, und die Reise nach Breslau, die sich nach der anfänglichen Disposition den Berliner Festlichkeiten gleich anschließen sollte, mußte bis fast zur Mitte des Monats November verschoben werden.

Feierlichkeiten in Breslau.

In Breslau fand auch keine Huldigung statt, sondern der König kam eigentlich nur zu dem Zweck dorthin, um daselbst das Standbild seines Vaters feierlichst zu enthüllen. Mein Vater hatte seit sehr langer Zeit die Aufstellung eines Denkmals Friedrich Wilhelms III. in Breslau betrieben. Die Kosten dafür waren durch freiwillige Beiträge in der Provinz zusammengebracht worden, und mein Vater stand an der Spitze des betreffenden Komitees. Er war somit bei der Anwesenheit des Königs in Breslau gewissermaßen die erste Persönlichkeit der Provinz.

Nach der Ankunft in Breslau fuhr der König im offenen Wagen vom Bahnhofe nach dem Schlosse, und wenn auch kein besonderer zeremonieller „Einzug" angeordnet war, so gestaltete sich doch die Ankunft fast zu einem solchen, denn die Gewerke waren zu beiden Seiten aufgestellt und marschierten nachher vor dem Schlosse beim König vorbei. Leider hatte das Wetter die armen Leute übel zugerichtet, denn, wie ich schon erwähnte, ein strömender Regen war erst eine Stunde vor der Ankunft des Königs der strahlenden Sonne gewichen, und da die Aufstellung der Gewerke einige Stunden gedauert hatte, waren sie ganz durchnäßt und manche schöne Schaustellung ganz verdorben. Bei dem Vorbeimarsch befahl der

König uns beiden Flügeladjutanten, die ihn begleiteten, Point zu stehen, und so standen wir bis spät in die Dunkelheit an den vorbeiziehenden Gewerken, mit hungrigem Magen, denn seit dem Morgenkaffee hatte ich keine Gelegenheit und Zeit gehabt, etwas zu mir zu nehmen.

Bei der Enthüllungsfeier des Denkmals fehlte nicht viel, daß ich mit dem Leibarzt Dr. Lauer ums Leben gekommen wäre. Ich war im Vorzimmer des Königs bis zum letzten Augenblick vor dessen Abfahrt zum Platze dienstlich zur Hilfe des an diesem Tage den Dienst tuenden Majors v. Rauch beschäftigt gewesen, und so fanden wir, Lauer (der noch dem nicht ganz wiederhergestellten Monarchen einige Verhaltungsregeln gab) und ich, keinen Wagen mehr und suchten auf einem näheren Wege zu Fuß auf den Ring zu kommen. An der Ecke des Blücherplatzes und des Rings gerieten wir in ein Gedränge, das dadurch entstand, daß vom Ringe eine Volksmenge zurückgewiesen ward, eine andere Menge vom Blücherplatz nachschob.

Wir konnten weder vor noch zurück. Es wurde das Gedränge so arg, daß jeder sich zu helfen suchte, so gut er konnte. Ich fühlte zwei kräftige Ellbogen, von jeder Seite einen, an meine Rippen gestemmt und glaubte schon, daß sie brechen würden, der Atem verging mir, ich sah graue und schwarze Wolken vor meinen Augen. Da raffte ich alle meine Kraft zusammen, machte meine Arme frei, faßte die beiden Männer, deren Ellbogen mich gefährdeten, in die Halsbinde, die ich umdrehte und stemmte mich so nach vorn. Zugleich schaffte uns ein zur Aufsicht auf dem Ring aufgestellter Kürassier mit gezogenem Pallasch Luft, und wir kamen durch, aber wie? Meine Beinkleider waren zerrissen und das Oberleder meiner Stiefel war herabgetreten. In diesem Zustande drückte ich mich in das Gefolge des Königs, um die Anrede zu hören, die mein Vater dem Könige vom Platze aus hielt. Noch bei Tafel kamen Lauer und ich überein, daß wir uns von den erlittenen Quetschungen kaum erholen könnten. Den folgenden Tag ward bekannt, daß an dieser Stelle, wo wir so ins Gedränge gekommen waren, und zwar ungefähr um diese Zeit, drei Menschen totgedrückt worden sind.

Der Ständeball war sehr glänzend, und der König war sehr befriedigt davon. Um diese Zeit war eine Frage entschieden worden, welche seinerzeit die Gemüter heftig bewegt hatte und in heutiger Zeit ganz zu den überwundenen Standpunkten gehört, die Frage nämlich, ob Juden, welche Rittergüter erworben hatten, Zutritt zum Kreistage haben könnten. Es hatte einen großen Lärm in den Zeitungen erregt, als einige Kreistage den Rittergutsbesitzern israelitischen Bekenntnisses den Eintritt verweigern wollten, noch größere aber, als der Graf Sauerma, ein origineller, alter Herr, vorschlug, ihnen eine Entschädigung von zwei Friedrichsd'ors aus der Kreiskasse zu zahlen. Die Regierung hatte die

Zulassung israelitischer Rittergutsbesitzer zum Kreistage verfügt, und dadurch waren die Betreffenden auch berechtigt, die Ständeuniform anzulegen, also auch zu diesem Ständeball zu erscheinen, zu dem niemand Zutritt hatte, dem nicht das Recht zustand, eine Uniform zu tragen. Zwei oder drei solcher Rittergutsbesitzer waren in der Tat auf dem Feste anwesend. Das gab zu vielen Scherzen Anlaß, mit denen besonders der durch sein nervöses Gesichterschneiden bekannte Graf Z. in seinem Übermute die Grenzen überschritt, welche man auf einem solchen offiziellen Feste wohl innehalten sollte. Unter anderem fehlte nach dem Feste von dem Tafelsilber, das die vornehmsten Familien Schlesiens zu der Festlichkeit geliehen hatten, ein silberner Löffel. Er fand sich wieder in der Rocktasche der Ständeuniform eines der Israeliten, noch mit süßer Speise angefüllt. Es war niemand im Zweifel, daß Graf Z. ihn da hineingesteckt.

Die Tage des Aufenthalts in Breslau waren auch, wie die in Königsberg, ganz von großen Festlichkeiten in Anspruch genommen, bei denen Paraden, Diners und Soireen ihren Platz fanden. Eines Morgens war ich im Vorzimmer des Königs mit der Ausfertigung seiner Befehle beschäftigt, als ein oberschlesischer Bauer bis zu mir hereindrang und durchaus zum König wollte; sein Anliegen war so unvernünftig wie möglich. Er verlangte nämlich, die Ablösung der gesetzlichen bäuerlichen Lasten solle auf sein Bauerngut keine Anwendung finden. Er wollte die alten Frondienste weiter tun. Die Bittschrift, die er mitbrachte, wollte er nur dem Könige selbst geben. Auf meine Vorstellung wurde er so frech und laut, daß ich diesen engern Landsmann mit Gewalt hinaus- und auf die Wache bringen ließ. Es unterhielt mich sehr, später in den Zeitungen zu lesen, daß ich diesen Bauern sehr freundlich und liebenswürdig empfangen und dafür gesorgt hätte, daß sein Wunsch (der übrigens in der Zeitung nicht näher bezeichnet wurde) erfüllt wurde. Das Zeitungspapier ist zuzeiten auch geduldig.

Sagan. Nach Beendigung der Festlichkeiten folgten die beiden Majestäten einer Einladung der Herzogin von Sagan und brachten zwei Tage in Sagan in einer verhältnismäßigen ländlichen Stille zu, welche ihnen nach den geräuschvollen Tagen von Königsberg, Berlin und Breslau sehr gut tat. Dann erfolgte die Rückkehr nach Berlin.

Im Laufe des Jahres 1861 habe ich mich ziemlich viel auf der Eisenbahn aufgehalten. Ich stellte die Meilenzahl zusammen, die ich auf den Schienen zurückgelegt. Sie betrug über zweitausend, also fast den halben Umkreis der Erde. Davon entfallen über fünfhundert Meilen auf die Strecke von Berlin nach Potsdam und zurück.

---

2. Das Jahr 1862.

Opposition.

Das Jahre 1861, das mit der Trauer um den verblichenen Monarchen begonnen, mit dem Jubel des Krönungsfestes und den darauffolgenden großen Feierlichkeiten in Berlin und Breslau geschlossen hatte, ging zu Ende und das neue Jahr begann. Der rauschende Jubel machte einer gewissen Ernüchterung Platz. Die reale Wirklichkeit trat an die Menschen heran mit ihr die materiellen Interessen, bei denen die einen gewinnen, die anderen nicht verlieren wollten. Die bereits im vorigen Jahre begonnenen Konflikte verschärften sich. An ihrer Spitze stand der Kampf und das Streben des Parlamentarismus, seine Macht zu erweitern, gegenüber der Krone, die keines ihrer Rechte aufgeben wollte.

Dieser Kampf zwischen den Rechten der Krone und der Landesvertretung ist so alt, als Kronen und Landesvertretungen zusammen existiert haben. So lange die englische Krone unter der sparsamen Regierung der Königin Elisabeth von England kein Geld von ihren Untertanen heischte, konnte diese Königin mit der Willkür einer Despotin herrschen. Als ihre Nachfolger durch die politischen Verwicklungen der Zeit gezwungen waren, vom Lande Beisteuern zu verlangen, um die kaum begonnene Weltstellung des Landes zu sichern und zu festigen, da versäumte es die Landesvertretung nicht, sofort die Gelegenheit zu ergreifen, um an die Bewilligung des Geldes die Bedingung der Erweiterung ihres Einflusses zu knüpfen. So auch 1862 in Preußen.

Augenblickliche äußere Konflikte lagen zwar nicht vor. Aber König Wilhelm sah sie voraus seit der Krisis von 1859, die den französisch-österreichischen Krieg erzeugt hatte. Er fühlte keine Lust, im entscheidenden Augenblick, wie sein entschlafener Bruder 1850 in Olmütz, ruhmlos nachgeben zu müssen. Er war sich bewußt, daß Preußen bei seiner zerrissenen geographischen Lage niemals auf einen Bundesgenossen, sondern nur auf seine eigene Kraft vertrauen könne, und daß daher dessen Kraft im Einklange mit der Stellung sein und bleiben müsse, die es in Europa innehatte. Deshalb hielt er fest an der Vermehrung des Heeres, wie er sie seit 1859 hatte ins Leben treten lassen. Es muß als sehr glücklich für Preußen angesehen werden, daß der Streit zwischen den Rechten der Krone und der Landesvertretung zu einer Zeit am lebhaftesten entbrannte, zu der keine äußeren Konflikte unmittelbar zur Entscheidung drängten, so daß dieser Streit seitens der Krone mit großer Geduld und Zähigkeit durchgeführt, gewissermaßen abgewartet werden konnte.

Während der Wintersession von 1861/62 ging die Fortschrittspartei noch entschlossener vor, als das Jahr vorher. Von dem vorgelegten Jahresbudget machte das Abgeordnetenhaus, das im wesentlichen den Anstößen der Fortschrittspartei folgte, so wesentliche Abstriche, daß der Staat mit solch einem Budget gar nicht hätte bestehen können. Die neuformierten Truppenteile hätten aufgelöst werden müssen. Die übrigen sollten nur mit ganz geringem Mannschaftsstande bleiben. Man verlangte Abschaffung der dreijährigen Dienstzeit und eine zweijährige an deren Stelle und wollte somit die Armee nicht nur ihrer Zahl nach schwächen, sondern auch den innern Gehalt derselben erschüttern. Unter der Hand aber bot man durch Auerswald dem Könige an, von dem man wußte, daß er einen großen Wert auf die dreijährige Dienstzeit und auf die neuen Truppenteile legte, man wolle die erforderlichen Gelder bewilligen, wenn von seiten der Regierung Garantien geboten würden, daß die Armee nie gegen das Land selbst gebraucht werde. Diese Garantien sollten darin bestehen, daß der Landtag über die Verwendung der Armee nach außen und innen sowie über Organisation und Stellenbesetzung gesetzlich mitzusprechen habe.

Wo das hinausgehen sollte, war klar: Auf eine Herrschaft der Majorität über den König. Denn wann und wo die Landesvertretung über die Verwendung des Heeres mit zu entscheiden gehabt hat, da ist immer die Krone zu einer Schattenkrone herabgesunken. Zugleich lag in der Absicht, sich dagegen schützen zu wollen, daß das Heer nicht gegen das Land verwendet werde, ein beleidigendes Mißtrauen gegen den König, der nicht die geringste Veranlassung dazu gegeben hatte. Um so klarer lag die verborgene Absicht der Fortschrittspartei am Tage. Sobald ihr diese Garantie gegeben worden wäre, hätte sie weiteres usurpiert und dann bei einem Konflikt Einfluß auf die Verwendung der bewaffneten Macht gehabt. Sie suchte also Machtmittel zum blutigen Streit.

Zugleich brachte die Fortschrittspartei ein Ministerverantwortlichkeitsgesetz ein. Nach der Verfassung waren die Minister verantwortlich und sollte die Art, wie sie verantwortlich sind, durch ein besonderes Gesetz geregelt werden. Ein solches Gesetz war oft vorgelegt, aber nie zustande gekommen, denn es fragte sich, wem sie verantwortlich sind. Die Krone legte sich das danach aus, daß sie der Krone, der Landtag, daß sie dem Landtag, im Landtag wieder das Abgeordnetenhaus, daß sie dem Abgeordnetenhaus, das Herrenhaus, daß sie ihm verantwortlich sein müßten. Das Gesetz, das die fortschrittliche Mehrheit jetzt einbrachte, hätte die Beurteilung und Verurteilung der Minister ganz in die Hände dieser Mehrheit gelegt. Dann wären sie ganz von ihr abhängig geworden, und es hätte in dem Belieben der Fortschrittspartei gelegen,

Minister sofort anzuklagen und zu verurteilen, welche der König eben ernannt hatte.

Wenn nun der König nach der Verfassung das Recht über Krieg und Frieden, den Oberbefehl über das Heer und das Recht hatte, seine Minister zu wählen, so wollte ihm die Fortschrittspartei durch eine auf das Recht der Budgetbewilligung durch den Landtag gegründete Sophistik diese Rechte aus den Händen winden.

Der König war nicht gewillt, sich seine ganze Macht parlamentarisch abschwätzen zu lassen. Mit der ihm eigenen Ruhe sagte er, er habe es über drei Jahre mit den liberalen Ministern versucht, und diese hätten gezeigt, daß sie es nicht könnten. Als der Justizminister v. Bernuth ihm das Ministerverantwortlichkeitsgesetz der Fortschrittspartei zur Annahme empfahl, ward er ernstlich zornig, entwarf selbst ein anderes solches Gesetz, wonach die Minister nur ihm verantwortlich waren, legte dies Gesetz auf den Ministertisch mit den Worten: „Hier haben Sie das Gesetz, wie ich es genehmige. Ein anderes genehmige ich nie.“ Selbst Bernuth und Auerswald, die Männer, die immer von ihrer liberalen Überzeugung sprachen, wagten dem erzürnten Könige keine Silbe zu erwidern und legten jetzt dieses von ihm entworfene Gesetz dem Abgeordnetenhause vor, das es verwarf. Der Konflikt war nun fertig, und die Regierungsmaschine konnte so nicht weitergehen, denn das Budget des Abgeordnetenhauses hatte der König nicht angenommen, das Budget des Königs war vom Abgeordnetenhause verworfen. Dasselbe war mit dem Gesetz über Ministerverantwortlichkeit geschehen. Alle anderen Forderungen des Abgeordnetenhauses waren derart, daß kein Monarch sie erfüllen konnte, wollte er Monarch bleiben.

Ministerium Hohenlohe.

Über das, was jetzt zu tun sei, gingen die Meinungen des Ministeriums auseinander. Drei Minister, Bernstorff, Roon und v. der Heydt, waren der Meinung, man müsse das Abgeordnetenhaus auflösen. Sie sahen keine Gefahr, selbst wenn Neuwahlen noch mehr im Sinne der Opposition ausfallen sollten, denn v. der Heydt machte auf denjenigen Paragraphen der Verfassung aufmerksam, nach welchem, so lange kein Budget rechtzeitig zwischen der Regierung und dem Landtage vereinbart sei, die alten Steuern forterhoben würden. Somit war v. der Heydt der Vater jenes budgetlosen Zustandes, unter welchem, wie die Fortschrittspartei in Wort und Schrift oft behauptet, Preußen vier Jahre lang geseufzt hat. In der Tat hat es sich aber sehr wohl dabei befunden. Nur den Maulhelden im Landtage ist in diesen vier Jahren klar gemacht worden, daß ihre Worte noch keine Taten sind.

Die übrigen Minister waren dafür, den Anforderungen des Landtags nachzugeben. Der Fürst von Hohenzollern befand sich auf Urlaub.

Der König zog bei der zu fassenden Entscheidung meinen Vater zu Rate, und diesem sagte das Programm der drei genannten Minister mehr zu als das der übrigen. Infolgedessen wurde meinem Vater der Vorsitz im Staatsministerium übertragen, die drei genannten Minister blieben im Ministerium, die übrigen schieden aus und wurden durch Männer ersetzt, die sich den politischen Ansichten der drei anschlossen. Der Landtag wurde aufgelöst, und Neuwahlen in der verfassungsmäßigen Zeit angesetzt.

Dieser Ministerwechsel vollzog sich am achtzehnten März 1862 in den Räumen des Herrenhauses. Der König nahm aber Anstoß daran, ein Ministerium vom achtzehnten März zu ernennen und ließ deshalb das Datum des siebzehnten März darunter setzen.

Mein Vater als Ministerpräsident. Mein Vater stand im sechsundsechzigsten Lebensjahre und hatte sich in seinem Leben mit vielen Dingen nie beschäftigt, in denen ein Ministerpräsident Entscheidung geben muß. Im besonderen lag ihm die auswärtige Politik ganz fern, die doch bei der zerrissenen geographischen Lage Preußens die Hauptsache war, so daß ein Ministerpräsident in Preußen nur dann kräftig wirken kann, wenn er zugleich Minister der auswärtigen Angelegenheiten ist. Aber in seinem Alter konnte sich mein Vater nicht in ganz neue Berufsgeschäfte mehr hineinarbeiten. Das legte er dem Könige vor seiner Ernennung dar, und es wurde deshalb verabredet, mein Vater solle nur über die schwebende innere Krisis forthelfen und alsbald von seiner Stellung als Ministerpräsident zurücktreten, wenn er eine Persönlichkeit ausfindig gemacht haben werde, die zu derselben geeignet sei.

Es stellte sich bald heraus, daß auch meines Vaters Nerven der Tätigkeit als Ministerpräsident nicht mehr gewachsen waren. Mit der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit orientierte er sich über alle vorkommenden Fragen gründlich, aber diese ungewohnte, anstrengende Arbeit, mit dem andauernden Bewußtsein der schweren Verantwortlichkeit vor sich selbst, weil ja nur wichtige Fragen vorlagen, die stete Arbeit am Schreibtisch oder in Beratungssitzungen, das alles war zuviel für ihn, der gewohnt war, den größten Teil des Tages im Freien, auf der Jagd, zu sein. Deshalb sah er sich bald nach einem Ersatz für sich in seiner Stellung um. Das reiche Material über die in Frage kommenden Persönlichkeiten wurde von ihm durchstudiert, und nach einigen Wochen schlug er dem Könige einen anderen Ministerpräsidenten vor, dessen Ernennungsgeschichte ich hier gleich, wenn auch in der Zeit vorgreifend, im Zusammenhange erzählen will.

Als mein Vater im April dem Könige den damaligen Gesandten in Petersburg, Herrn v. Bismarck-Schönhausen als die geeignetste Persönlichkeit für die Stellung eines Ministerpräsidenten bezeichnete, da sah ihn der König groß an und antwortete: „Sie scherzen wohl?" Mein Vater aber stellte dem Könige die verschiedenen guten Eigenschaften Bismarcks vor. „Ach bewahre", sagte der König, „der ist ja viel zu flatterhaft. Schlagen Sie mir einen andern vor."

Es ist wohl charakteristisch für den König, wie er alles erst gründlich erwog, ehe er einen Entschluß faßte und das Neue und Unerwartete erst kurz abwies, ehe er sich damit vertraut machte. Mein Vater schwieg, als der König sich so rund ablehnend ausgesprochen hatte.

Nach drei Tagen, als mein Vater wieder zum Vortrage beim Könige war, sagte dieser zu ihm nach Erledigung der laufenden Angelegenheiten: „Ich sprach Ihnen neulich die Idee aus, Bismarck-Schönhausen an Ihre Stelle zu setzen, da Sie doch nicht dauernd in derselben bleiben wollen." Mein Vater antwortete: „Es war die Rede davon, Euer Majestät hatten sich noch nicht entschieden." — „Ja", sagte der König, „Sie haben ganz recht, daß die auswärtige Politik die Hauptsache ist. Nun ist Bismarck in Frankfurt, Wien und Petersburg orientiert. Ich denke, man schickt ihn noch nach Paris und London, damit er überall die einflußreichen Leute kennen lernt, ehe man ihn zum Ministerpräsidenten macht. So lange müssen Sie schon bei mir aushalten." Bismarck wurde sofort als Gesandter von Petersburg nach Paris versetzt. Im Laufe des Sommers erhielt er ein Kommissorium nach London, wo er vier Wochen blieb, und gegen Ende September wurde er zum Ministerpräsidenten ernannt. So gebührt meinem Vater das Verdienst, den rechten Mann für die rechte Stelle vorgeschlagen zu haben. Der König aber hat nicht nur den Vorschlag angenommen, sondern sich diesen Ministerpräsidenten ganz besonders für die Stellung durch die diplomatische Laufbahn erzogen.

Die neuen Minister vom siebzehnten März 1862 waren alle von einem streng konservativen Typus. Da war Graf zur Lippe Justizminister, dem der Minister v. Manteuffel viel zu weit links gegangen war, der Graf zu Eulenburg, ein Ultrakonservativer aus früherer Zeit, der drei Jahre in Japan gewesen und daher in letzter Zeit in keiner Richtung engagiert war, wurde Minister des Innern, Graf Itzenplitz aus der Fraktion Stahl-Gerlach im Herrenhause übernahm das Handelsministerium für v. der Heydt, dem die Aufgabe zufiel, als Finanzminister den von ihm erfundenen budgetlosen Zustand durchzuführen. Kultusminister aber wurde Herr v. Mühler, der als Student das bekannte Trinklied gedichtet hatte und jetzt als gereifter Mann zu den orthodoxen Lutheranern gehörte. Die anderen Minister, wie Selchow usw. hatten eine weniger ausgesprochene politische Vergangenheit.

Die Fortschrittspartei schäumte vor Wut. Sie hatte geträumt, alle ihre Forderungen bewilligt zu sehen. Plötzlich waren die gefügigen Minister entfernt, durch ausgesprochene Gegner ersetzt, der Landtag aufgelöst. Es war ein Donnerschlag für sie. König Wilhelm hatte ihr gezeigt, daß er nicht gesonnen sei, eine Puppe in ihren Händen zu werden.

Preßmanöver. Der Feldzugsplan, den die Fortschrittspartei dagegen entwarf, war nun der, noch nicht gegen den König selbst unmittelbar Opposition zu machen, sondern wieder dem Volke vorzustellen, der König sei in die Hände der Kamarilla gefallen, sei unfrei, und man stelle ihm die Wünsche des Landes falsch vor. Das Land müsse durch die Neuwahlen die Kamarilla stürzen und die Wünsche des Landes zu den Ohren des Königs bringen. Eine lebhafte Agitation ward für die Wahlen in Szene gesetzt. Zugleich wurde das neue Ministerium in der Tagespresse, besonders in der Schmutz- und Winkelpresse, im ganzen und im einzelnen der größten Schändlichkeiten beschuldigt. Man kann den Verfassern dieser Artikel nicht abstreiten, daß sie dieselben mit großer Gewandtheit geschrieben haben. Man ließ die Verleumdungen, die man verbreiten wollte, nur zwischen den Zeilen ahnen und hielt den Artikel so, daß es kein Strafgesetz gab, nach welchem Verfasser und Verleger verurteilt werden konnten. Dann schickte man die betreffende Zeitungsnummer an den, über den man herfiel und strich den giftigen Artikel rot an.

Mein Vater wurde zunächst das Ziel solcher Angriffe. Da erschien in einem damals ganz unbekannten Schmutzblatte ein Artikel über ihn, der mit seiner Großmutter anfing. Diese, eine sehr ehrwürdige, geachtete Dame aus dem vorigen Jahrhundert, wurde als eine andere Ninon de l'Enclos bezeichnet und geschildert. Dann kam die Reihe an seinen Vater und dessen Kriegsunglück bei Jena 1806, und man prophezeite Preußen durch meinen Vater ein Zivil-Jena. Damit war man nicht zufrieden. Auch über die jüngere Generation ging es her, und man schilderte die tollen Streiche eines Neffen meines Vaters, der sich allerdings vor etwa zwanzig Jahren in Berlin unmöglich gemacht hatte und im Auslande lebte. Von mir hieß es dann, ich hätte „auch einmal einen angenehmen Aufenthalt in Wien genommen".

Ich erhielt ein Exemplar des Blattes anonym zugesandt. Um meinem Vater nicht die Geschäfte durch Ärger zu erschweren, sagte ich ihm nichts, sondern wollte die Zeitung auf eigene Faust verfolgen. Zunächst war die Redaktion schwer zu finden, so wenig war sie in den Kreisen bekannt, in denen ich verkehrte. Ich fragte in den Konditoreien nach der Zeitung, man hatte nie etwas davon gehört. Mit einem Male trat ein

kleiner Gassenjunge, der mit Blumen handelte, an mich heran und sagte: „Det is meine Zeitung, die lese ick, Redaktion Kronenstraße Nr. 28 (oder 26)." Das war charakteristisch. Nun wandte ich mich an einen Rechtsanwalt, der mir, nachdem er den Artikel gelesen, einen glänzend siegreichen Prozeß versprach; er wolle die betreffenden Paragraphen des Gesetzes durchstudieren und mit mir anderntags die weiter zu treffenden Maßregeln besprechen. Aber den andern Tag machte er ein langes Gesicht. Nach dem Gesetz kann man niemanden belangen, der einen Toten beleidigt oder verleumdet. Also alle Bosheiten gegen meine Urgroßmutter und meinen Großvater waren nicht strafbar vor Gericht. Was über meinen Vetter gesagt war, das kam der Wahrheit sehr nahe. Über meinen Vater waren nur Vermutungen ausgesprochen, was man in der Zukunft von ihm zu erwarten habe, und daß ich auch einen angenehmen Aufenthalt in Wien genommen, werde kein Richter als eine Beleidigung ansehen. Der Jurist meinte also, die Zeitung werde wahrscheinlich freigesprochen werden, dann aber durch den Prozeß an Wichtigkeit und Abonnentenzahl gewinnen, was ja ihre Absicht sei. Er gab mir deshalb den Rat, das Blatt, das sich in den untersten Schichten des Volkes eines zweifelhaften Namens erfreue, lieber totzuschweigen. Als ich dann zu meinem Vater kam, fragte er mich, ob mir etwa auch so ein Artikel zugesandt sei. Er hatte einen gleichen erhalten. Ich erzählte ihm meine Schritte und die Ansicht, die der Rechtsanwalt ausgesprochen. Mein Vater lachte und sagte, er habe die Sache bereits dem Justizminister übergeben, der derselben Ansicht sei. Da mein Vater nicht weiter durch die Sache erregt wurde, dachte ich auch humoristisch darüber, und wir schwiegen sie tot. Als nichts darauf erfolgte, wurde die Zeitung des Gegenstandes auch müde. Andere haben in ähnlichen Dingen durch gerichtliche und andere Schritte die Artikel zu einer cause célèbre aufgebauscht und der betreffenden Zeitung damit den Willen getan.

Auch über Mühler fiel man her. Eine anonyme Broschüre über „den Kultusminister, der seinen Beruf verfehlt hat", erschien und brachte seine Studentenlieder, und der „Kladderadatsch" variierte das populärste derselben: „Und was für ein schief Gesicht, Mond machst denn du . . . ." in allen Tonarten. Auch Mühler ignorierte diese Angriffe und sagte mit Humor zu meinem Vater, daß er als Student dies Gedicht gemacht, darauf sei er noch heute stolz. Wenn er heute solche Gedichte machen wollte, so würde das allerdings in seinem Alter unpassend zu nennen sein.

Mission zum Fürsten von Hohenzollern. Mittlerweile wurde ich zum Fürsten von Hohenzollern gesandt, um ihn von der Veränderung zu verständigen. Ich erhielt Schreiben an ihn und mündliche Aufträge.

Ich machte bei dieser Gelegenheit wieder eigentümliche Erfahrungen auf dem glatten Pflaster der höchsten Politik. Ich mußte abends mit dem Nacht-Kurierzug nach Düsseldorf reisen, den Tag mit dem Fürsten konferieren, auch bei ihm speisen und die nächste Nacht nach Berlin zurückfahren, wobei ich den strengsten Befehl des Königs hatte, niemand etwas von meiner Reise zu sagen. Bei der Rückkehr brachte ich Briefe und mündliche Aufträge an den König und meinen Vater. Die mündlichen Aufträge hatte ich dem Fürsten mehrere Male wiederholt, um ihn zu fragen, ob ich ihn richtig verstanden. Dann hatte ich sie mir aufgeschrieben. Als ich sie ausgerichtet hatte, hat später der Fürst einen Teil davon bestritten. Ich mußte ihn doch nicht richtig verstanden haben. Die bestrittenen Sätze waren von recht wichtiger einschneidender Natur.

Am Tage meiner Rückkehr war eine Parade (Sonnabend), bei der ich Point stand. Nach zwei durchfahrenen Nächten sah ich nicht gerade rosig aus, und wer mich fragte, ob ich krank sei, erhielt von mir zur Antwort, weil ich das Geheimnis meiner Reise wahrte, ich hätte abends zuvor zu stark pokuliert.

Telegraphenmißverständnis. Das Frühjahr brachte die regelmäßigen Truppenübungen, und der König hätte, wenn überhaupt noch eine Steigerung möglich gewesen wäre, seinen Eifer gegen das vergangene Jahr noch verdoppelt. Man sah, er hatte die Absicht, sich gelegentlich auf seine Armee zu stützen, und er sehe den Augenblick dazu nahe. Bald war er in Potsdam, bald in Berlin. Wenn er in Potsdam besichtigte, dann übernachtete er in der Regel vorher auf Babelsberg. Zu Ministerberatungen kam er dann nach Berlin. In dieser Zeit war eine Differenz mit dem Kurfürsten von Hessen-Cassel ausgebrochen. General v. Willisen war zu ihm geschickt, nach seinem Bericht nicht gebührlich empfangen, und von allen Seiten wurden Truppen in Bewegung gesetzt, um in das Kurfürstentum einzurücken und mit den Waffen in der Hand Genugtuung zu verlangen.*)

Es war ein Sonnabend. Der König wollte nachmittags nach Berlin zurück und den andern Morgen wieder nach Potsdam zu einer Sonntags-

*) Es ist der kurhessische Verfassungsstreit gemeint. Der Kurfürst hatte 1860 die alte Verfassung von 1831 aufgehoben und eine mit den Bundesgesetzen im Widerspruch stehende Verfassung oktroyiert. Da ein Verfahren beim Bunde zu keinem Ergebnis führte, so hatte König Wilhelm in der Erkenntnis, daß sich zwischen seinen Staaten ein Herd immer wachsender Gärung bildete, einen eigenhändigen Brief durch Willisen an den Kurfürsten gesandt, um ihn zur Zurücknahme der Verfassung zu bewegen. Der Kurfürst hatte beim Empfang Willisens den Brief uneröffnet auf den Tisch geworfen. Dies war am 16. Mai. Sofort wurde die Marschbereitschaft des IV. und VII. Armeekorps verfügt, worauf der Kurfürst sein Ministerium entließ und ein neues herstellte, das die alte Verfassung von 1831 wieder verkündete.

parade. Mit einem Male änderte er seine Absicht in Babelsberg und sagte mir, ich sollte meinem Vater telegraphieren, er käme heute Abend nicht nach Berlin. Demzufolge telegraphierte ich (ich hatte den Dienst) an meinen Vater: „Seine Majestät kommen heute nicht nach Berlin." Den folgenden Morgen kam mein Vater in heftigster Erregung mit dem gesamten Ministerium zur Parade nach Potsdam. Es mußte eine Ministerialsitzung abgehalten werden, die zwar nicht lange dauerte, aber der König mußte zugegen sein. Mein Vater überschüttete mich mit Vorwürfen. Es ward eine strenge Untersuchung angeordnet, und es stellte sich heraus, daß mein Telegramm auf dem Papierstreifen in Berlin richtig abgedrückt, aber dort von dem Beamten falsch abgeschrieben war, und zwar hatte er aus einem i ein a gemacht, und auf der Depesche, die mein Vater erhalten, stand: „Seine Majestät kommen heute Nacht nach Berlin."

Mittlerweile waren Nachrichten aus Cassel eingetroffen, welche alle Gründe zu einem Vorgehen mit bewaffneter Macht behoben, und das Gesamtstaatsministerium hatte den König zurzeit des letzten Zuges im Palais in Berlin erwartet, um ihm den Beschluß, den Truppen telegraphischen Gegenbefehl zu geben, zur Genehmigung zu unterbreiten. Jetzt erfolgte der Gegenbefehl mehr als zwölf Stunden später von Potsdam aus. Einige Truppen wurden von demselben eben noch erreicht, als sie gerade die Grenze überschreiten wollten. So hätte ein mißverständlich durch den Telegraphenbeamten abgenommener Buchstabe fast einen Krieg hervorgerufen. Welche herrliche Episode für einen Roman à la Sebastopol oder Nena Sahib! Der unglückliche Telegraphenbeamte büßte das verhängnisvolle Versehen mit der Entfernung aus seiner Stellung.

Seelenruhe des Königs. Auf solchen Fahrten zwischen Berlin und Potsdam konnte ich recht gut beobachten, welches Talent der König hatte, jederzeit zu schlafen, wenn keine Arbeit vorlag. Gewöhnlich verwertete er die Fahrzeit, um eingegangene Briefe oder Akten zu lesen, oder es hatte ein Minister oder Kabinettsrat unterwegs Vortrag. In der Dunkelheit bei Eisenbahnbeleuchtung ward ihm aber das Lesen schwer, und wenn dann kein anderer mitfuhr als der Adjutant, benutzte er die Zeit der Fahrt zum Schlafen. Er beobachtete darin eine solche Regelmäßigkeit, daß er, von Berlin wegfahrend, fast in dem Augenblick einschlief, in dem der Zug den Kanal passierte. Das konnte man daran merken, daß, wenn man früher den Schirm vor der Coupélampe zuzog, er sagte, es sei nicht nötig, er werde nicht schlafen; wenn man aber dies gleich nach Passieren des Kanals tat, merkte es der König schon nicht mehr.

Einmal in dieser Zeit, während ich den König auf der Fahrt Berlin—Babelsberg mit dem letzten Zuge (elf Uhr nachts) begleitete, und der Monarch auch wieder pünktlich eingeschlafen war, hielt der Zug auf dem Felde bei Zehlendorf. Der Zugführer riß erregt die Tür auf und schrie: „Majestät, es ist an der Lokomotive etwas entzweigegangen, wir müssen liegen bleiben, bis eine andere Lokomotive kommen kann, wohl eine Stunde." Der König hob den Kopf in die Höhe, brummte ärgerlich: „Brauchten mich deshalb auch nicht zu wecken", drehte sich auf die Seite in einem Eckfauteuil des Salonwagens und schlief weiter. Nach langer Zeit setzte sich der Zug in Bewegung, und der König murmelte vor sich hin: „Auch ein schöner Gedanke!" und schlief weiter. Auf Station Nowawes mußte ich ihn wiederholt rufen, ehe er aufwachte. „Wir sind sehr schnell gefahren", meinte er, „wie spät ist's denn?" Ich sagte: „einhalb zwei Uhr." „Was", sagte er, „ist wohl nicht möglich? Aber Herr, dann haben Sie wohl geschlafen?" Er stieg lachend aus und in den Wagen.

Überhaupt verließ ihn seine Seelenruhe selten, am allerwenigsten, wenn persönliche Gefahr vorhanden war. Einmal fuhr er von Babelsberg über Glienicke nach Potsdam herein in offener Chaise. Ich hatte ihm Verschiedenes zu melden und abzufragen und bemerkte während dieser Konversation, daß die beiden russischen Pferde ein ungewöhnliches Tempo annahmen. Da sagte der König zum Kutscher: „Kannst Du die Pferde nicht mehr halten?" — „Nein, Majestät." — „Na dann laß sie nur ruhig laufen wie sie wollen und ruhe Deine Arme aus, damit Du die Kräfte gewinnst, sie zu halten, ehe wir in die Stadt kommen, sonst könnten wir dort am Ende noch jemanden überfahren und unglücklich machen." Dann wandte sich der König zu mir, den Kutscher entschuldigend und sagte: „Er kann nicht dafür, die Russen liegen so fest im Zügel, daß ihm manchmal die Arme absterben." Dann setzte der König die vorher unterbrochene Konversation ruhig fort, als ob garnichts vorfiele, während wir in unbeabsichtigter Geschwindigkeit die Chaussee entlang sausten.

Erkrankung meines Vaters. Im Laufe des Monats Mai brachen die Nerven meines Vaters zusammen. Die stete Aufregung in seiner Stellung, die fortwährende Unruhe, die keine Erholungsstunden am Tage gestattete, die Schlaflosigkeit, die ihm die Gedanken über die zu fassenden Entschlüsse bereiteten, erzeugten eine plötzliche Abspannung. Ich traf ihn eines Tages am dritten Ort und war über sein Aussehen erschreckt. Auf meine Frage, ob er krank sei, sagte er zwar mit matter Stimme nein, aber er begab sich bald nach seiner Wohnung, alle ärztliche Hilfe ablehnend. Ich eilte zu Dr. Böger, bat ihn, wie zufällig bei

meinem Vater vorzusprechen, ging dann zu ihm und fand ihn in Papieren suchend, ohne zu wissen, was er suchte. Böger kam bald und sagte mir, er sei blutleer im Gehirn infolge zu großer Anstrengung desselben und ein plötzlicher Tod in der nächsten Nacht möglich. Seine Verordnungen wurden auf das Pünktlichste erfüllt, ich verbrachte eine Nacht voll Sorgen, aber am nächsten Morgen war die Gefahr vorüber. Nur konnte er keine Geschäfte mehr übernehmen. Ich meldete dem König die Erkrankung meines Vaters. Derselbe besuchte ihn bald. Nachher hat mir der König ganz aufrichtig gesagt, er habe erst geglaubt, mein Vater sei „schulkrank", aber er habe sich bei seinem Besuch überzeugt, daß mein Vater keine Geschäfte mehr besorgen könne. Mein Vater erhielt Urlaub und reiste nach Koschentin. Der älteste Minister, v. der Heydt, führte den Vorsitz im Staatsministerium in Vertretung.

Einige Zeit nach seiner Abreise nach Koschentin schrieb mein Vater dem Könige sein Entlassungsgesuch, das ich übergeben mußte. In dem Gesuch sprach er aus, daß wenn Seine Majestät für besser befinden sollten, noch keinen Nachfolger definitiv zu ernennen, so stelle er ihm anheim, ihn noch pro forma an der Spitze des Staatsministeriums zu belassen und das Entlassungsgesuch erst zu dem Zeitpunkt als eingereicht anzusehen, zu dem es dem Könige genehm sei, den Nachfolger zu ernennen. Der König las den Brief und sagte mir, ich solle meinem Vater schreiben, derselbe werde vorläufig noch keine Antwort erhalten. — Daß der König den Herrn v. Bismarck noch einige Zeit in Paris belassen und auch nach London senden wollte, war der Grund, weshalb er jetzt noch mit der Ernennung eines Ministerpräsidenten zögerte. Nur wenige Eingeweihte wußten dies, und kein Mensch hatte sonst eine Ahnung davon, daß der König die Absicht habe, Bismarck zum Ministerpräsidenten zu ernennen.

Adresse des Landtags. Inzwischen kam, nach den Neuwahlen zum Abgeordnetenhause in der nach der Auflösung desselben verfassungsmäßig vorgeschriebenen Zeit der Landtag wieder zusammen. Die Wahlen waren noch mehr im Sinne der Opposition ausgefallen, als in dem aufgelösten Landtage. Es war keine Aussicht vorhanden, mit diesem Landtage ein Budget zustande zu bringen. Der König beschloß aber, die Handlungen und Beschlüsse desselben abzuwarten.

Sie ließen nicht lange auf sich warten. Die Wahl des Präsidenten (Herr Bürgermeister Grabow aus Prenzlau, ein Demokrat vom reinsten Wasser, übrigens ein etwas furchtsamer, wohlmeinender, alter Herr) kennzeichnete schon die ganze Färbung, welche den Beschlüssen des Abgeordnetenhauses gegeben werden würde. Dann beschloß das Haus, eine Adresse an den König, in der es ihn bat, das Ministerium zu entlassen,

dessen Ernennung das ganze Land in die größte Unruhe und tiefste Betrübnis versetzt habe, denn dieses Ministerium besitze nicht das Vertrauen des Landes.

Es ist nicht parlamentarischer Gebrauch, daß der Monarch von einem Hause eine Adresse persönlich entgegennimmt, mit der er nicht einverstanden ist. Danach hätte der König entweder die Adresse annehmen und das Ministerium entlassen oder die Annahme der Adresse verweigern und den Landtag gleich wieder auflösen müssen. Das Ministerium stellte dem Könige auch diese Alternative, da es keinen andern Weg wußte. Der König aber war nicht gewillt, den Parlamentarismus weiter herrschen zu lassen, sondern tat einen ganz eigenen Schritt gegen den Rat des Ministeriums und zeigte damit zuerst, was er damit habe andeuten wollen, daß er sich die Krone selbst aufgesetzt. Er nahm die Adresse an und belehrte die erwählten Vertreter des Landes väterlich, daß ihre Anforderung unmotiviert sei, und daß er sie nicht erfüllen werde.

Nichts war unterhaltender als diese Audienz, in der der König die Deputation des Abgeordnetenhauses empfing. Der König hatte befohlen, daß der Minister v. der Heydt und der Flügeladjutant vom Dienst zugegen sein sollten. Ich konnte von besonderem Glück sagen, daß ich bei dieser amüsanten Szene den Dienst hatte.

Der Minister und ich, wir standen im Berliner Palais in dem Saale, den der König zur Audienz bestimmt hatte, an der Tür, zu welcher der König hereinkommen mußte. Zu einer andern Tür kamen die Mitglieder der Deputation herein, gruppierten sich im Halbkreise um die Tür, durch die der König erwartet wurde. Vor ihnen stand, zum Reden bereit, mit der Adresse in der Hand, der Präsident Grabow. Man sah dem alten Herrn schon vorher an, daß ihm sehr unbehaglich zu Mute war; er wechselte Farbe und schwitzte vor Angst. Plötzlich flogen die Türflügel auf, raschen, kräftigen Schritts trat der König herein bis dicht an den kleinen, alten Oberbürgermeister, maß die ganze Deputation mit einem Adlerblick, grüßte sie mit leichtem Kopfnicken, heftete dann seine scharf durchdringenden Augen auf Grabow und stand da, imponierend, groß und stolz, die Anrede erwartend.

Der letzte Rest von Mut schwand dem geängsteten Redner. Mit zitternder, weinerlicher Stimme begann er seine Adresse zu lesen. Seine Hände zitterten dabei so, daß er schlecht lesen konnte und oft stecken blieb. Ruhig und würdevoll stand der König da, aber seine Augen waren so fest auf Grabow geheftet, daß, wenn dieser die seinigen aufzuschlagen wagte, so daß er in diese Augen blicken mußte, er sofort verwirrt ward und im bloßen Lesen stecken blieb. Meist lächelte der König. Als davon die Rede war, das Land sei ernsthaft beunruhigt über das neue Ministerium,

da schüttelte er mit dem Kopfe. Unter vieler Angst und Qual vollendete Grabow sein Lesen, und am Schluß war er so außer aller Fassung, daß er vergaß, die Adresse dem König zu übergeben und sich mit einem tiefen Bückling, die Adresse unter dem Arm, zurückzog.

Jetzt erhob der König seine Stimme zur Antwort. Er sagte ihnen, er habe sie nur empfangen, um ihnen auch persönlich zu sagen, daß dies Ministerium sein Vertrauen habe, und daß er von seinem verfassungsmäßigen Rechte, die Minister zu ernennen, Gebrauch gemacht habe. Er sage ihnen das selbst, weil das Gerücht verbreitet worden sei, er handle unfrei und lediglich auf Einflüsterung anderer. Das sei nicht der Fall. Er werde das Ministerium nicht entlassen, denn er habe Vertrauen zu demselben. Wenn die Adresse besage, das Land sei in Unruhe, so sei dies ein großer Irrtum, denn das Land sei vollkommen ruhig. Wenn die Adresse ausspreche, man kenne die Absichten des Königs nicht, so müsse er den Herren Abgeordneten empfehlen, die Worte, die er in seiner Thronrede bei seiner Thronbesteigung gesagt, noch einmal zu lesen und recht genau zu beherzigen, dann werde jeder wissen, woran er mit ihm sei. Diese letzten Sätze sagte der König mit einem gewissen Nachdruck und mit erhobener Stimme. Dann grüßte er wieder leicht mit dem Kopfe, machte auf dem Absatz linksum kehrt und verließ das Audienzzimmer ebenso schnell, wie er es betreten hatte.

Die ganze Gesellschaft war verblüfft und verließ das Zimmer kopfhängend und langsam. Der arme Grabow aber stand offenen Mundes da und hatte noch immer seine Adresse in der Hand, während doch der Zweck des ganzen Empfanges war, daß er diese Adresse dem Könige überreichen sollte. Langsam schlich er die Treppe hinab, während ich in das Dienstzimmer des Flügeladjutanten ging. Dorthin kam mir Minister v. der Heydt mit Grabow nach und sagte, letzterer wolle doch dem Könige die Adresse überreichen. Ich erwiderte, dazu sei er ja schon einmal empfangen worden. „Ja", meinte Grabow, „da habe ich es aber vergessen." Ich zuckte mit den Achseln. Ferner sprach Grabow den Wunsch aus, die Antwort des Königs authentisch schriftlich zu erhalten, um dem Landtage Bericht abstatten zu können. Der Minister sagte ihm, daß das Ministerium die Antwort nicht beraten habe, sondern daß der König ganz aus eigener Initiative und, wie es dem Minister scheine, aus dem Stegreif gesprochen. Das wollte nun Grabow nicht glauben, denn er dachte, die Antwort sei im Gesamtstaatsministerium beraten und dem Könige in den Mund gelegt. Er war immer noch von der Idee befangen, der König sei eine Maschine der Minister.

Ich ging nun zum Könige in sein Arbeitszimmer und meldete ihm, daß der Minister ihn für Grabow um die schriftliche Antwort bitten

wollte. Der König sagte: „Ich bin gerade damit beschäftigt, hinterher aufzuschreiben, was ich den Leuten gesagt habe, denn vorher hatte ich nichts aufgesetzt.“ Dann befahl er, v. der Heydt und ich sollten seinem Gedächtnis beistehen, damit er möglichst buchstäblich zu Papiere bringe, was er gesagt. So wurde Wort für Wort beraten, und der König schrieb alles eigenhändig auf einen Bogen Papier, während draußen Herr Grabow wartete. Als der Minister dem König meldete, Grabow sei in Verlegenheit, weil er die Adresse noch unter dem Arm halte, während doch die Übergabe der Adresse der Zweck der ganzen Audienz gewesen sei, da lachte der König herzlich und sagte: „Wenn er sich mit der Adresse unter dem Arm zurückzieht, kann er doch nicht erwarten, daß ich hinter ihm dreinlaufen werde und ihn um so ein Schriftstück bitte. Warum gibt er sie mir nicht, als er dazu Gelegenheit hatte!“ Daß Grabow noch einmal vor den König vorgelassen werden wollte, wagte v. der Heydt gar nicht zu sagen, sondern er fragte nur, wie der König nun über die Adresse befehle. „Na, nehmen Sie ihm doch das Ding ab“, sagte der König.

Nachdem vom König nach bestem Wissen die Antwort schriftlich wiedergegeben war, nahm der Minister das Papier, auf dem die Tinte noch naß war, mit und zeigte es dem Präsidenten Grabow draußen, indem er ihn darauf aufmerksam machte, daß er nun wohl nicht mehr daran zweifeln werde, daß der König aus dem Stegreif gesprochen. Grabow bat um das Original; v. der Heydt sah ihn mißtrauisch an, dann aber sagte er, er wolle ihm dies Original gern lassen, damit er es seinen politischen Freunden zeigen und dadurch beweisen könne, daß er lediglich des Königs eigene Willensmeinung gehört, aber unter der Bedingung, daß er, Grabow, die Abschrift attestiere. Nun machten wir eine Abschrift, die Grabow attestierte, worauf der letztere mit dem Original abging.

Verabredungen der Fortschrittspartei mit v. der Heydt. Die Fortschrittspartei hatte eine derartige Abfertigung nicht erwartet. Ein großer Teil ihrer Mitglieder und zwar die Wohlmeinenden und Betörten, hatten bisher in der Tat geglaubt, mit der eigentlichen Willensmeinung des Königs nicht im Widerspruch zu stehen und hatten gehofft, den König bewegen zu können, ein Ministerium aus ihrer Mitte zu nehmen, wenn sie nur fest auf ihrer Opposition beharrten. Die Führer hielten es noch nicht für geraten, schon jetzt zu einem Widerstande gegen den König selbst aufzufordern, denn sie fürchteten, es werde ein Teil der Mitglieder und das ganze Volk dann von ihnen abfallen. Sie wurden daher zunächst etwas zahmer und nahmen die erhaltene Belehrung vorerst schweigend hin. Dafür suchten sie Boden im Ministerium selbst zu gewinnen. Es

wurde daher von ihnen mit dem Minister v. der Heydt verhandelt, um mit ihm ein Kompromiß zustande zu bringen. Es sei nur notwendig, daß der König formell, ohne sich zu binden, einiges Entgegenkommen zeige. Der Minister v. der Heydt hatte seinerseits augenblicklich als ältester Minister für meinen Vater den Vorsitz im Staatsministerium, und seine Eitelkeit war darauf gerichtet, wirklicher Ministerpräsident auf die Dauer zu werden. Es lag ihm daher daran, einen modus vivendi mit dem Abgeordnetenhause zu schaffen, einen Modus, der nur auf seiner Person beruhen sollte. Durch einen solchen Modus wäre er dem Könige unentbehrlich geworden, wenn derselbe einen Bruch mit der Majorität des Landtages vermeiden wollte. So dachte wenigstens v. der Heydt. Aber auch er hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Er beurteilte den König falsch und wußte noch nicht, daß dieser überhaupt vor nichts zurückschreckte.

Nach einiger Zeit machte also v. der Heydt dem Könige den Vorschlag, dem Landtage ein großes Fest zu geben, da es Sommer war, etwa im Neuen Palais. Der König könne sich dabei mit vielen Abgeordneten, die er dabei persönlich kennen lernen würde, zwanglos in nichtoffizieller Weise unterhalten, und durch seine Persönlichkeit einen großen Teil derselben für seine Pläne gewinnen. Der König wurde sehr stutzig und antwortete nur ganz kurz, er habe noch gar keine Veranlassung, diesen Leuten ein Fest zu geben. Bis jetzt hätten sie noch nichts weiter getan, als ihm eine höchst unpassende Adresse gesandt. Ehe er sich bewogen finde, sie einzuladen, müßten sie sich erst so betragen, daß er sich unter ihnen wohl befinde. Als aber v. der Heydt fort war, äußerte sich der König dahin, diesem sei nicht mehr zu trauen, er scheine mit der Fortschrittspartei unter einer Decke zu stecken. Als v. der Heydt gar dem König bemerklich machte, es sei doch sehr übel, so ohne genehmigtes Budget auch ferner den Staat zu verwalten, erinnerte ihn der König daran, daß er, v. der Heydt, ja der erste gewesen, der den budgetlosen Zustand als einen gesetzlichen und in der Verfassung begründeten dargestellt habe, und das Mißtrauen des Königs nahm zu, obgleich v. der Heydt alsbald wieder einlenkte, nachdem er den entschiedenen Widerspruch des Königs vernommen.

Diner bei v. der Heydt. Auch durch Entfaltung einer gewissen Pracht und eines bedeutenden Aufwandes suchte sich v. der Heydt beim Könige angenehm zu machen. So einfach der König gewöhnlich lebte, so sah er bei offiziellen Gelegenheiten einen gewissen Glanz gern, und es war ihm angenehm, wenn diejenigen, welche Stellung und Mittel dazu hatten, ebenfalls bei offiziellen Gelegenheiten Glanz entfalteten. Aber es irrte

sich jeder, der da meinte, durch solche Nebendinge dem Könige zu imponieren oder gar sich bei ihm unentbehrlich zu machen, wie er es auch nicht liebte, sondern streng tadelte, wenn sich jemand dadurch in Schulden stürzte.

v. der Heydt hatte zwar nun die Mittel zu dem größten Aufwande. Er stand an der Spitze eines großen Handlungshauses und besaß bedeutende Werke der Eisenindustrie am Rhein und in Westfalen. Seine langjährige Stellung als Minister des Handels soll, wie seine Gegner behaupteten, seinen industriellen Unternehmungen bedeutenden Vorteil gebracht haben. Jedenfalls neigte er von Natur für die westfälisch-rheinischen Interessen, wenn diese mit den schlesischen im Widerspruch standen.

Bei der von ihm entfalteten Pracht unterstützte ihn der Besitz eines Privatpalais, das er sich, obgleich er ein Ministerhotel bewohnte, im Tiergarten hatte bauen lassen, und das er die Villa v. der Heydt nannte, obgleich es mit aller Pracht ausgestattet war. Damals lag diese Villa fast außerhalb Berlins am Kanal, nicht weit vom Zoologischen Garten. Die Erweiterung der Stadt hat dieselbe jetzt schon ganz umschlossen, so daß sie nun mitten in der Stadt liegt. In dieser Villa hatte v. der Heydt schon im November 1861 dem Könige ein Diner gegeben, bei dem jedes Gericht ein ausgesuchter Luxusgegenstand war. Außer dem Adjutanten vom Dienst (der ich zufällig war) waren nur die Minister geladen. Mit diesem Diner hatte er die neue Villa eingeweiht, und seitdem lebte er dort in fürstlichem Glanze.

Aber das half ihm alles nichts. Des Königs Vertrauen zu ihm war erschüttert und wurde nie wieder befestigt. Ministerpräsident wurde er nie. Er hatte keine Idee davon, daß Bismarck schon zu dieser Stelle ausersehen war.

Es wird manchem rätselhaft erscheinen, daß der König einen Mann als Minister behielt, zu dem er kein Vertrauen mehr hatte. Aber Könige sind an andere Rücksichten gebunden, als Privatpersonen. Sie müssen im Interesse ihres Landes wohl zuweilen Männer von besonderem Talent verwerten und um sich dulden, wenn dieselben ihnen auch nicht besonders sympathisch geworden sind.

In diesem besonderen Falle war v. der Heydt der Urheber des budgetlosen Zustandes, und der König wollte ihn diesen Zustand durchkämpfen lassen, bis entweder die Krisis überwunden war und zu einer Einigung über das Budget führte, oder bis er einen anderen Mann fand, der v. der Heydt ersetzen konnte. Denn daß der letztere ein finanzielles Genie war, das hat er wiederholt, nicht nur durch den blühenden Zustand seiner Privatfinanzen, sondern auch mehrfach im Interesse des Staates

gezeigt. So blieb v. der Heydt noch diesen Sommer außer Finanzminister auch interimistisch an der Spitze des Gesamtministeriums, und das Abgeordnetenhaus schwitzte mißvergnügt bei seinen Sitzungen und strich oder verminderte alle Ausgabepositionen, besonders für das Heer, Abstriche, die das Ministerium nicht annahm, so daß die laufenden Steuern ruhig weiter erhoben wurden und alles beim alten blieb.

Truppenübungen.

Ich habe schon erwähnt, daß der König sich dies Jahr mit besonderem Eifer den Truppenbesichtigungen widmete. Es war geradezu übermenschlich, was für Anstrengungen er sich in seinem Alter von über fünfundsechzig Jahren hierbei zumutete. Einmal besichtigte er an einem Sonnabend in Potsdam vier Kavallerie-Regimenter, fuhr denselben Abend mit dem Nachtzuge nach Coblenz, wo unter dem Wasser auf dem Boden des Rheins der Grundstein zur Eisenbahnbrücke feierlichst gelegt wurde, Montag und Dienstag besichtigte er in Coblenz, Düsseldorf und Cöln Truppen, und am Dienstag Abend reiste er mit dem Nachtzuge nach Berlin zurück, wo er Mittwoch früh, unmittelbar nach der Ankunft, vier Kavallerie-Regimenter besichtigte. Bei diesen Kavalleriebesichtigungen aber hielt er nicht, wie manche andere, auf einem Punkte, sondern er ritt jede Attacke in der Reihe des ersten Gliedes neben der Standarte mit, was zwölf Attacken ausmacht, denn jedes Regiment zeigte deren mindestens drei.

Ich hatte bei der Ankunft am Mittwoch früh den Dienst übernommen. Als der König von der Besichtigung des letzten Regiments vom Pferde stieg und im Wagen nach Berlin zurückfuhr, da wagte ich die Frage: „Werden denn Euer Majestät nie müde?“ Er fragte mich erstaunt: „Warum?“ Als ich ihm nun vorrechnete, was er alles seit dem Sonnabend seinem Körper geboten habe, da sagte er lachend: „Ja, Sie haben recht. Jetzt weiß ich auch, warum mir bei den Attacken des letzten Regiments die Beine so wehe taten. Na, ich werde ein Stündchen schlafen, ehe ich den Kabinettsrat Illaire zum Vortrage rufe.“

In diesem Sommer gönnte sich der König keinen Aufenthalt in Baden, keine Brunnenkur und keine Badesaison in Ostende, weil er wegen der Opposition des Landtages in Berlin (oder auf Babelsberg) bleiben wollte. Nur auf zehn Tage ging er nach Doberan, um einige Seebäder zu nehmen. Er war für seine Privatkasse sehr sparsam geworden. Denn er mußte ja die Kosten für die Krönung noch erstatten, die ganz von seinen Einkünften zu bestreiten waren. Es kam vor, daß er seine Besichtigungen der Truppen in Potsdam so nach Lage der Züge einrichtete,

daß die aus Berlin dazu fahrenden Prinzen und Generale gleich nach der Besichtigung nach Berlin zurückfahren konnten, damit er ihnen kein Dejeuner zu geben brauchte, und daß er, damit für ihn kein Dejeuner serviert werde, sich eine „Schrippe" in die Rocktasche steckte, mit der er bei der Besichtigung herumging oder -ritt, aber auch vorsorglich mich als den Adjutanten vom Dienst vorher aufforderte, ein gleiches zu tun, „denn", sagte er, „Sie kriegen nichts bis vier Uhr mittags".

Auch für die Staatskassen sparte er, um mit den laufenden Steuern auszukommen. Deshalb fanden im Jahre 1862 gar keine großen Königsmanöver statt. Dafür besichtigte er fortwährend Teile der Truppen und setzte es durch eine unermüdliche Tätigkeit durch, daß er in dem einen Sommer dreiviertel der Armee sah.

Wie er dabei verfuhr, mag als Beispiel folgende Fahrt zeigen, bei der ich (mit dem Major v. Loë) ihn begleitete:

Der König hatte um drei Uhr in Berlin allein gegessen, war um vier Uhr auf dem Bahnhofe, stieg um fünf Uhr in Frankfurt a. O. aus, besichtigte dort die 5. Division, welche in der Nähe der Stadt zusammengezogen war, hielt die Kritik nach Sonnenuntergang und fuhr dann mit dem Nachtzug über Kreuz nach Stargard in Pommern, wo wir nach Mitternacht ankamen. Um sechs Uhr früh besichtigte er schon eine Kavallerie-Brigade bei Stargard, um acht Uhr war er auf dem Bahnhofe, um neun Uhr in Stettin, wo uns bereitstehende Wagen in der Karriere nach dem Exerzierplatz führten, um ein zweistündiges Exerzieren einer Infanterie-Brigade zu sehen, und dann kehrte der König auf den Stettiner Bahnhof zurück und sprach die Spitzen aller Behörden Pommerns während eines kurzen Frühstücks. Um ein Uhr führte ihn der Zug schon wieder nach Berlin zurück. Während der Fahrt kamen von Station zu Station die verschiedenen vortragenden Räte und Minister aus Berlin entgegen, um die Regierungsgeschäfte zu erledigen. Um vier Uhr war der König wieder in Berlin und aß daselbst allein. So hatte er diese Besichtigungsfahrt ausgeführt, ohne einmal außerhalb Berlins Mittag zu essen.

In derselben Weise fuhr er in diesem Sommer in der Richtung von Schlesien, Magdeburg usw.

Er erreichte es durch diese rastlose Tätigkeit, daß die ganze Armee nach seinem Willen exerzierte, manövrierte und übte. Denn im Heere ist es mit Instruktionen, Reglements und Bestimmungen nicht gemacht. Wo das lebendige Wort und die persönliche Einwirkung fehlt, da bleibt der geschriebene Buchstabe ein totes Machwerk.

Die Tätigkeit des Königs wurde durch seine körperlichen Eigenschaften auf das glücklichste unterstützt. Außer seinem Talent, jederzeit,

auch in jeder Lage schlafen zu können, wenn er nichts zu tun hatte, konnte er auch jederzeit essen und trinken, und anderseits, wenn er, wie bei den Übungen, andauernd zu tun hatte, lange Zeit ohne Nahrung aushalten. Dabei war es ihm ganz gleich, was er aß und zu welcher Tageszeit. Er konnte am frühesten Morgen oder am spätesten Abend Hummer essen. Was den Wein betrifft, so lebte er in der Regel sehr mäßig. Gewöhnlich nahm er zum zweiten Frühstück ein oder zwei Gläser Moselwein, zu Mittag etwas Moselwein und ein oder zwei Gläser Champagner zu sich.

Aber er konnte auch unglaublich viel schwere Weine trinken, ohne daß er davon im geringsten berührt war. Auf den Eisenbahnstationen überraschten ihn zuweilen Korporationen mit Frühstück und sogenannten Erfrischungen, in Massen, welche eine minder widerstandsfähige Natur umgebracht hätten. Gewöhnlich wurden ihm solche Erfrischungen von den schönsten jungen Damen der betreffenden Familien präsentiert, und er war zu höflich und galant, um einer solchen Schönheit etwas abzuschlagen. Da habe ich ihn abwechselnd Malaga, Madeira, Portwein annehmen und jedesmal auf das Wohl der Präsentierenden austrinken sehen, so daß mir Angst wurde, es müsse ihm schaden. Aber er zeigte nachher bei der Fortsetzung der Reise oder der Besichtigungen auch nicht die geringste Veränderung in seiner Stimmung.

Auch beim Gardekorps fanden nur Übungen im beschränkten Maßstabe statt. Einer der interessantesten Tage war der, an welchem der König die Garnison Berlin selbst auf dem Tempelhofer Felde manövrieren ließ, um den Generalen zu zeigen, wie er verlange, daß man die verschiedenen Waffen zum einheitlichen Zwecke verwenden solle. Er manövrierte dabei „aus dem Sattel", d. h. ohne vorher ausgegebene schriftliche Disposition und Instruktion und übertraf alles, was ich Ähnliches gesehen habe, an Klarheit der Befehle und Bestimmtheit der Anordnungen. Dennoch war er in einer inneren Aufregung dabei, als ob er durch irgend einen höheren Vorgesetzten besichtigt und beurteilt werde, denn er hatte das Bewußtsein, daß er auch etwas Gutes zeigen müsse, wenn er wolle, daß man sich daran ein Beispiel nehme. Er ahmte dabei die Praxis Friedrichs des Großen nach, welcher alljährlich einmal selbst ein Manöver kommandierte.

Aufenthalt in den Alpen. Während des kurzen Aufenthaltes des Königs im Seebade Doberan ward ich nicht zu seiner Begleitung befohlen. Ich benutzte daher die freie Zeit, um etwas für meine Nerven zu tun, deren Erschütterung sich wieder durch Schlaflosigkeit geltend machte. Da diese Zustände im vergangenen Jahre durch die großen Anstrengungen bei Bergbesteigungen in den Alpen bei Gelegenheit meiner Reise zum

Prinzen Carl gehoben worden waren, so riet mir Böger wieder einen Ausflug in die Alpen.

Ich befolgte diesen Rat, reiste nach dem Königssee, bestieg von dessen Spiegel aus die Spitze des Watzmann, gerade hinaufgehend, in sechs Stunden, begab mich dann zu einem alten Bekannten, dem Grafen Schmiedegg in Gmunden, der mich eingeladen hatte und machte mit ihm und seiner Frau, welche beide leidenschaftliche Alpentouristen waren, manchen recht interessanten und gefährlichen Ausflug in die Umgebung des Gmundener Sees und des Traunsteins. Ich bewunderte dabei die Kühnheit der Gräfin, die, mit ihrer Zeichenmappe in einer Hand und einem Sonnenschirm in der anderen, lächelnd über die gefährlichsten Stellen hinwegspazierte, an denen sich selbst die berggewohnten Holzknechte nur mit großen Alpenstöcken und Steigeisen vorsichtig und langsam fortbewegten. — Ich erreichte meinen Zweck und habe meine Schlaflosigkeit überwunden.

Begräbnis der Herzogin von Sagan.

Im September starb zu Sagan die Herzogin von Sagan, Herzogin von Dino, Prinzessin zu Biron Curland, bei welcher im vergangenen Jahre die beiden Majestäten auf ihrer Rückreise von Breslau nach Berlin zum Besuch gewesen waren. Der König sandte mich nach Sagan, um ihn bei den Beisetzungsfeierlichkeiten zu vertreten. Die Herzogin hatte in ihrer Jugend ein sehr wechselvolles, bewegtes Leben geführt; hatte schon bei Talleyrand, ihrem Onkel, eine bedeutende politische Rolle gespielt und noch bei dem vereinigten Landtage von 1847 in Berlin einen nicht zu unterschätzenden Einfluß auf einen großen Teil der Mitglieder des Landtages ausgeübt, an dessen Beratungen sie durch einen Stellvertreter teilnahm. Dann hat sie sich von der politischen Welt zurückgezogen, aber doch viel am Berliner Hofe verkehrt; den König Friedrich Wilhelm IV amüsierte sie durch ihren Geist, König Wilhelm verkehrte auch gern mit ihr, und die Königin Augusta hielt große Stücke auf sie. Im übrigen hatte sie meist still in Sagan gelebt und sich nur mit Unterstützung Hilfsbedürftiger beschäftigt, so daß sie in ihrem hohen Alter in Sagan und Umgegend wie eine Heilige verehrt wurde.

Das Vermögen der Herzogin muß sehr bedeutend gewesen sein. Sie hat zum Beispiel für Unterhaltung und Verschönerung von Park und Garten von Sagan die Summe von 60000 Talern jährlich etatmäßig bestimmt. Dabei verdienten natürlich viele arme Arbeiter, die sonst brotlos gewesen wären.

Als ich Befehl erhielt, zur Beisetzung zu reisen, ward mir auch mitgeteilt, daß sie am folgenden Tage stattfinden sollte. Ich machte mich

also noch denselben Abend auf und war nachts um ein Uhr in Sagan, wo ich mir durch einen mir bekannten Offizier Quartier im Gasthof telegraphisch bestellt hatte. Aber die Söhne der Verstorbenen, der Herzog von Valencay, jetzt Herzog von Sagan, und der Graf Talleyrand, jetzt Herzog von Dino, hatten erfahren, daß ich in Vertretung des Königs komme und ließen mich nachts auf dem Bahnhofe in einer Galaequipage holen und nach dem Schlosse führen.

Es war bei der Feierlichkeit an nichts gespart, was Pracht und Glanz liefern konnte. Um 12 Uhr mußten wir uns an dem offenen Sarge sammeln, auf dem die Leiche, prächtig angetan, lag. Dann führte man uns in den anstoßenden Saal, in dem ein Essen von sechs Gängen für etwa 15 Personen serviert wurde. Man hörte während des Essens die Arbeiten, um den Sarg zu schließen. Weit störender als dies war aber noch die Stimmung der Gesellschaft, die außer mir und dem im Auftrage des Prinzen und der Prinzessin Carl erschienenen Grafen Brühl, nur aus Verwandten der Verstorbenen bestand. Der Herzog von Valencay mit schon schneeweißem Haar und sein Bruder, der Herzog von Dino, ohne alles Haar, waren ganz Zeremonie. Von Trauer um die dahingeschiedene Mutter war bei ihnen nichts zu bemerken. Unter den übrigen aber war der Mangel an Trauer sehr laut, so daß man hätte meinen können, sich bei einem Hochzeitsfeste zu befinden. Nur eine Enkelin der Herzogin, die noch sehr jung war, und die die Herzogin ganz erzogen hatte, die nachherige Gräfin Oppersdorff, war in Gram aufgelöst. Nachdem das Frühstück beendet war, trat man wieder an den nunmehr verschlossenen Sarg, und der Zug setzte sich nach einer üblichen religiösen Feier durch den Park nach der Gruft in Bewegung. Der Park war von der meilenweit herzugeströmten Volksmenge ganz angefüllt. Es mögen wohl an 10 000 Menschen versammelt gewesen sein. Die Haltung dieser Volksmasse stand in einem angemessenen Gegensatz zu der Stimmung der lachenden Erben. Die Menschen drängten sich entblößten Hauptes heran, um wenigstens den Sarg noch einmal zu sehen, und ich sah nichts als bitterlich weinende Menschen. Die meisten knieten und beteten andächtig, als die Leiche vorüber kam.

An der zur Aufnahme der irdischen Überreste bestimmten Gruft fiel die unangenehme Störung vor, daß der Sarg für die Eingangstür zu groß war, und erst Maurer geholt werden mußten, um die Pforte zu verbreitern. Um die Unannehmlichkeit dieser Störung zu mindern, ließ der Herzog die Zeremonie außerhalb der Gruft beenden, und der Sarg blieb formlos im Freien stehen, den Handwerkern überlassen, nachdem die sogenannten Leidtragenden sich ins Schloß zurückbegeben hatten.

Ich dachte eigentlich, ich hätte für die Erhaltung meines Lebens

genug gegessen gehabt, aber ich wurde nun noch um sechs Uhr zu einem großen Diner geladen. Es waren hierzu alle Gutsbesitzer usw. der Umgegend eingeladen, die zur Beisetzung erschienen waren, 45 bis 50 an der Zahl. Das Diner war lukullisch und bestand aus 12 bis 15 Schüsseln.

Ich war froh, als dies Diner zu Ende war und dachte, mich in Ruhe auf mein Zimmer zurückziehen zu können. Aber ich hatte mich getäuscht. Ich ward eingeladen, mit dem Herzog von Dino eine Zigarre zu rauchen und um ½10 Uhr abends in derselben Gesellschaft Tee zu trinken, mit der ich gefrühstückt hatte. Erst der nach Mitternacht nach Berlin abgehende Kurierzug entführte mich diesen wenig traurigen Trauernden. Beim Abschied bat mich der Herzog, dem Könige genau die Zeremonie zu beschreiben und zu melden, daß alles prächtig und glänzend genug für eine so vornehme Persönlichkeit gewesen sei.

Mit erleichtertem Herzen ließ ich Sagan im Rücken. Aber meine Gedanken weilten vornehmlich bei einem ganz anderen Thema, als bei dem soeben Erlebten.

Intrige gegen Bismarck. Während einer der vielen Pausen, die während eines solchen zeremoniellen Tages vorkommen, hatte mich der Fürst Wilhelm Radziwill angeredet, er habe etwas Wichtiges mit mir zu sprechen. Er teilte mir mit, der preußische Gesandte in Paris, Herr v. Bismarck-Schönhausen, habe hochverräterische Reden über den König und die Königin geführt. Dies sage er mir dienstlich, als dem Adjutanten des Königs und mache es mir zur heiligsten Pflicht, hiervon denjenigen dienstlichen Gebrauch zu machen, der meines Amtes sei. Ich bat den Fürsten zunächst, mir über diese Angelegenheit bei der großen Wichtigkeit derselben, näheren Aufschluß zu geben, von wem er diese Nachricht habe. Er fuhr sehr erregt auf und sagte: „Sie zweifeln doch nicht etwa daran? Ich weiß es von meiner Schwiegertochter, und diese spricht nur die Wahrheit.“ Ich bemerkte dem Fürsten, daß, wenn es sich um eine so schwere Anklage wie Hochverrat gegen einen preußischen Gesandten handele, es nicht genüge, den Erzählungen einer Dame zu glauben, sondern daß man dann auch juristisch gültige Beweise haben müsse. Ich könne daher mit seiner Mitteilung nicht eher irgend etwas anfangen, als bis er imstande sei, mir diejenigen Zeugen namhaft zu machen, welche die fraglichen hochverräterischen Äußerungen gehört hätten. Der alte Fürst wurde stutzig und sagte, er werde sich erst näher erkundigen. Am Abend sagte er mir, seiner Schwiegertochter sei es von Graf Bacour erzählt, dieser habe es von einer Dame der französischen hohen Aristokratie, und diese habe es von jemandem in Frankreich, der diese Äußerungen dort auf dem Lande beim Herzog von X. nach dem Diner gehört. Die Namen nannte mir der Fürst alle und ich notierte sie.

Darauf sagte ich ihm, ich wolle, um nicht ohne sein Vorwissen zu handeln, ihm sogleich sagen, welchen amtlichen Gebrauch ich von seiner Mitteilung machen werde. Ich würde sofort nach meiner Rückkehr in Berlin, wo Bismarck zufällig weile, zu diesem gehen, ihm das Gehörte mitteilen und ihm anheimstellen, das Gerücht zu entkräften. Ein jeder andere Gebrauch müsse mich dem Herrn v. Bismarck gegenüber in den üblen Verdacht bringen, als ob ich hinter seinem Rücken der Verbreitung von üblen Nachreden über ihn Nahrung gegeben hätte. Ich könne übrigens dem Fürsten nicht verhehlen, daß ich es für viel besser hielte, wenn er selbst in dieser Weise mit dem Herrn v. Bismarck spreche, damit er, der Fürst, seinerseits nicht in den Verdacht komme, den ich für meine Person zu vermeiden Willens sei. Der alte Fürst war ganz verblüfft über meine Antwort, die er augenscheinlich gar nicht erwartet hatte. Dann nahm er eine sehr souveräne Miene an und sagte in gnädigem Tone: „Es hat viel für sich, was Sie mir da sagen. Ich werde mir das noch überlegen und ersuche Sie, bis wir noch einmal darüber sprechen, vorläufig noch für sich zu behalten, was ich Ihnen gesagt."

Als ich in Berlin ankam, erfolgte zufällig an demselben Tage die Ernennung Bismarcks zum Ministerpräsidenten. Der Fürst Radziwill kam einige Tage später von Sagan nach Berlin zurück. Als ich ihn wieder sah, sagte er mir, die Verhältnisse hätten sich mittlerweile derart geändert, daß er es für besser hielte, wenn ich der Unterhaltung, die ich mit ihm gehabt, weiter keine Folge gäbe. Ich war ganz damit einverstanden.

Ich bin niemals genau dahintergekommen, was diese ganze Sache für einen Grund hatte. Es ist möglich, daß den Liberalen, den Franzosen und den Polen die Persönlichkeit Bismarcks gleich gefährlich schien. Die Anwesenheit Bismarcks in Berlin mag ihnen die Besorgnis eingeflößt haben, er könne an die Spitze des Ministeriums berufen werden. Die Polen planten damals gewiß schon den Aufstand, der im Januar des folgenden Jahres ausbrach, und da mögen sie diese Fabel erfunden, oder ein nach dem Diner von Bismarck flüchtig hingeworfenes Wort ausgeschmückt haben, um durch eine solche Erzählung seine Ernennung wenigstens zu verschieben. Der alte Fürst Radziwill verkehrte viel mit seinen Landsleuten und wurde von ihnen, ohne es zu wissen und zu merken, oft zu ihren Zwecken gemißbraucht, wenn es auch nur war, um Gerüchte zu den Ohren des Königs zu bringen. Daß der Fürst mich aussuchte, um diese Verleumdung weiterzubringen, ist mir ein Beweis, daß er keine Idee davon hatte, daß er einer Intrige diente, denn mich hätte keiner der Häupter unter der Polenpartei dazu ausgesucht. Jedenfalls hatte man sich in mir geirrt, wenn man glaubte, daß ich zu einer Intrige die Hand bieten würde.

Bismarck wird Ministerpräsident.

Bismarck wurde nun Ministerpräsident, und die Majorität im Abgeordnetenhause geriet in die Aufregung der Verzweiflung. Diese Aufregung zeigte sich zunächst darin, daß man alles verwarf, was von der Regierung vorgelegt wurde. Ein Budget kam nicht zustande, und Preußen seufzte weiter unter dem budgetlosen Zustande. Mit diesem Seufzen hat es die Dänen 1864 und die Österreicher 1866 geschlagen, bis nach den großartigen Erfolgen des letztberührten Feldzuges die Indemnität für die vergangenen vier Jahre erteilt und somit auch die vergangenen Seufzer gestillt wurden.

In den ersten Jahren seines Amtes als Ministerpräsident hat Bismarck den Verkehr mit dem Parlamente auch lediglich als eine Komödie betrachtet, bei der er sich amüsierte. Je ärger er angefeindet wurde, je schärfer er antworten konnte, um so besserer Laune ward er. Im Jahre 1863, in Gastein, ward er einst wütend und wollte den Kladderadatsch verbieten, weil er darin als Karrikatur auf der Jagd abgebildet war. Ich stellte ihm vor, daß, wenn er sich darüber ärgere, er ja gerade seinen Feinden einen Gefallen tue, denn das sei ihr Zweck: „Das ist einerlei", sagte er wütend, „in meiner Politik mag man mich anfeinden, da lache ich nur darüber. Aber bei der Jagd da hört der Spaß auf, da wird's Ernst". — So verkehrte er, mit scheinbar unerschütterlichen Nerven, von seinem kräftigen Mannesalter (47 Jahre) unterstützt, amtlich mit allen Menschen, Gegnern wie Freunden, mit einem Humor und einem „Sich gehen lassen", das an seine stürmische und burschikose Studentenzeit erinnerte, in der er einst der Polizei manche harte Nuß zu knacken gegeben hat. Als ich einst den Dienst hatte im Vorzimmer des Königs, war Bismarck beim König und wartete daselbst auf noch zwei Minister, welche bestellt waren. Als sie auf sich warten ließen, kam er heraus und fragte mich: „Sind die beiden anderen Schwindler noch nicht da?" So brauchte er immer die gewagtesten Ausdrücke, und ich kann mir wohl denken, daß er auch in Frankreich ähnlich geredet haben mag, so daß feindlich gesinnte Menschen hochverräterische Ausdrücke herausgefunden haben könnten.

Er akzeptierte gern den budgetlosen Zustand, den v. der Heydt erfunden hatte. Aber den Minister selbst streifte er sich bald ab und ersetzte ihn durch Bodelschwingh. Als es sich aber darum handelte, den Krieg von 1866 zu führen, zu dem das Abgeordnetenhaus all und jede Anleihe verweigerte, Bodelschwingh aber ohne Anleihe die Geldmittel nicht finden zu können meinte, dagegen v. der Heydt die Ansicht aufstellte, sie seien vorhanden, da nahm Bismarck v. der Heydt wieder zum Finanzminister, um ihn später wieder fallen zu lassen, als er ihn nicht mehr brauchte.

In richtiger Erkenntnis, daß Preußen eine seiner Weltstellung angemessene Seemacht gebrauche, die Schutz gewähre wenigstens gegen die kleinen nordischen Flotten, legte er gleich nach seinem Amtsantritt dem Landtage einen Flottengründungsplan vor, zu dem der Landtag aber, bei seiner grundsätzlichen Negation, die Mittel verweigerte. („Diesem Ministerium keinen Heller!")

So hemmte und verzögerte der Konflikt zwar die Pläne des Königs und Bismarcks und erschwerte uns 1864 die Arbeit, denn in diesem Kriege spottete die kleine Seemacht Dänemarks des mächtigeren Preußen, das durch das Blut der Landtruppen dies Mißverhältnis ausgleichen mußte. Aber im großen und ganzen ließen sich der König und Bismarck durch die Opposition des Parlaments nicht von ihrem Wege abbringen und zeigten deutlich, wie ohnmächtig die Maulhelden sind, wenn es sich um Taten handelt.

Königin Elisabeth. Das Ende des Jahres verlief ohne bemerkenswertes Ereignis. Ich, meinesteils, konnte in diesem Jahre, da ich fast immer an Berlin gefesselt war, die Königin-Witwe häufiger sehen, als im Jahre 1861, unmittelbar nach dem Trauervierteljahr. Sie hat bis an ihren Tod eine rührende Anhänglichkeit an die frühere Umgebung ihres Gemahls an den Tag gelegt. Wir Adjutanten sollten sie besuchen, wenn wir Zeit hätten, d. h., sobald wir an ihren Hof kamen, waren wir zum Mittag geladen. Ich sagte ihr, daß dies doch der Würde einer Königin widerstreite und frug immer Tags zuvor an, ob ich kommen dürfe, worauf ich andern Tags eingeladen ward. Anfangs drehte sich bei ihr dann die Konversation fast ausschließlich um den verewigten König. Es dauerte ziemlich lange, bis sie auch an den Ereignissen der Welt teilnahm. Dann aber, als erst der Sinn dafür wiedergekommen war, interessierte sie sich für alles, was geschah. König Wilhelm besuchte sie oft und gern und hielt sie hoch in Ehren. Er hat auch die großen politischen Fragen mit ihr durchgesprochen, und sich an ihrem einfachen und gesunden Sinn erbaut. Sie hielt auch große Stücke auf ihren Schwager Wilhelm.

Es ging immer sehr ungeniert zu an der Tafel der Königin. Sie liebte es, wenn die Konversation, ohne Rücksicht auf ihre Anwesenheit, lebhaft wurde, und beteiligte sich dann daran, gelegentlich oder sporadisch. Dabei vergaß man ganz, daß sie eine Königin sei, wenn auch niemand je vergaß, daß er in Gegenwart einer ehrwürdigen alten Dame war. Ich erlebte einmal, daß die allgemeine Konversation bei Tische bei einer Gesellschaft von sechs bis acht Personen so lebhaft wurde, daß die Königin sich vorbog und lachend sagte: „Kinder, so laßt mich doch auch meine Meinung sagen."

Ihre körperliche Unbeholfenheit nahm bald nach dem Tode des Königs sehr zu, seitdem sie keine Veranlassung mehr hatte, sie, um den König pflegen zu können, durch ihre Willenskraft zu überwinden. Zur Schonung für ihren Fuß gebrauchte sie einen Stock. Bald nahm das Leiden so zu, daß sie sich nur im Rollstuhl von einem Zimmer ins andere bewegte. Die Rollstühle des verewigten Gemahls dienten jetzt auch ihr.

In der Königlichen Familie bewahrte sie sich eine ganz absonderliche Stellung. Sie hielt sich ganz zurück und mischte sich in gar nichts mehr, und dennoch wurde sie von allen um Rat gefragt, und die Frage: „Was sagt die Königin Elisabeth dazu?", war die erste im Munde sämtlicher Mitglieder der Familie; bei allen Gelegenheiten, und zwar viel dringender, als zu der Zeit, da ihr Königlicher Gemahl noch lebte. Man hätte sie können das lebendige Gewissen der sämtlichen Mitglieder des Königlichen Hauses nennen.

---

3. Das Jahr 1863.

Der polnische Aufstand.

Das Jahr 1863, welches in seinem Verlaufe die Keime zu allerhand großen europäischen Ereignissen legen sollte, begann äußerst friedlich. Im besonderen schien es für Preußen lediglich die Fortsetzung des bisherigen inneren politischen Zwistes bringen zu sollen, der zwar sehr unbequem war, an den sich aber das ganze Land schon so gewöhnt hatte, daß sich niemand mehr darüber aufregte.

Mit einem Male brach in dem benachbarten Polen, wenn ich nicht irre, am 23. Januar, jene Revolution aus, welche sich gleich in ihrem Beginn durch ihre Mittel brandmarkte, denn die russischen Behörden wurden in ihren Betten nächtlich überfallen, ein unsichtbares Komitee fällte Todesurteile, welche durch Dolch und Strick ausgeführt wurden.*) Die „Hänge-Gendarmen", von der geheimen revolutionären Regierung gedungene Meuchelmörder, waren gefürchteter, als die Organe der Regierung; die Befehle der unsichtbaren Regierung fanden pünktlicheren Gehorsam, als die der öffentlichen. Der greise Fürst Gortschakoff zeigte große Schwäche und war nicht Herr der Lage. Später schickte der Kaiser

*) In der Nacht vom 23. zum 24. Januar wurde eine Anzahl russischer Garnisonen in den kleinen Städten überfallen, wobei etwa hundert Soldaten ums Leben kamen und über dreihundert verwundet wurden. Der Aufstand hatte aber bereits im Februar 1861 mit blutigen Straßenkämpfen begonnen, und ein polnisches Nationalkomitee, das die Leitung des Aufstandes in die Hand genommen hatte, war gebildet.

seinen Bruder, den Großfürsten Konstantin, als Vizekönig nach Warschau,*) und versuchte auf Rat des Polen Grafen Wielopolski, die Gemüter dadurch zu beruhigen, daß er die berechtigten Wünsche der polnischen Nation zu ergründen versuchte, um dann das Ersprießliche zu gewähren. Solches Entgegenkommen seitens der Regierung wird im Augenblick der Krisis und des Kampfes von den erhitzten Geistern immer nur als Schwäche angesehen und gießt nur Öl ins Feuer. So auch hier. Dazu kam, daß der Großfürst Konstantin mit allen Polen Sympathie zu haben vorgab, ja sogar seinem in Warschau geborenen Sohn einen nationalpolnischen Namen gab und dadurch bei den Russen in den Verdacht kam, als ob er ein selbständiges Königreich Polen unter eigener Herrschaft gründen wollte, ohne anderseits auf seiten der Polen Vertrauen zu gewinnen. Im Gegenteil, man versuchte, ihn zu ermorden.

Um den offenen Aufstand zu bekämpfen, wurden zahlreiche Truppenmassen nach Polen gesandt, und unserseits wurden vier Armeekorps bereit gehalten, um Grenzverletzungen der Polen entgegentreten zu können. General v. Alvensleben ward nach Petersburg geschickt und schloß einen Kartellvertrag ab, nach welchem den russischen Truppen erlaubt werden sollte, die etwa nach Preußen flüchtenden polnischen Insurgenten bis vier Meilen über die Grenze zu verfolgen. Dadurch wurden 400 Quadratmeilen preußischen Gebiets dem Belieben russischer Truppen preisgegeben, und dieser Vertrag erregte eine solche allgemeine Erregung in ganz Preußen, daß er bald wieder geändert werden mußte.**)

*) Der Großfürst Konstantin war schon im Jahre 1862 als Statthalter nach Warschau geschickt; der Fürst Michael Gortschakoff, Statthalter seit 1857, von milder Gesinnung, war schon am 30. Mai 1861 gestorben und seine Nachfolger waren trotz ihrer Strenge der Lage nicht gewachsen gewesen. Der Marquis Wielopolski, einer der größten Grundbesitzer Polens, hatte bei unumwundener Anerkennung der Herrschaft Rußlands und unter Verzicht auf die polnischen Unabhängigkeitsbestrebungen eine Versöhnung der beiden Nationen und Rückkehr zu den liberalen Zuständen von 1815 zu erreichen gesucht, nachdem er zum Minister des Kirchen- und Schulwesens in Polen ernannt war. Auch er hatte gegen die radikale Partei nichts auszurichten vermocht. Als der Großfürst Konstantin Ende Mai 1862 zum Statthalter ernannt war, wurde Wielopolski Chef der gesamten Zivilverwaltung. Aber die versöhnlichen Maßnahmen des Großfürsten hatten nicht den Ausbruch des Aufstandes zu verhindern vermocht.

**) Der Vertrag war am 8. Februar 1863 von Alvensleben und dem russischen Vizekanzler Gortschakoff unterzeichnet. Eine Ratifikation durch die Herrscher Preußens und Rußlands fand nicht statt. Es wurden darin nicht nur die russischen, sondern auch die preußischen Truppenführer ermächtigt, sich gegenseitig Hilfe zu leisten und bei Verfolgung feindlicher Insurgenten die Grenze zu überschreiten. Gortschakoff, der in seiner Abneigung gegen Preußen diese Abmachung nur auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers Alexander gegen seinen Willen abgeschlossen hatte, bewirkte durch seine Umtriebe, daß sie schon Ende Februar außer Wirksamkeit gesetzt wurde, ohne daß er allerdings seinen Hauptzweck, die Lockerung der vertrauten Beziehungen zwischen den beiden Herrschern erreichte, da der Kaiser Alexander bald darüber aufgeklärt wurde.

Die Liberalen in der polnischen Frage. Die liberale Partei und die Fortschrittspartei vereinigten jetzt ihre Stimmen mit denen der polnischen Abgeordneten aus der Provinz Posen im Landtage, um ein entsetzliches Geschrei über den Weg zu erheben, den die Regierung in der Frage der polnischen Revolution eingeschlagen hatte. Die russische Regierung wurde, obgleich Kaiser Alexander soeben das Riesenwerk der Abschaffung der Leibeigenschaft durchgeführt hatte und den Polen gegenüber eine milde und versöhnliche Haltung versuchte, als der Urquell alles Despotismus dargestellt. Die freundnachbarliche Haltung der preußischen Regierung gegenüber Rußland mußte also eine freiheitsmörderische sein. Wenn es nach diesen Helden der Tribüne gegangen wäre, so hätte damals Preußen die polnischen Meuchelmörder unterstützen, die Herstellung einer polnischen sozialen Republik in die Hand nehmen und an dieselbe alle Provinzen verlieren müssen, in denen Polen wohnten.*)

Der König war nicht gewillt, Preußen auf diese Weise an den Rand des Abgrundes zu führen. Er ließ sich nicht irren des Pöbels Geschrei, nicht des Wahnsinns rasender Toren, wie der Dichter sagt, sondern ging seinen besonnenen Weg weiter. Ja er trat sogar sehr entschieden auf, als in Petersburg die Frage erörtert wurde, ob es nicht besser sei, ein selbständiges polnisches Königreich unter einem russischen Großfürsten abzutrennen. Gegenüber dieser Idee erklärte König Wilhelm dem Kaiser Alexander in einem Privatbriefe, daß er ein selbständiges polnisches Königreich an Preußens Grenze wegen der Ruhe Preußens nun und nimmermehr dulden könne, und wenn Kaiser Alexander es freigeben sollte, es sofort besetzen und in Preußen einverleiben werde. Die Polen müssen hiervon etwas erfahren haben, denn seit dieser Zeit begannen zahlreiche Mordanschläge gegen das Leben des Königs Wilhelm, die sich durch das ganze Jahr wiederholten. Zu gleicher Zeit versuchten die liberalen Parteien, den Kronprinzen für sich zu gewinnen, wenigstens der Welt glauben zu machen, daß er auf seiten der Opposition stehe. Sie verbreiteten im geheimen und durch Andeutungen in der öffentlichen Tagespresse, der Kronprinz sei ganz gegen die Maßregeln der Regierung, und gaben so den Mordanschlägen immer neuen Impuls, ohne gerade in allen Fällen diesen Erfolg zu beabsichtigen oder auch nur vorauszusehen. Fast wäre es aber den Intrigen dieser Parteien gelungen, einen höchst bedauerlichen Riß innerhalb der Königlichen Familie herbeizuführen.

*) Die Begeisterung für ein unabhängiges Polen war wohl nur bei wenigen Mitgliedern des Landtages vorhanden. Es war vielmehr die Sorge, daß Preußen in einen großen europäischen Krieg verwickelt werden könnte, die auch den Landtag zu einer Interpellation über den preußisch-russischen Vertrag vom 8. Februar führte. Bismarck verweigerte jede Auskunft darüber, und das Haus beschloß, daß Preußens Wohl strenge Neutralität fordere.

Künstliche Verdächtigung des Kronprinzen. Ein Thronfolger hat immer eine schwierige Stellung. Es ist absolut unmöglich, daß er in allen Fällen ganz mit den Maßregeln des Herrschers einverstanden sei, denn zwei denkende Menschen können nicht immer ein und derselben Ansicht sein. Sobald einmal die Meinung des Thronfolgers von der des Herrschers abweicht, so verbreitet die Opposition sogleich Gerüchte von einem bevorstehenden goldenen Zeitalter, wenn nur erst der Herrscher das Zeitliche gesegnet haben werde. Wird der Thronfolger bei den Geschäften zugezogen, so muß er etwaige Differenzen der Ansicht aussprechen. Wird er nicht zu denselben zugezogen, dann strömen ihm alle Mißvergnügten zu und regen ihn gegen die Maßregeln des Herrschers auf. Es bleibt einem Thronfolger, der durch die bloße Existenz seiner Person nicht der Opposition gegen den Herrscher Nahrung geben will, gar nichts anderes übrig, als sich wie eine absolute Null zu betragen und ruhig mit anzusehen, daß das ganze Land ihn für eine solche hält. Auch kein beneidenswertes Los! Während der König im Frühjahr die Truppen in Berlin besichtigte, trug er dem Kronprinzen auf, eine Reise nach der Provinz Preußen zu machen, um in allen Garnisonen die Truppen im Detail zu besichtigen und dem Könige über deren Zustand zu berichten. Der Prinz begann seine Besichtigung in Danzig.

Dort war seit kurzer Zeit Herr v. Winter Oberbürgermeister geworden. Dieser liberale Polizeipräsident hatte in Berlin mit seinen philanthropen Grundsätzen vollständig Fiasko gemacht und nahm deshalb die Wahl zum Oberbürgermeister von Danzig mit Freuden an. Er war in Berlin durch den energischen Herrn von Bernuth ersetzt worden. Als jetzt der Kronprinz nach Danzig reiste, fuhr ihm Herr v. Winter einige Stationen entgegen und erzählte ihm unterwegs viel von der allgemeinen Unzufriedenheit der Bevölkerung mit den Maßregeln, welche die Regierung gegen die polnische Insurrektion ergriffen hätte. Bei der Ankunft in Danzig fanden sich zum Empfang die Behörden, auch der Magistrat ein, an dessen Spitze sich der mit ankommende Herr v. Winter stellte, aber die augenblicklich tonangebende liberale Partei hatte dafür gesorgt, daß sonst der Empfang durch die Bevölkerung recht kühl erschien. Die sonst üblichen Fahnen, Guirlanden usw. usw. fielen recht spärlich aus. Herr v. Winter hielt dem Kronprinzen eine Begrüßungsanrede, in welcher er sagte, der Empfang seitens der Stadt würde ein weit herzlicherer gewesen sein, wenn nicht die Gemüter durch die letzten Maßregeln der Regierung gegen die Polen in eine äußerst bedrückte Stimmung versetzt worden wären. Daraufhin platzte der Kronprinz ärgerlich mit einer Redensart heraus, deren ungefährer Sinn war: „Was gehen mich denn diese Maßregeln an? Ich habe dabei nicht mitzusprechen gehabt."

Diese Antwort des Kronprinzen wurde sofort von der gesamten liberalen Presse ausgebeutet und mit den üblichen Entstellungen und Randglossen wiedergegeben. Es wurde des Ausführlichsten gefolgert, wie der Kronprinz gar nicht mit der Politik einverstanden sei, zu der der Herr v. Bismarck den alternden Vater verleite, und wie dereinst von seiten des Kronprinzen eine ganz andere Politik, weit mehr im „echt nationalen und liberalen Sinne“ zu erwarten sei.

Der Kronprinz selbst hatte dem Vorfall und seiner Antwort gar keine Bedeutung beigelegt und daher seinem Vater gar nichts darüber berichtet. So kam es, daß der König erst durch das große Geschrei der liberalen und fortschrittlichen Presse etwas davon erfuhr. Es war begreiflich, daß er empfindlich dadurch berührt war, plötzlich seinen eigenen, einzigen Sohn als den Führer seiner erbittertsten Gegner bezeichnet zu sehen. Denn seit der Ernennung Bismarcks hatte die Fortschrittspartei ihre Maske fallen lassen und ihre Angriffe in Wort und Schrift offen nicht nur gegen das Ministerium, sondern auch gegen den König selbst gerichtet. Die Äußerung des Kronprinzen kam also dem König ganz entstellt zu Ohren. Er las sie in den Organen der liberalen Parteien. Er geriet in eine Aufregung, welche ein jeder Vater gerechtfertigt finden wird, der die Sache nur so erfährt, wie sie der König erfuhr.

Es war Bismarcks Verdienst in diesem kritischen Augenblick, daß einem drohenden, unheilbaren Riß zwischen Vater und Sohn vorgebeugt wurde. Bismarck hatte die ganze Sache auch nur aus den liberalen Blättern entnommen und zweifelte, wie der König selbst, noch gar nicht daran, daß die Darstellung richtig sei, sondern glaubte auch, es sei dem Kronprinzen beigekommen, einmal Opposition gegen den König zu machen. So etwas ist ja auch in der Hohenzollernschen Familie nicht ganz unerhört, wie die Jugendgeschichte Friedrichs des Großen zeigt. Dennoch suchte er den König zu beruhigen. Er stellte ihm vor, wie er zwei Wege habe. Er könne als König dem General gegenüber die volle Strenge der Disziplin walten lassen. Er könne aber auch den Kronprinzen auf eine milde Weise eines besseren belehren. Er, Bismarck, halte den letzteren Weg in diesem Augenblick für praktischer, weil es für den Thron günstiger sei, wenn Zerwürfnisse innerhalb der Familie vermieden würden, aus denen nur die systematische Opposition Vorteile ziehe. Wie aber der König als Vater dem Sohne gegenüber zu handeln habe, darüber könne er gar keine Vorschläge machen, nur wage er zu bemerken, daß auf einen Mann von einunddreißig Jahren eine rigorose Strenge einen minder günstigen Eindruck mache, als das Anrufen seines kindlichen Gemüts.

Der König unterdrückte jede Äußerung seines Zornes vorläufig und

befahl nur, der Kronprinz solle einen schriftlichen Bericht über die Danziger Rede machen. Zugleich aber befahl er ihm auf das strengste, seine Reise lediglich als eine militärische Besichtigungsreise fortzusetzen und sich aller politischen Äußerungen zu enthalten, zugleich auch, sich all und jeden Verkehr und Empfang von Zivilbehörden, Bevölkerungen, Korporationen usw. zu verbitten. Der Kronprinz schickte vorläufig seinen Bericht durch seinen vertrautesten Adjutanten nach dem Babelsberg. Noch war der König nicht ganz zufriedengestellt, und es blieb eine gewisse Entfremdung bestehen, welche noch längere Zeit angedauert hat und auch erst durch Bismarcks Vermittlung beseitigt worden ist, wie wir später sehen werden, wobei Bismarck selbst die Haut zu Markte zu tragen bereit war und sich seinerseits auf lange Zeit den Widerwillen des Kronprinzen zugezogen hat. Es kann auch sein, daß von Anfang an der Kronprinz, überrascht durch die Ungnade seines Vaters über ein paar Worte, bei denen er sich gar nichts Arges gedacht zu haben das gute Gewissen fühlte, den Verdacht gegen Bismarck hegte, dieser habe den König gegen ihn erst aufgeregt. Jedenfalls werden Bismarcks Gegner solche Auffassung des Kronprinzen nicht bekämpft haben.

Erkrankung des Königs.

Die Frühjahrsexerzitien wurden vom Könige mit demselben Ernst und Eifer betrieben, wie im vergangenen Jahre, und ich kann sie füglich übergehen. Mitten in dieselben fiel aber ein Ereignis, welches leicht recht verhängnisvoll für unser Vaterland hätte werden können. Der König erkrankte plötzlich recht schwer und entging einer dringenden Gefahr durch einen Umstand, den man gewöhnlich ein seltenes Glück nennen würde, der aber zeigt, an welchen unscheinbaren, kleinen Umständen die Geschicke der Nationen hängen, wie also eine höhere Hand über ihnen waltet.

Der Leibarzt des Königs, Dr. Lauer, der seine Natur schon seit vielen Jahren (siebzehn) kannte, war seit einiger Zeit auf manche kleine Veränderungen in seinem Befinden aufmerksam geworden. Seitdem besuchte er den König jeden Morgen und fragte ihn, ehe er zu den Truppen fuhr oder ritt, jedesmal so speziell über alle möglichen Kleinigkeiten aus, daß der König schon recht ungeduldig wurde, denn Lauer hatte ihm von seinen Wahrnehmungen nichts mitgeteilt, um ihn nicht unnütz zu beunruhigen. Wenn der Äskulap dann ungerufen hereintrat, hörte er oft die Worte: „Was wollen Sie denn eigentlich von mir? Ich bin gesund. Sie brauchen gar nicht so oft zu kommen.“

Eines Tages, als der Wagen schon vor der Tür hielt, um den König auf den Exerzierplatz zu führen, hörte der eintretende Lauer wieder solche

ungnädigen Worte. Er ließ sich aber nicht stören und bat den König, einmal nachzudenken, ob er denn gestern gar keine Unbequemlichkeit den ganzen Tag über gefühlt habe. Der König besann sich und sagte dann: „Ja, im Ministerrat fühlte ich einen stechenden Schmerz in der Seite. Es war eigen. Ich mußte vor Schmerz schwitzen. Aber es ging bald vorüber. Ich denke, es waren Aufblähungen, die wieder vergingen."

Da bat Lauer den König, heute nicht zu Pferde zu steigen. Dieser war sehr aufgebracht über solche Zumutung. Heute exerziere der General v. Boyen zum ersten Male seine Brigade vor, da solle er fehlen und wegen einer solchen Kleinigkeit? Er sei Soldat und kein altes Weib. Während der König noch so aufgeregt sprach, schrie er plötzlich auf und wurde vor Schmerz fast ohnmächtig. Jetzt wurden Wagen und Pferde abbestellt, und Lauer verordnete wiederholte heiße Wannenbäder. Der König litt fürchterlich, drei Tage und drei Nächte lang, bis der Stein, der sich in den Nieren gebildet hatte, aus denselben herausspaziert und seinen natürlichen Ausweg gefunden hatte. Es war ein dünner, zylindrischer Stein von mehr als einem Zoll Länge! Wenn dieser Stein sich quer gelegt hätte, statt der Länge nach, so würde er nie herausgekommen sein, sondern sich allmählich durch Ansatz bedeutend vergrößert haben, und der König wäre damals jener so sehr schmerzhaften Krankheit verfallen, welcher der Kaiser Napoleon im Jahre 1873 erlegen ist. Es ist gar nicht zu berechnen, was dann Preußens Schicksal geworden wäre. Lauer hat sich durch seine Aufmerksamkeit ein großes Verdienst um den König und das Vaterland erworben. Aber ohne Glück hätte auch seine Kunst nicht ausgereicht, um den König vor einer Katastrophe zu bewahren.

Die Ärzte (auch Böger wurde zugezogen) stellten jetzt ein Heilverfahren fest, welches eine Wiederkehr der Steinbildung in den Nieren verhindern sollte. Der König sollte nach Karlsbad gehen, dort Brunnen trinken und baden und dann nach einem kurzen Zwischenraum sich durch den Gebrauch der Bäder von Gastein wieder stärken.

Die heftige Erkrankung hatte nicht lange (im Mai) angehalten. Der König konnte noch den übrigen Exerzitien und Paraden und der von ihm ins Leben gerufenen Armee-Steeplechase beiwohnen, zu der er zum ersten Male, und seitdem alljährlich, einen glänzenden Preis gab, um kühnes Reiten zu fördern. In der zweiten Hälfte des Monats Juni reiste der König nach Karlsbad ab, Mitte Juli nach Gastein, am zwölften August nach Baden und am sechsten September nach Berlin zurück. Auf dieser Reise begleitete ich ihn, außerdem Alvensleben als Generaladjutant und Steinäcker als anderer Flügeladjutant. Die Kabinette Illaire und Manteuffel, ebenso Bismarck reisten ebenfalls mit dem König, der somit die ganze Regierung während dieser Abwesenheit in der Hand behielt.

Mordversuche.

In diesem Sommer hatten die Revolutionskomitees die Ermordung des Königs Wilhelms fest beschlossen, und es kam ein Abgesandter nach dem andern, um das Verbrechen auszuführen. Die Versuche begannen schon im Monat Mai, sie wurden während des Aufenthalts in Karlsbad fleißig fortgesetzt. Nach dem schmalen, leicht zu beaufsichtigenden Tale von Gastein wagte sich kein solcher Mordgeselle, desto zahlreicher aber waren die Versuche in Baden.

Es war ein großes Glück und gereicht der Wachsamkeit der Polizei zur großen Ehre, daß von diesen zahlreichen Versuchen kein einziger zur Ausführung kam. Denn die Polizei hatte immer rechtzeitig Nachricht davon und machte die Betreffenden alsbald unschädlich.

Wenn nämlich ein Revolutionskomitee in Brüssel oder in London, wo sie damals tagten, einen Mörder gegen den König absandte, dann hatte selbigen Tages die Polizei telegraphische Nachricht davon. Zuweilen wurde das Signalement des Beauftragten und der Weg mitgeteilt, den er reiste. Dann nahm ihn die Polizei bei der Ankunft, so lange der König in Karlsbad war, schon an der österreichischen Grenze in Empfang, sagte ihm seine Absicht auf den Kopf zu und ließ ihn straflos, wenn er willig zurückreiste, nachdem seine Photographie abgenommen war. Die Mörder werden nämlich in der Verschwörungsgesellschaft durch das Los bestimmt, wobei bedeutende Betrügereien stattfinden, so daß das Los immer nur solche einfältigen Fanatiker trifft, von denen die Leiter glauben, daß sie nichts verraten. Nun wird der Geloste in Brüssel oder London vereidigt und reist ab. An und für sich ist ein solches Unternehmen schon kein leichtes, und das Herz dessen, den das Los getroffen, fängt schon unterwegs an, zu wanken. Wird er plötzlich angehalten, und sieht er, daß sein Plan entdeckt ist, dann ist er froh, wenn er frei wieder abreisen kann, denn seinen Eid hat er ja erfüllt, weil er den Mordversuch gemacht, der nun gescheitert ist. Das Komitee bestimmt ihn auch nicht wieder dazu, denn wenn seine Photographie in den Händen der geheimen Polizei ist, wird er ja doch gefaßt, sobald er Deutschland wieder betritt. Diese milde Praxis hatte sich als recht ersprießlich erwiesen. Übrigens wäre es schwer gewesen, diese Übeltäter vor Gericht zu ziehen, denn die Polizei wäre nur in den seltensten Fällen imstande gewesen, denselben ihre verbrecherische Absicht durch die nötige Anzahl rechtsgültiger Zeugen zu beweisen, so daß ein Gericht sie des beabsichtigten Hochverrats für schuldig befunden hätte. Und wenn dies in einem unter zehn Fällen gelungen wäre, so würde sich damit die Polizei ihre Quellen für alle folgenden Zeiten verstopft haben.

Wie und woher die Polizei ihre Nachrichten erhielt, ist mir unklar geblieben. Jedenfalls muß sie Agenten oder Personen, welche ihr die Beschlüsse verrieten, in den hochverräterischen Verschwörungskomitees gehabt haben, denn sie wurde von jedem in London oder Brüssel gefaßten Beschluß derselben noch selbigen Tages telegraphisch unterrichtet. Solche Quellen wurden niemandem, auch uns nicht, aus Besorgnis vor zufälliger Indiskretion, verraten. Wir mußten uns an dem Ergebnis genügen lassen, daß die Polizei die Gefahr abwandte.

Diese Umstände machten die ganze Zeit im hohen Grade aufregend, spannend, aber auch interessant.

Der König verhielt sich demgegenüber mit einer Ruhe, einem Gleichmut und einer Unbefangenheit, die nur die Folge des guten Gewissens sein kann. Er liebte nicht, häufig davon zu sprechen, damit er nicht in steter Erregung gehalten wurde. Indessen kamen doch Momente vor, in denen er ein Wort fallen ließ. Da habe ich immer seinen gottergebenen Sinn bewundert, mit dem er unbeirrt und wohlbewußt auf dem gefahrvollen Wege weiterschritt.

Eines Tages, es war noch vor der Abreise nach Karlsbad, fuhr ich, im Dienst, mit ihm abends nach dem Babelsberg. Es waren Avisos an die Polizei gekommen, daß sich ein verdächtiges Individuum im Park von Babelsberg und in Berlin herumgetrieben habe. Zwar entwickelte sich diesmal die Angelegenheit als ein Irrtum, aber ehe dies zutage kam, war ich auch benachrichtigt worden und saß nicht ohne Spannung neben dem Könige, mit den Augen überall umherstreifend. Viel Agenten der geheimen Polizei waren überall, wo der König hinkam, in Berlin, Potsdam, auf dem Babelsberge, auf den Beinen. Als wir nachts nach dem Babelsberg hinausfuhren, bemerkte der König, daß sich ein Mann im Park hinter einem Baum versteckte. Er sagte zu mir: „Ich sehe da heute wieder gewisse bekannte Gesichter umherschleichen. Wieder nicht in Ordnung?“ — „Ja“, sagte ich, „wieder nicht in Ordnung.“ — „Na“, sagte er, „es ist gewiß wieder Unsinn.“ Den anderen Tag konnte ich ihm melden, daß die ganze Angelegenheit auf eine sehr komische Liebesaventüre hinauslief, die mit der Person des Königs gar nicht in Beziehung stand, aber durch zufällige Umstände den Verdacht der Polizei erregt, dagegen bei der Aufklärung die Beteiligten in recht unangenehme Verlegenheiten versetzt hatte. Der König lachte recht herzlich über die Erzählung und sagte dann: „Sehen Sie, daß es bloß Unsinn war.“

In Karlsbad kamen häufig Benachrichtigungen, daß ein Mörder unterwegs sei. Dann war der König sofort bei jeder Promenade von gewissen unbekannten Herren in Zivil begleitet, die auch zufällig spazieren gingen. Vier preußische und ebensoviel österreichische Agenten der

geheimen Polizei waren dazu in internationaler Vereinigung, sich untereinander ablösend, auf dem Posten. Die österreichische Polizei setzte ein bedeutendes point d'honneur darin, daß ein Attentat auf österreichischem Grund und Boden nicht vorfalle.

Da erhielten wir einmal die Benachrichtigung, es sei ein exzentrischer Pole in Karlsbad, der sich sehr viel nach den Gewohnheiten des Königs erkundigt und versucht habe, auf der Promenade in die Nähe des Königs zu gelangen. Man könne ihn nicht ausweisen, denn man habe keine Veranlassung dazu. Aber es sei derselbe überspannte alte Herr, der einst in Kissingen an der Table d'hote dem Minister v. der Heydt ein paar Ohrfeigen gegeben habe. Er habe weiße Haare, sei rasiert, robust und groß und auf einem Fuß lahm. Solche Benachrichtigung setzte uns natürlich in eine gewisse Spannung. Bei einer größeren Promenade fand der König unterwegs die Fürstin Liechtenstein und schlug mit ihr den Rückweg ungewohnterweise auf der anderen Seite der Tepel ein. Ich sah schon von weitem, während ich mit einigen anderen Badegästen plaudernd dem Könige folgte, einen Mann an einem über die Tepel führenden Fußsteg warten, der den Weg beobachtete, auf dem man den König erwartete. Das erhaltene Signalement paßte auf diesen Mann. Ich beobachtete ihn. Er lehnte an das Geländer und sah die „Wiese" aufwärts, augenscheinlich mit Anspannung lauernd. Plötzlich bemerkte er den König auf der anderen Seite der Tepel und hinkte schnell über den Steg auf den König los. Sowie er zu laufen begann, lief ich auch auf die Seite des Königs, von der der Mann herkam. Aber ehe ich noch nötig hatte, etwas weiteres zur Abwehr zu tun, wurde der Mann schon, der mit der rechten Hand in die linke Brusttasche langte, von zwei Sbirren, einem österreichischen und einem preußischen, bei der Gurgel gepackt. Selbigen Augenblicks zog er aus der Brusttasche hervor — kein Mordinstrument, sondern eine Bittschrift. Der König wandte seinen Kopf langsam nach der Szene und sagte gelassen: „Aber, meine Herren, tun Sie doch dem Mann nicht wehe, geben Sie mir die Bittschrift", nahm sie und sagte dann zu dem alten Mann: „Sie werden einen Bescheid erhalten." — Er hatte sein Vermögen in Cosel-Oderberger verloren und war seitdem in einen überspannten Zustand geraten. Der Inhalt seiner Schrift stellte die Anforderung an den König, ihm wieder zu seinem Vermögen zu verhelfen. Jetzt wurde er doch ausgewiesen, denn er hatte vorher versprochen gehabt, den König nicht persönlich zu belästigen, sondern sein Anliegen dem Kabinettsrat Illaire zu übergeben. Den versprochenen Bescheid erhielt er, dahin lautend, daß der König nicht in der Lage sei, ihm zu seinem verspekulierten Vermögen zu verhelfen.

Wenn nun auch der König in seinem natürlichen mutigen Gleichmut seine Ruhe nie verlor, so konnte es doch nicht fehlen, daß seine Gedanken

durch die Vorsichtsmaßregeln, die seinem scharfen Blicke nicht entgingen, öfter darauf hingelenkt wurden, daß er in Gefahr sei. Wenn er früh zum Sprudel ging, um dort seinen Becher zu holen, überreichte ihm denselben immer ein hübsches junges Mädchen und fügte einen Strauß Blumen hinzu, die der König immer freundlich annahm. An einem Morgen fehlte das Mädchen und ein alter Mann gab dem König den Becher. Letzterer stutzte und fragte, wo das Mädchen sei. Sie war unwohl und fehlte nur für heute. Der König trank ruhig seine vorgeschriebene Zahl Becher und sagte dann zu Steinäcker, der an diesem Tage den Dienst hatte, bei der großen Promenade: „Es ist doch gar zu dumm, daß man sich durch Träume berühren läßt. Heute Nacht träumte ich, das Mädchen fehle am Strudel, und an ihrer Stelle gebe mir ein alter Mann den Becher. Der Becher sei vergiftet gewesen. Ich habe mich ordentlich vor mir selber geschämt, daß ich einen Augenblick vorhin stutzte, als das Mädchen wirklich durch einen alten Mann vertreten war." Kein anderer an des Königs Stelle hätte nach solchem Traume, von dem die erste Hälfte eintraf, den Sprudel ruhig getrunken.

Nachdem wir in Gastein geraume Zeit vor solchen königsmörderischen Drohungen Ruhe gehabt hatten, begannen sie wieder mit erneuter Heftigkeit in Baden. Es wurden dort an einem einzigen Tage vier verdächtige Individuen bei der Ankunft auf dem Bahnhofe dingfest gemacht und wieder fortgeschafft, wo sie hergekommen waren. Bald nachdem in der ganzen Welt bekannt geworden war, wie der König sich mit großem Mute, zunächst ganz allein unter allen deutschen Fürsten, ablehnend gegen die österreichischen Vorschläge zum Frankfurter Fürstenkongreß verhalten hat, hörten die Mordversuche auf. Ich habe wenigstens nichts wieder davon gehört, bis im Jahre 1878 zwei Mörder hintereinander den deutschen Namen mit Schande befleckten.

Karlsbad.

Auf unserer Reise von Berlin nach Karlsbad hingen schwere Wolken am Himmel, und in Karlsbad selbst waren noch alle Straßen aufgeweicht von einer seit mehreren Wochen anhaltenden Regenzeit. Alle Kurgäste begrüßten die Ankunft des Königs auf das freudigste, nicht bloß aus Patriotismus, sondern auch aus Egoismus, denn sie hofften nun auf schönes Wetter, da der König immer Glück mit dem Wetter habe. In der Tat! Am Morgen nach unserer Ankunft klärte sich das Wetter auf, und so lange der König in Karlsbad war, ist bei Tage kein Regentropfen gefallen. Nur nachts regnete es zuweilen. Der herrlichste Sonnenschein begleitete den König auf allen seinen Promenaden.

Die Kurgäste. Das Leben in Karlsbad war selbstverständlich sehr regelmäßig, kurgemäß, also für diejenigen, welche die Kur nicht gebrauchten, etwas eintönig. Indessen schaffte der Umstand, daß unser Kurgast ein Monarch war, für andere und durch den Zuzug interessanter Gäste, die auf den König „aufstellten", auch für uns manche Abwechslung.

Da war der Fürst Alfred Windischgrätz, der älteste Sohn des Feldmarschalls, und mehrere andere österreichische mir bekannte Generale und Offiziere. Aus Frankreich kam zum Gebrauch des Brunnen der Minister Rouher, dessen Stern damals aufging, und der später solchen Einfluß auf Napoleon ausübte, daß man ihn den Vizekaiser nannte. Er sah aus, wie ein Bierbrauer.

Aus Preußen waren viele Gutsbesitzer und Offiziere anwesend, darunter sehr nahe Bekannte von mir, wie der Graf Maltzahn auf Mielitsch.

Von den Damen war von allen die bemerkenswerteste, nicht nur wegen ihres Standes, sondern auch wegen ihrer Korpulenz, die Fürstin zur Lippe, Mutter des zu Bückeburg regierenden Fürsten. Sie verfolgte den König fast auf Tritt und Schritt, so daß es dem Monarchen oft lästig ward. Einmal fuhr er mit Bismarck in einem offenen Wagen spazieren, der entgegenkommende Wagen der Fürstin wich etwas zu weit aus, stieß an einen Prellstein, und der Kutscher fiel vom Bock. Der König sprang im Fahren sehr gewandt vom Wagen und hielt die Pferde der Fürstin, noch ehe der auf der anderen Seite sitzende Herr v. Bismarck irgend etwas bemerkt hatte. Zwar meinte der König, die Fürstin sei in gar keiner Gefahr gewesen, denn die müden Pferde derselben seien von selbst stehen geblieben, er habe sie nur gehalten, damit sie nicht etwa wieder angingen, ehe der Kutscher den Bock wieder bestiegen habe. Aber die Fürstin machte dennoch ein großes Wesen davon, daß der König ihr persönlich das Leben gerettet, und war sehr stolz darauf. Sie hatte von da ab einen Vorwand mehr, auf den König zuzueilen, so schnell es ihr Umfang erlaubte, sobald sie ihn sah und unterließ dabei nie den Ausruf: „Mein Lebensretter!" Zuweilen konnte er einigen Humor nicht unterdrücken, und da er immer gegen Damen von der ausgesuchtesten Zartheit war, sagte er mir, als er einst ein Bukett zum Verkauf ausgestellt sah, welches so groß war, daß es auf einer Karre fortgefahren werden mußte, denn ein Mann konnte es nicht heben: „Kaufen Sie mir dies Bukett, wir wollen es der Fürstin zur Lippe vor die Türe fahren lassen."

Der König liebte zu seiner Erholung den Verkehr mit Damen. Er unterhielt sich auf der Promenade gern mit der Fürstin Schönburg, meiner alten Gönnerin aus Wien, mit der Fürstin Liechtenstein und mit der Baronin Meczéry, deren Mann zurzeit in Wien Minister war, lauter alte Damen, welche geistreich und unterhaltend waren.

Die lustigen Weiber von Windsor. Außer diesen erregten drei andere Damen in Karlsbad die Aufmerksamkeit. Es waren die Gräfin Kalerdyi, bekannt durch ihren Geist, ihr Klavierspiel und ihre Sucht, mit allen Menschen von Namen bekannt zu werden, eine Sucht, die ihr von Heine das Gedicht vom „weißen Elefanten" eingetragen hatte. Sie machte, obgleich sie schon Großmutter war, den Anspruch, für eine Schönheit zu gelten und heiratete noch in demselben Jahre den Warschauer Polizeiminister Mucharow. Die zweite dieser Damen war die Marquise d'Adda. Ich hatte sie schon im vergangenen Jahre beim Grafen Schmiedegg in Gmunden kennen gelernt. Sie ist für mich sozusagen ein „Mädchen aus der Fremde" nach Schiller geblieben. Denn man wußte nicht, woher sie kam. Aber sie war sehr bekannt am Wiener und Pariser Hofe, trieb immer Politik, und es wurde behauptet, daß sie in Wien und Paris für Geld die politische Spionin mache. Nebenbei war sie heiter und lachte gern. Die dritte war die Marquise de Liadière. Sie konnte als Adjutant der Marquise d'Adda gelten.

Diese drei Damen waren fast immer zusammen und verlangten, zu ihren Teegesellschaften besucht zu werden. Sie hatten es hauptsächlich auf Bismarck abgesehen, den sie wohl aushorchen wollten, wozu sie immer politische Gespräche mit ihm anfingen. Dies war Bismarck sehr angenehm, denn er ließ seinen schlagenden Witz spielen und foppte die Damen durch seine Paradoxen. Die Kalerdyi protegierte damals die Polen und machte Bismarck Vorwürfe, daß er die berechtigten Ansprüche der polnischen Revolutionäre nicht unterstütze. Da sagte ihr Bismarck: „Sehen Sie, diese Leute haben keinen anderen Zweck, als uns alle, Sie und mich auch, aufzuhängen, und es wird ihnen auch gelingen, sobald sie nur erst zur Herrschaft gelangt sein werden, das ist nur eine Frage der Zeit. Es ist daher eine Pflicht aller derer, die jetzt die Zügel der Herrschaft in der Hand haben, von dieser Sorte so viele als möglich erst zu hängen, um dadurch den Zeitpunkt, an dem wir baumeln werden, möglichst hinauszuschieben." Auch ich erfreute mich eine Zeitlang der Aufmerksamkeit dieser drei Damen. Als sie aber erfuhren, daß ich sie die lustigen Weiber von Windsor genannt hatte, fiel ich bei ihnen in Ungnade.

Unruhen in Berlin. Während unseres Aufenthaltes in Karlsbad fielen in Berlin bedeutende Ruhestörungen vor. Die Fortschrittspartei konnte es nicht vertragen, daß an Stelle des liberalen Herrn v. Winter, der, wenn auch humane und gerechte, so doch hochkonservative und korrekte Herr v. Bernuth Polizeipräsident geworden war. Außerdem hielt die Fortschrittspartei es an der Zeit, den Pöbel aufzuregen und zu

mustern, um zu sehen, auf welche Kräfte man sich verlassen könne, wenn man eine Revolution gegen den König und Bismarck ins Werk setzen wollte. Es sollte auch durchaus der Gegensatz zwischen Militär und Zivil wieder erneuert werden, welcher seit langem einzuschlafen begonnen hatte. Deshalb wurden die unbedeutendsten Veranlassungen benutzt, um den Pöbel aufzuregen, Aufläufe zu veranlassen, die Polizei anzugreifen, damit nur das Militär zum Einschreiten genötigt werde. Der König war auch leicht geneigt, ein Einschreiten des Militärs anzuordnen. Aber Herr v. Bernuth kam dazu besonders nach Karlsbad gereist, um den König zu bitten, den Führern der Unruhestifter diesen Gefallen nicht zu tun, bis die Kräfte der Polizei, aufs äußerste aufgeboten, nicht mehr ausreichen würden, um die Unruhen zu dämpfen. Es ist ein großes Verdienst des Herrn v. Bernuth gewesen, daß er den Mut hatte, ohne Hilfe des Militärs, bloß mit der bewaffneten Polizei, diese Straßenskandale zu bewältigen. Die Ohnmacht der fortschrittlichen Helden trat dadurch klar zutage. Auch ward dadurch bewiesen, daß die Bewegung keine nationale war und die eigentliche Bevölkerung gar keinen Anteil daran hatte.

Erfolge der Kur. Was die Karlsbader Brunnen- und Badekur anbetrifft, so waren die Ärzte erst sehr im Zweifel, ob sie auf den König irgend eine Wirkung ausübe. Es stellte sich bei ihm nichts von dem ein, was andere Menschen dabei erfahren. Seine Funktionen erlitten keine Änderung. Er fühlte nie Blutandrang nach dem Kopf oder Ermattung. Er sagte immer: „Ich merke gar nichts" und blieb immer gleichmäßig guter Laune. Der wahre Erfolg der Kur zeigte sich im Laufe der Jahre. Man ließ ihn noch 1864 und 1865 Karlsbad gebrauchen, und erst im Herbst 1881 haben sich wieder die ersten Anzeichen von Nierenbeschwerden gezeigt.

Während der Anwesenheit in Karlsbad hatte der König fast täglich Gäste zu Tisch von denjenigen Herren, welche ihm vorgestellt wurden. Die Zwanglosigkeit der Gesellschaft ward schon durch den Anzug bedingt, da man nur im Zivilüberrock speiste. Manche Abende wurden anderseits durch Einladungen ausgefüllt, die der König annahm. So sah er bei einer solchen Gelegenheit zum ersten Male den Taschenspieler Bellachini, der damals seine Laufbahn begann und jetzt noch wohl der erste und Unerreichte in seiner Kunst ist.

Meist aber brachte der König den Nachmittag auf der Promenade zu und nahm das Abendessen im Kreise seines mitgebrachten Gefolges ein. Bei diesen Promenaden fanden sich zum Könige oft einige der genannten Damen, besonders der älteren, mit denen er dann plauderte. Da ging es zuweilen an den Schießstätten vorbei, wo die Gäste aus Bolzbüchsen

schießen. Einmal war dort die Fürstin Liechtenstein müde und wollte sich setzen, und der König wünschte, die jungen Damen sollten schießen. Als er gebeten wurde, auch zu schießen, befahl er, ich solle für ihn schießen. Ich bin kein besonderer Schütze und hatte das Glück, mit dem ersten Schuß einem vorbeigezogenen Reiter von ein und einem halben Zoll Höhe mit dem Bolzen den Kopf abzuschießen. Der König sagte mir leise: „Schießen Sie nicht weiter, damit Sie diesen glänzenden Ruf nicht verderben!", und dann laut: „Sehen Sie, meine Damen, wenn mein Adjutant so schießt, können Sie ermessen, wie ich erst schießen würde."

Reise nach Gastein.

Die zwanglose Gemütlichkeit, in der der König mit aller Welt in Karlsbad verkehrte, machte überall einen sehr guten Eindruck, und die Badegesellschaft war durch seine Abreise empfindlich berührt. Es sammelte sich vor der Tür des Hotels die gesamte Herren- und Damenwelt, als die Wagen vorfuhren. Die Damen waren mit zahllosen Riesenbuketts bewaffnet, die sie dem Könige überreichten. Er nahm jedes an und gab es uns Adjutanten zum Mitnehmen. Vier Wagen waren mit Buketts angefüllt, so daß wir Reisenden kaum Platz zum Sitzen fanden. Der erste Reisetag führte uns per Achse nach Pilsen. Ich fuhr mit Alvensleben in einem Wagen, da Steinäcker den Dienst hatte und mit dem König fuhr. Der Duft der Blumen führte mir das Gedicht von der Blumenrache fast vollständig reell zu Gemüte oder besser gesagt, „zu Kopfe". Denn ich kam in Pilsen mit Übelkeiten und Kopfkrämpfen an, so daß ich mich dort gleich, ernstlich krank, zu Bett legen mußte. Zum Glück war es noch Zeit, und die Abwesenheit von Blumenduft während der folgenden Nacht kurierte mich vollständig.

Pilsen. Der nächste Morgen in Pilsen war ein Sonntag. Das Landvolk kam zur Kirche. Da konnte man noch Nationaltrachten sehen, die von der nivellierenden Kultur unbeleckt waren. Die Weiber trugen spitze, runde Filzhüte, Spenzer von buntem Atlas in allen möglichen, schreienden Farben, und Röcke von geblümtem Zeug, die vorn glatt abfielen, aber nach hinten über riesenhaften, aus Tonnenreifen gebildeten Krinolinen hingen, so daß sie wie nach vorn gebückt bucklig aussahen. Die Männer hatten hohe Stiefel, zum Teil von buntem Leder, seidene oder Atlasbeinkleider, meist von gelber, immer von schreiender Farbe, Jacken von gelbem oder hellrotem Atlas, aber jedenfalls von anderer Farbe als die Beinkleider, darüber einen umgehängten, mit Pelz verbrämten Dolman von einem anders gefärbten Atlas und auf dem Kopfe trotz der Julihitze eine riesenhafte, hohe Pelzmütze. Die Bauern dort

müssen recht wohlhabend sein, wenigstens waren die Anzüge gewiß kostspielig. Die Knöpfe von Jacke und Dolman waren von echtem Silber, oft, wie in Oberbayern, von alten Silbermünzen. Der Anblick dieser Bevölkerung war recht originell.

Regensburg und Salzburg. Der Reisetag führte uns nach Regensburg. Im Hotel zeigte man dem Könige neben seinem Schlafzimmer das Zimmer, in dem Philippine Welser mit dem Erzherzoge vor drei Jahrhunderten ihre Rendez-vous gehabt haben soll. Die Walhalla wurde nachmittags besucht. Am folgenden Tage ging es mit der Eisenbahn über Wels nach Salzburg. In dieser Stadt blieb der König ein paar Tage, denn die Bäder von Gastein sollten nicht zu unmittelbar auf die Bäder von Karlsbad folgen.

Es lebte damals in der Residenz von Salzburg die alte Kaiserin-Witwe Franz des Ersten, also die Stiefgroßmutter des regierenden Kaisers von Österreich. Sie machte mit ihrem ganzen Hofe einen antediluvianischen Eindruck, der durch die Gegenwart ihres Bruders, des abgedankten Königs Ludwig von Bayern, nicht beeinträchtigt ward. Diner und Soiree wurde da mehr ausgestanden als genossen, in der Erinnerung interessanter als angenehm in der Gegenwart, denn der alte taube Exkönig versäumte nicht, jedem Menschen eine Unannehmlichkeit zu sagen, der ihm vorgestellt wurde. Dem Grafen Pückler sah er bei der Präsentation nach den Haaren, und als er Spuren von Färbung entdeckte, sagte er: „Habe den Fürsten Pückler gekannt. Wie trägt der jetzt seine Haare? Schwarz oder weiß? Pflegte zu wechseln.“ Es wurde in diesen Tagen auch eine Partie nach dem Königssee unternommen. Kaiserlich österreichische Pferde jagten in unglaublich kurzer Zeit an Berchtesgaden vorbei, und wir stiegen in ein bereitgehaltenes Schiff. Wie immer, vom prachtvollsten Wetter begleitet, hat der König von Salzburg aus in einigen Vormittagsstunden den Königssee besucht, ein Unternehmen, zu dem sich andere Sterbliche Glück wünschen, wenn sie nicht mehr wie einen Tag gebrauchen.

Nach Gastein. Die wunderbar schöne Fahrt von Salzburg nach Gastein ward damals noch ganz zu Wagen gemacht, weil die Alpen dort noch durch keine Eisenbahn „verdorben“ waren, wie so manche Natürlichkeitsschwärmer sagen. Wir brauchten eine kleine Tagereise zu der reizenden Fahrt, die nur durch den Fürsten Camille Rohan unterbrochen ward. Derselbe kam eben von der Pürsch im Alpenjägerkostüm und machte dem König einen eben erlegten Grashirsch zum Geschenk. Wir lachten zwar erst darüber, daß der Fürst dem König so ein Geschenk gemacht, aber in Gastein war das Tier sehr willkommen, denn es ward

dortselbst bei größter Rücksichtslosigkeit gegen die Kasse schwer, Abwechslung in den Küchenzettel zu bringen, so entlegen ist Gastein von allem Handelsverkehr.

In Gastein kamen wir bei recht drückender Hitze an. Bis dahin hatte es dort fortwährend geregnet. Während der Anwesenheit des Königs regnete es daselbst aber nur des Nachts. Wo wir herkamen, fing das schlechte Wetter an, sobald der König abgereist war.

Gemsjagden und Bergpartien. Der König brauchte seine Kur sehr regelmäßig. Dr. Lauer sorgte dafür, daß er keine Fehler beging und war so ängstlich, daß er ihm sogar die leichtesten Gemsjagden untersagte, wo der König auf den Stand hätte reiten und fahren können, denn er fürchtete, man könnte in der Heimat ihm einen Vorwurf daraus in dem Falle machen, daß die Kur nicht den gewünschten Erfolg hätte. Für den König war daher der Aufenthalt ziemlich einseitig und eintönig, und die herrliche Luft wie die wunderbare, großartige Gegend entschädigten ihn nur wenig für den Mangel an Abwechslung, ihn, der an einen steten Wechsel in seinem Leben gewöhnt war.

Für uns, und besonders für mich, der ich die Alpen so sehr liebe, war der Aufenthalt in diesen mir neuen Gegenden voller Reiz. Als nun gar die Gemsjagden begannen, und der Graf Morzin, der namens des Kaisers die Jagden abhielt, uns dazu einlud, hatte ich viel Freude, denn Steinäcker, der kein Jäger war, übernahm an den Jagdtagen für mich den Dienst, und ich konnte den Einladungen immer folgen. Ich erlegte auch vier starke Gemsböcke. Auf der einen Jagd standen wir Schützen wohl an 9000 Fuß über dem Meere, und die Treiber begannen eine Kaar, wie man die vegetationslosen Täler da oben nennt, von einer Höhe von 10 500 Fuß herab am Ankogel zu treiben. Man sah nichts als Steine und begriff nicht, was da zu treiben sei. Aber allmählich wurde es zwischen den Steinen lebendig, und zahllose Gemsen hüpften hierhin und dorthin. Nur starke, jagdbare Böcke durften geschossen werden. Nach dem einen Treiben lagen dann 22 Stück auf der Strecke. Ein andermal stand ich im Anlauftale, auf dem sogenannten „gefährlichen Stand". Wer an Schwindel litt, durfte dort allerdings nicht stehen. Ich stand mit dem Rücken an einer Felswand, die unter meinen Füßen noch einige Hundert Fuß tiefer senkrecht abfiel. Man nannte diese Schlucht einen „Graben", dessen obere Breite etwa 50 Schritt maß. Mir gegenüber war eine ähnliche Wand, die sich bis in Wolken senkrecht in die Höhe reckte, und da oben war der Wechsel der Gemsen, die da auf schmalen gefährlichen Pfaden ängstlich entlang schlichen. Traf man sie, so fielen sie einige Hundert Fuß hinab in die Tiefe, und der Fall vollendete, was die Kugel

etwa unvollkommen bewirkt hatte. Nach links hin aber öffnete sich das Tal. Da sah ich unter mir Bad Gastein und Hof Gastein in der Tiefe, so klein, als ob es Bausteine wären, mit denen Kinder spielen, und jenseits dieses Tales erhoben sich wieder in einer Entfernung von 15 Meilen, scheinbar eine goldfarbige durchsichtige Masse, die Salzburger Alpen mit dem Watzmann.

Auf solchem Punkt bei herrlichstem Wetter verliefen die vier Stunden, in denen ich da allein auf derselben Stelle saß, mir um so schneller, als nicht eine Viertelstunde verging, ohne daß Gemsen in der Nähe oder in der Ferne meine Aufmerksamkeit fesselten. — Bewunderung erregten die Treiber, die uns Schützen die Gemsen zutrieben. Sie stiegen die steilsten Hänge hinauf und herab. Wo eine Gemse Platz genug findet, um ihre Läufe darauf zu setzen, da geht der Treiber ihr, mit seinen Steigeisen versehen, nach. Unter diesen Treibern befand sich eine Treiberin, die, als Mann angezogen, die kühnste von allen war und bei keiner Jagd fehlte, die sie aus Passion mitmachte.

Wenn an dienstfreien Tagen keine Jagd stattfand, dann brauchte ich immer erst mittags um fünf Uhr zum Diner beim König zu sein, und dann benutzte ich meine Freiheit, um Ausflüge in die Alpen zu machen, bestieg den Gamsgarkogel oder besuchte das Naßfeld (von den Römern schon als Lager bei ihren Heerzügen benutzt und Campo umido genannt) sowie die Naßfelder Tauern. Diese Promenade hatte umso größeren Reiz für mich, als die Nacht vorher ein heftiges Gewitter stattgefunden hatte, wovon die Gipfel der Berge noch mit frischgefallenem Schnee bedeckt waren. Die Temperatur stieg in der Sonne auf 25° Reaumur und schmolz den Schnee so schnell, daß die Felsen rechts und links in einen Schleier von kontinuierlichen Wasserfällen gehüllt waren, die eine erfrischende Luft erzeugten. — Meine Bergpartien erregten den Neid und die Nachahmungslust anderer, und eines Morgens wollten zwei Sekretäre aus dem Militärkabinett vor dem Morgenkaffee den Gamsgarkegel besteigen. Beim Abstieg wollte es der alte Geheime Rat Adam sich bequem machen und einen steilen Wiesenhang hinabrutschen. Er kam im Rollen auf einen Felsabhang zu, fiel etwa zehn Fuß hinab, wobei er sich Hand und Fuß verstauchte und noch von Glück sagen konnte, denn wenige Schritt davon wäre er mehrere hundert Fuß hinabgestürzt. Er ward erst spät abends nach Bad Gastein zurückgebracht. Der König erschrak ein wenig über diese Gefahr und schalt mich, weil die Leute durch mein Beispiel verführt seien und verbot mir und allen andern Bergpromenaden ohne Führer. Ich mußte mir seitdem Führer mieten, was allerdings minder poetisch war.

Der Wasserfall. Der König bewohnte in Gastein das sogenannte Schlößchen. In demselben war mir oben zwei Treppen hoch ein Zimmer angewiesen, das mit der einen Seite auf den Wasserfall sah. Dieser Wasserfall hat im ganzen eine Höhe von 900 Fuß, die der besonders nach dem Regen äußerst wasserreiche Bach in mehreren Kaskaden herabstürzt. Der höchste dieser Absätze ist 600 Fuß. Da tobt der Bach mit einer Gewalt, die jeder Beschreibung spottet, und eine dauernde Wolke von Wasserteilchen, die durch den Anprall an die Felsen losgelöst werden, steigt wie eine Dampfwolke in die Höhe.

Wenn ich das nach dem Wasserfall zu gehende Fenster meines Zimmers öffnete, konnte man in demselben kein Wort verstehen, weil der Donner des Wasserfalls die Stimme übertönte, eine dichte Wasserwolke drang zum Fenster herein und durchnäßte alles in meinem Zimmer, und die ganze Seite des Hauses ward in eine immerwährende zitternde Bewegung versetzt. Die erste Nacht konnte ich bei diesem Lärm kein Auge zumachen. Aber bald gewöhnte ich mich daran, wie der Müller an das Klappern seiner Mühle, und als ich nach dem ersten Rückreisetag in Salzburg die folgende Nacht ohne Lärm des Wasserfalls schlafen sollte, da konnte ich wieder keinen Schlaf finden, weil mir der gewohnte Lärm fehlte. So sehr ist der Mensch der Macht der Gewohnheit unterworfen!

Besuch des Kaisers Franz Joseph. Der Aufenthalt in Gastein wäre nach alledem für den König eine wahre Idylle gewesen, **procul negotiis** und **curis expeditis**, wie Horaz sagt, wenn nicht die auswärtige Politik sehr aufregende Abwechslungen gebracht hätte. Schon vor der Abreise des Königs nach Karlsbad hatte unsere Regierung Nachrichten nichtoffizieller Natur, daß man in Wien einen diplomatischen Schlag gegen Preußen plane. Man hörte von Verabredungen der österreichischen Regierung mit der von Sachsen und Bayern, um unter dem Vorwande einer festeren Einigung Deutschlands Preußen ganz in Abhängigkeit von Österreich zu bringen und seiner Stellung als europäische Großmacht zu berauben. Die Lage war der vor dem Siebenjährigen Kriege nicht unähnlich, nur mit dem Unterschiede, daß noch kein Krieg unmittelbar bevorstand. Mit Spannung hatte daher der König wie Bismarck schon in Karlsbad den Besuch des Kaisers von Österreich erwartet, da dieser sich angemeldet hatte, um den König in seinen Staaten zu begrüßen. Aber dieser Besuch ward unter allerhand Vorwänden hinausgeschoben, weil die Verabredungen zwischen Wien, Dresden und München noch zu keinem endgültigen Ergebnis geführt hatten. Österreich wollte aber dazumal Preußen mit einer fertigen Sache überrumpeln, damit es nur ja oder nein sagen, im ersteren Falle sich unter das österreichische Joch

beugen, im letzteren den Schein auf sich werfen sollte, daß es der deutschen Einigkeit widerstrebe. Wie Bismarck diese Nachrichten von den vorausgegangenen geheimen Verabredungen erhalten hat, weiß ich nicht. Jedenfalls haben sie sich später als richtig bewährt.

Endlich wurde der Besuch des Kaisers von Österreich unserm Könige bestimmt auf den 2. August angesagt. Der Kaiser wollte an diesem Tage abends in Gastein eintreffen, den ganzen 3. August gemütlich als Neffe mit dem Onkel leben und sodann am 4. August nachmittags wieder nach Wien zurückreisen. Er brachte keinen Minister mit, damit der Besuch ganz den Charakter verwandtschaftlicher Vertraulichkeit bewahre.

In der Wahl des Datums hatte schon Kaiser Franz Joseph entschieden Unglück. Daß er gerade den 3. August, den Geburtstag des Vaters unseres Königs, wählte, ohne von diesem Gedächtnistage Erwähnung zu tun, berührte unsern König unangenehm, und letzterer befahl, wir alle vom Gefolge dürften den Österreichern gegenüber nichts von diesem Gedenktage sagen, den sonst der König immer im stillen Ernst beging.

Der Kaiser kam an, und die Begrüßung ließ äußerlich nichts davon merken, daß jeder der Monarchen gegen den andern etwas im Sinne habe. Der König trug österreichische, der Kaiser preußische Uniform. Unser König schlug ihm bald vor, daß beide es sich bequem machten, und von da an ging der Kaiser in einer österreichischen Regimentsuniform, der König in Zivil. Der Kaiser wohnte zwar in seiner eigenen Villa, aber er hatte dort nicht eigene Küche mit, deshalb aß er mittags und abends beim König. Der äußere Anstrich war also äußerst herzlich. Vor- und nachmittags machten beide Monarchen lange Promenaden miteinander, meistens ganz allein. Nach jeder solchen Promenade fand sich Bismarck beim Könige ein, denn beide erwarteten eine politische Eröffnung, aber jedesmal konnte der König nichts weiter sagen als: „Noch keine Silbe!" Es war immer nur von Jagd, Gemsen, Felsen, Alpen, dem gegenseitigen Befinden und den Verwandten die Rede gewesen.

Endlich, auf der letzten Pormenade, am 4. August, sagte der Kaiser dem Könige, er habe die Idee, daß einmal sämtliche Monarchen Deutschlands in Frankfurt zusammenkommen könnten, um die Wege zu einer größeren Einigkeit zu beraten, weil die deutschen Völker so sehr das Bedürfnis nach einer größeren Einigkeit fühlten, als die Verfassung des Deutschen Bundes sie biete, und weil es besser sei, diese Sache werde von den Fürsten in die Hand genommen, als daß man abwarte, bis wieder revolutionäre Bewegungen danach verlangten, wie im Jahre 1848.

Der König erklärte sich gern bereit, zu einer engeren Einigung Deutschlands die Hand zu bieten und machte den Kaiser darauf aufmerksam, daß aber die Fürsten nicht eher zusammenkommen könnten, als

bis sie vollkommen sicher seien, daß ein befriedigendes Werk geschaffen werde. Denn wenn ein Fürstenkongreß resultatlos verlaufe, dann entstehe daraus Unfrieden, und die Autorität der Fürsten verliere in den Augen der Untertanen. Deshalb schlug der König dem Kaiser vor, dem Fürstenkongreß zu Frankfurt eine Konferenz von bevollmächtigten Ministern vorangehen zu lassen; wenn diese sich über alles geeinigt hätten, könnten die Fürsten zu einem feierlichen Kongreß zusammenkommen, um ihre Zustimmung zu dem Werke durch feierliche Weihe Ausdruck zu geben. Der Kaiser gab zu, daß die Bemerkungen des Königs wohlbegründet seien und wollte sie in Erwägung ziehen.

Die ganze Besprechung trug den Charakter der vorläufigen Behandlung einer unbestimmten Idee, deren Ausführung noch in weiter Ferne liege. Im Widerspruch mit diesem Stande der Dinge stand aber, daß der Kaiser nach dem Abschiede unserm Könige laut vor allem Publikum zurief: „Also auf Wiedersehen in Frankfurt". Das Manöver war berechnet. Es sollte sich das Gerücht verbreiten, als ob sich beide Monarchen bestimmtes Rendez-vous in Frankfurt gegeben hätten.

Zum Abschied hatte sich nämlich der Kaiser Franz Joseph aus seiner Villa nach dem „Schlößchen" zum Könige in preußischer Uniform begeben. Sobald er fortgegangen war, hatte sich unser König mit Blitzesschnelle in österreichische Uniform geworfen und war nach der Villa hinübergegangen, den letzten Gegenbesuch zu machen. Dann hatten die angeführten Abschiedsworte stattgefunden, und unser König war nach dem Schlößchen zurückgegangen, den Kaiser im Kreise seiner Untertanen abreisen zu lassen. Der König stand auf dem Balkon, von dem man die Villa sehen konnte, und während der Abschiedshochrufe und der obligaten Böllerschüsse, die die Pferde scheu machten, winkten sich die beiden Monarchen mit Taschentüchern Lebewohl zu. — Als der Wagen des Kaisers unseren Blicken entschwunden war, äußerte der König Besorgnisse (denn an der „Solitude" geht es sehr steil bergab, und dort knallte man auch gewöhnlich Böller ab), der Kaiser könne Unglück haben, wenn die Pferde wieder scheu würden. Dann zog sich der König zurück, um die österreichische Uniform wieder mit dem Zivilkleide zu vertauschen.

Ich will die weitere Erzählung von dem, was ich in dieser so überaus folgenreichen Angelegenheit erlebt habe, unterbrechen, um den Ereignissen chronologisch nicht vorzugreifen.*)

*) (Geschrieben im Jahre 1891.) Vor einem Jahre ist Sybels Geschichte der Aufrichtung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. erschienen. Darin stellt dieser Historiker die Zusammenkunft von Gastein anders dar. Die Sache verlief so, wie ich sie hier erzählte, nicht nach Sybels Darstellung.

Zu dieser Anmerkung des Prinzen sei folgendes bemerkt:

Die Darstellung Sybels weicht von der des Prinzen nicht wesentlich ab. Der Prinz irrt zunächst in der Dauer des Aufenthaltes des Kaisers Franz Joseph. Er kam

Reise nach Baden.

Abreise aus Gastein. Die Abreise aus Gastein erfolgte nach vollendeter Kur am 11. oder 12. August, so viel ich mich erinnere, an demselben Tage, an welchem der Fürstenkongreß in Frankfurt seine Sitzungen begonnen hatte.*) Ob unser König mittlerweile seine Antwort abgesandt hatte und welche, weiß ich nicht. Sie mag wohl noch hinhaltend gelautet haben. Bismarck hatte indes dem Wiener Hofe ein Paroli gebogen durch das Gegenprojekt eines deutschen Reichstages, der aus direkten Wahlen hervorgehen sollte, um eine größere Einigkeit in Deutschland herbeizuführen.**) Die ganze Welt war höchlichst überrascht, daß gerade Bismarck, dieser aus dem Schoße der ultrakonservativen Partei hervorgegangene Junker, einen Vorschlag machte, der bis dahin der Gegenstand der fernsten Wünsche aller liberalen Parteien gewesen war. Niemand

---

am 2. August 5½ Uhr nachmittags an und reiste schon am 3. — nicht am 4. August, wie der Prinz schreibt — 8½ Uhr abends wieder ab. Es hat auch nur eine einzige Promenade am Morgen des 3. August — nicht mehrere — stattgefunden, so daß auch hierin die Darstellung des Prinzen etwas geändert werden muß. Da die Unterredungen unter vier Augen stattfanden, so ist auf ihren Inhalt nur aus den Korrespondenzen und Aufzeichnungen des Königs hierüber zu schließen. Hierbei stimmt die Darstellung Sybels auch im wesentlichen mit der des Prinzen überein. Nur hat nach Sybel der Kaiser dem Könige zur Begründung seiner Ansichten eine Denkschrift überreicht, die Sybel benutzt hat und deren Inhalt im ganzen mit der Darlegung des Prinzen übereinstimmt. Auch die Erwiderungen des Königs haben so gelautet, wie der Prinz angibt. Ob der Kaiser ihre Berechtigung zugegeben hat, sagt Sybel nicht. Die vom 31. Juli gezeichnete und gleich nach der Abreise des Kaisers überreichte Einladung erwähnt auch Sybel, nur ist dies schon am Abend des 3. August geschehen und der König schrieb seine Einwendungen sofort am Abend des 3. August in einem Resumee nieder, das dann mit der Ablehnung der Einladung zum Fürstenkongreß schon am 4. August nach Wien abging.

*) Die Abreise aus Gastein erfolgte am 15. August, die Eröffnung des Fürstenkongresses am 17. August.

**) Es war schon seit längerer Zeit ein Lieblingsprojekt Österreichs, eine Art deutscher Nationalvertretung durch Delegierte der deutschen Landesvertretungen zu schaffen. Preußen hatte sich dem gegenüber stets ablehnend verhalten und auf einen dahin gehenden Beschluß der von Bayern, Württemberg, Sachsen, Hannover, beiden Hessen und Nassau beschickten Wiener Konferenz vom August 1862 schon auf die von der Nation begehrte wahre Nationalvertretung durch ein deutsches Parlament hingewiesen. Diese Unzulänglichkeit einer Delegiertenversammlung und die nationale Forderung eines aus Volkswahlen hervorgehenden Parlaments hatte dann der preußische Gesandte beim Bundestage schon am 22. Januar 1863 bei der Beschlußfassung über einen bezüglichen österreichischen Antrag hervorheben müssen, und in dem Resumee des Königs vom 3. August war wiederum darauf hingewiesen, daß von einer nach konservativem Wahlgesetz aus direkten Volkswahlen hervorgegangenen Versammlung bessere Ergebnisse zu erwarten seien als von den Delegationen deutscher Kammern.

glaubte, daß Bismarck ernstlich Willens gewesen, diesen Vorschlag auszuführen, sondern man nahm an, er habe ihn nur als Theatercoup gegen Österreich gemacht, um Preußen in den liberalen Kreisen Deutschlands populärer zu machen als Österreich. Jetzt, nachdem ein solcher Reichstag seit 16 Jahren besteht, ist die Welt allerdings durch diese Tatsache eines andern belehrt. Ich glaubte selbst damals, es sei nur ein Manöver von Bismarck, und ich fragte ihn, ob er im Ernst daran denke, direkte Wahlen einzuführen, und als er dies bejahte, fragte ich ihn, ob er denn nicht glaube, daß dann die Fortschrittspartei eine größere Mehrheit haben werde als im Landtag. „Was schadet denn das", sagte er, „ich zanke mich sehr gern mit diesen Leuten, und dann kommt es nur darauf an, was man sie fragt."

Salzburg. Wir übernachteten zunächst wieder in Salzburg, wo uns der Landeschef, Graf Taaffe, der jetzige Ministerpräsident in Österreich, empfing. Dieser damals noch sehr junge österreichische Verwaltungsbeamte hatte, als wir nach Gastein reisten, sowohl Bismarck als auch dem Könige gegenüber den servilen Diener gespielt, weil er sich nach einem preußischen Orden sehnte, den er auch erhielt, als der König bei der Kaiserin-Witwe war. Seitdem hatte er seine Farbe geändert und ohne alle Veranlassung bei einer Eisenbahnkonferenz eine Rede gehalten, in welcher er betonte, Österreich werde die deutsche Einigkeit erstreben, nicht durch Blut und Eisen, sondern auf friedlichem Wege. Bismarck hatte bekanntlich vor kurzem im Berliner Landtage gesagt, die deutsche Einigkeit ließe sich nicht durch Worte, sondern nur durch Blut und Eisen herstellen. Wenn er damit auch einen gemeinschaftlichen Kampf gegen äußere Feinde gemeint hatte, so legten seine Gegner dies doch zu seinem Nachteile als eine Sehnsucht nach einem deutschen Bruderkriege aus, und Graf Taaffe hatte mit seinen Worten die Äußerung Bismarcks verhöhnt. Auch hatte er einen vorübergehenden rauschenden Applaus geerntet. Es war jetzt recht unterhaltend, diesen Herrn in Salzburg wiederzusehen. Er empfing den König und Bismarck wieder. Sein Benehmen würde man mit einem Berliner Ausdruck treffend „bekniffen" nennen können. Der König und Bismarck behandelten ihn mit kühler Höflichkeit, aber zu Tische wurde er diesmal nicht geladen.

München. Den andern Tag führte uns ein Extrazug nach München, wo der König zwei Tage bleiben wollte, um die Königin Marie zu besuchen und die Merkwürdigkeiten der Stadt zu sehen, in der er schon lange nicht gewesen war. Er sollte auch unmittelbar nach den beiden Kuren nicht zu angestrengt reisen. Die Königin Marie von Bayern kam aus den Alpen, wo sie sich immer während des Sommers aufhielt,

nach Nymphenburg bei München, um dem Onkel im Namen ihres Gemahls die Honneurs zu machen, welcher in gegnerischer Absicht beim Fürstenkongreß zu Frankfurt tagte. Solche zärtlichen verwandtschaftlichen Begegnungen zuzeilen politischer Zwiste, die vielleicht den folgenden Tag zu entscheidendem Kriege führen werden, sind sehr eigentümlich anzuschauen. Eine ganz verzweifelte Lage war aber die der guten Königin Marie. War sie doch eine preußische Prinzessin, und ihr Herz hing noch sehr an ihrem Vaterlande. Aber sie war jetzt die Königin von Bayern und mußte sprechen und handeln, wie ihr Gemahl, der König, ihr vorschrieb. Sie trat mit schwerem Herzen den Interessen Preußens entgegen. So redete sie dem Könige zu, nach Frankfurt zu gehen und den Wünschen des österreichischen Kaisers zu willfahren. Trotz aller Höflichkeit ward es hier dem Könige nicht schwer, ablehnend zu antworten, denn er behandelte die Nichte mit jener väterlichen Überlegenheit, welche das Alter auch Damen gegenüber hat, wenn sie nahe verwandt sind und man sie als Kinder auf den Knieen geschaukelt hat. Im übrigen unterhielt sich der König sehr vergnügt mit ihr, und sie fanden beide, nachdem sie sich lange nicht gesehen, viel Gefallen aneinander.

Am Abend des zweiten Tages tranken wir zum letzten Male in Nymphenburg Tee und sollten den nächsten Morgen nach Wildbad reisen, wo der König der Königin-Witwe einen Besuch machen wollte, die dort eine Kur beendet hatte und nur noch den einen Tag da blieb. Da erhielt die Königin Marie ein Telegramm ihres Gemahls, welches ihr gebot, alles daran zu setzen, den König auch noch den folgenden Tag in München zu fesseln, dann wollte König Max aus Frankfurt in Begleitung anderer Fürsten nach München kommen und unsern König mit Überredung und List nach Frankfurt entführen. Wenn der König aber den andern Morgen reiste, wollte König Max ihm in Pforzheim auflauern. Zugleich erhielt unser König von einem der ihm befreundeten Fürsten aus Frankfurt (Baden, Oldenburg, Mecklenburg, Sachsen-Altenburg) die telegraphische Benachrichtigung von diesem Plane des Königs Max. Wir von dem Gefolge wurden instruiert. Niemand tat, als ob er etwas wisse.

Das Wetter war dem Könige wieder günstig. Während wir am Abend in Nymphenburg bei der Königin Marie saßen und ihre Versuche, den König noch einen Tag länger in München festzuhalten, einer unter zarten Scherzen und den verbindlichsten Ausdrücken erteilten abschlägigen Antwort begegneten, brach ein außergewöhnlich heftiges Gewitter los, und als die Königin ihrem Gemahl nach Frankfurt telegraphieren wollte, daß König Wilhelm den andern Morgen sechs Uhr reisen werde, da erhielt sie die Meldung, daß das Gewitter die telegraphische Verbindung zerstört habe, man müsse den Tag abwarten, um sie herzustellen.

Dies bewirkte, daß König Max weder in München noch in Pforzheim rechtzeitig eintreffen konnte.

An diesem Teeabend trat die Königin Marie auch an mich heran und sagte: „Helfen Sie mir, meinen Onkel Wilhelm bewegen, daß er noch einen Tag bei mir bleibt. Ich habe früher nie Gelegenheit gehabt, so traulich mit ihm zusammen zu sein und finde ihn unendlich liebenswürdig und möchte mich gern noch einen Tag seiner Gesellschaft erfreuen."

Ich versicherte Ihre Majestät, daß ich gern bei allem behilflich sein werde, was ihr angenehm sei. Aber hier handle es sich darum, daß der König die Königin-Witwe in Wildbad besuchen wolle, die nur noch einen einzigen Tag dort bleibe. Die Königin Marie wisse ja, wie ich an König Friedrich Wilhelm IV. und der Königin Elisabeth hinge, und sie könne sich denken, wie ich mich darauf freue, daß König Wilhelm nach seiner schweren Erkrankung und glücklichen Herstellung sich zuerst bei der Königin Elisabeth als Gesunder präsentiere und dann erst bei der Königin Augusta in Baden. Königin Marie sah mich schelmisch lachend an, als ob sie sage wollte „Susannchen, wir kennen uns", und sagte: „Gegen solche Gründe kann ich am wenigsten etwas erwidern." Sie schien mir fast froh zu sein, daß ihr die befohlene Intrige fehlschlug. Wir reisten den nächsten Morgen um sechs Uhr ab. Königin Marie kam auf den Bahnhof und war sehr guter Laune. Ihr Extrazug, der sie gleich darauf in der andern Richtung nach Hohenschwangau bringen sollte, stand bereit.

Kronprinz Ludwig. Während unserer Anwesenheit in München erregte der bayerische Kronprinz Ludwig die Aufmerksamkeit unseres Königs im hohen Grade. Dieser junge Prinz stand damals in seinem achtzehnten Jahre, und man mußte seinen geweckten Geist, seine körperliche Gewandtheit wie seinen Mut bewundern. Er ritt und fuhr mit seltenem Geschick und hatte Sinn und Talent für Kunst und Wissen. Man erzählte uns, daß er vor kurzem seine Mutter selbst, wie er das oft tat, in ihrem Ponywagen im Park vom Sattel spazieren gefahren hatte. Auf dem Heimweg hatte die Königin sich gewundert, daß er so schnell fuhr, er hatte sie aber beruhigt, es gehe ja ganz schön. Vor dem Schlosse angekommen, bog sich der Prinz vor, faßte beide Pferde bei den Nasen und parierte mit kräftiger Faust auf diese Weise sicher, denn — die Zügel waren zerrissen, und die Pferde waren nach Hause durchgegangen. Man setzte große Hoffnungen in diesen jungen Herrn.

Der jüngere Prinz, Otto, war ein lebendiges Lexikon, so viel hatte er auswendig gelernt. Aber an seiner Logik war schon damals manches auszusetzen.

Nach Wildbad. Als wir unbehelligt in Pforzheim angekommen waren, fanden wir daselbst die bestellten Wagen, welche uns nach Wild-

bad führen sollten. Aber es war daselbst auch ein Flügeladjutant des Großherzogs von Mecklenburg, der dem Könige einen Brief dieses seines Neffen brachte. Darin bat derselbe den Onkel flehentlich, nach Frankfurt zu kommen, um ihm und seinen Freunden einen Halt zu gewähren; sie könnten ohne die Gegenwart des Königs dem Kaiser von Österreich nicht mehr widerstehen, der mit Bayern und Sachsen vorher vollständig einig geworden sei. Der König antwortete dem Großherzoge, er biete ihnen einen besseren Halt dadurch, daß er gar nicht nach Frankfurt ginge und reiste nach Wildbad weiter.

In Wildbad stieg der König im Hotel der Königin-Witwe ab, deren Gast er dort war. Die Königin Elisabeth hätte es sehr gern gesehen, wenn der König nach Frankfurt gegangen wäre, denn sie fürchtete, die Weigerung werde einen Krieg unter Deutschen hervorrufen, ein Gedanke, der ihr ganz entsetzlich vorkam. Aber ihrem Grundsatz getreu, sich nicht zu viel in die Politik zu mischen, begnügte sie sich mit einigen Andeutungen. Als der König ihr auseinandersetzte, er sehe nicht, wie ein Krieg daraus entstehen könne, wenn er nicht nach Frankfurt gehe, wohl aber drohe Krieg auszubrechen, wenn er hingehe und gezwungen sei, sich dem Kaiser zu widersetzen, da unterließ die Königin Elisabeth jede weitere Vorstellung.

Nach Wildbad kam am nächsten Morgen die telegraphische Mitteilung, daß der König Johann von Sachsen aus Frankfurt nach Baden reise, um dort den König Wilhelm in Empfang zu nehmen und zu bereden, mit ihm nach Frankfurt zurückzukehren. Es war dringend wünschenswert, dem Könige nach den angreifenden Kuren, die er eben durchgemacht, solche Aufregungen zu ersparen. Bismarck kam daher auf die Idee, den König länger in Wildbad festzuhalten und hoffte, König Johann werde, wenn König Wilhelm nicht ankomme, unverrichteter Sache nach Frankfurt zurückkehren. Es kam außerdem viel darauf an, daß König Wilhelm und Bismarck die Königin Augusta allein in Baden fanden und Muße hatten, ihr die Gründe für die befolgte Politik auseinanderzusetzen. Traf König Wilhelm den gewandten, liebenswürdigen und klugen König Johann bei der Königin Augusta, so war von dessen Überredungskunst viel zu fürchten.

Nachdem also der König in Wildbad mit der Königin viel spazieren gegangen war und Gefallen an dem Aufenthalt bezeigt hatte, fragte ich ihn, ob er nicht einen Tag länger daselbst verweilen wolle. Er sagte, das möchte er sehr gern, aber er sei ja bei der Königin Elisabeth zu Gaste und könne doch nicht so unverschämt sein, sie zu bitten, seinetwegen ihren Badeaufenthalt zu verlängern. Ich sprach jetzt mit der diensttuenden Hofdame, welche mir sagte, die Königin möchte den König gern bitten, noch

länger zu bleiben, wenn sie wisse, daß dies seine Regierungsgeschäfte und Reiseprojekte nicht störe. Ich konnte die Hofdame versichern, daß eine Einladung dem Könige willkommen sein werde. Also erfolgte dieselbe, und der König blieb einen Tag länger. Wir triumphierten schon, daß König Johann unnütz nach Baden gereist sei und freuten uns darauf, er werde unverrichteter Sache nach Frankfurt umkehren. Aber wir triumphierten zu früh.

Ankunft in Baden. Eines Nachmittags ging die Reise über den Kamm des Schwarzwaldes mit der Extrapost nach Baden. Es war ein trüber Tag. Gegen Dunkelwerden sahen wir dicht am Wege oben auf dem Kamm des Gebirges einen Hirsch von zwölf Enden stehen, der den Wagen groß ansah und aushielt. Ich saß neben dem Könige, denn ich hatte seit München den Dienst fortwährend, weil Steinäcker wegen Familienereignisse nach Hause beurlaubt und durch keinen anderen Adjutanten ersetzt war. Noch voll von dem Jagdverkehr in Gastein, noch angesteckt vom Jägeraberglauben, hielt ich diesen Hirsch für ein glückliches Vorzeichen. Aber in Gernsbach wurden wir bitter enttäuscht. Es war schon dunkle Nacht, und es regnete fein und stetig. Als wir hielten, um Pferde zu wechseln, kam ein Lakai an den Wagen und bat den König im Namen der Königin, in ihren Wagen zu steigen. Sie war ihm in einem viersitzigen Wagen entgegengefahren. In ihrer Begleitung war die Großherzogin von Baden und König Johann. Wir bekamen die vornehmen Insassen dieses Wagens gar nicht zu Gesicht, der Wagen rollte nach Baden. Wir sahen uns verdutzt an, Bismarck, Alvensleben und ich. Mit betrübten Gesichtern, wie die Lohgerber, denen die Felle weggeschwommen sind, in stummer Resignation, folgten wir, ohne ein Wort miteinander zu wechseln, nach Baden.

Es war sehr spät geworden, als wir in Baden ankamen. Der König mit den frischen Pferden aus dem Marstall des Großherzogs war viel schneller gefahren als wir mit den Postpferden. Die Allerhöchsten Herrschaften hatten sich längst zurückgezogen, als wir ankamen, und wir erfuhren nichts von dem, was unterwegs mündlich verabredet worden war. Wir verbrachten eine etwas unruhige Nacht.

Politische Verhandlungen mit den Sachsen wegen des Kongresses. Zu den Aufregungen der äußeren Politik kamen nun noch die Besorgnisse wegen der Mordversuche gegen den König, welche, wie ich schon früher erwähnt, in Baden von neuem zu spuken anfingen. Es begann jetzt eine recht unruhige Zeit, die mit der Idylle von Gastein im grellen Gegensatz stand. Diese Zeit war für mich um so aufregender, als ich der einzige Flügeladjutant und somit diese nächsten 14 Tage in Baden Tag und

Nacht im Dienst war. Ich wohnte im Meßmerschen Hause unten am Eingange und paßte immer auf, so daß niemand von mir ungesehen ein- und ausgehen konnte, und wenn der König ausging, so ging ich ihm nicht von den Fersen.

In den folgenden Tagen fanden lebhafte Unterhandlungen zwischen den Sachsen und uns statt. Der König hatte bei der Fahrt von Gernsbach nach Baden keine bestimmte Antwort gegeben. Jetzt verhandelte Beust mit Bismarck. Eines Morgens sandte mich der König um neun Uhr zu Bismarck mit einer Bestellung. Ich fand den Minister noch im Bett. Als ich mich erschreckt erkundigte, ob er krank sei, rieb er sich den Kopf und sagte: „Nein, krank bin ich nicht, aber der Kopf brummt mir. Dieser verdammte Kerl, der Beust, hat gestern immerzu mit mir verhandelt. Als er mich nicht überreden konnte, da hat er versucht, mich mit Biertrinken zu zwingen. Aber da kam er an den Rechten, da bin ich ihm doch noch über."

Am Abend tranken die Majestäten bei der Großherzogin von Baden den Tee. Alles Gefolge war verbeten, also war der König Johann mit der Großherzogin und unserm Königspaar allein. König Johann hatte vor unserer Ankunft die beiden Damen sehr geängstigt. Sie fürchteten einen entsetzlichen Bruderkrieg in Deutschland. Der sichere Untergang Preußens schien ihnen der natürliche Ausgang desselben. Was nun bei diesem Teeabend gesprochen worden ist, davon habe ich eine zuverlässige Kunde nicht erhalten. Es soll aber König Johann den König Wilhelm versichert haben, er liebe ihn wie seinen Bruder und wolle ihn vor dem Verderben retten, dem er sicher entgegengehe, wenn er sich weigere, an dem Fürstentage in Frankfurt teilzunehmen. Die Freunde Preußens, die oldenburgischen, mecklenburgischen, badischen und sachsen-altenburgischen Monarchen hatten schriftlich dringend ersucht, der König möge kommen, ihnen beizustehen. Schließlich sollen Gemahlin und Tochter ihn flehentlich gebeten haben, er möge nachgeben und mit dem König Johann den andern Tag nach Frankfurt gehen. Alle diese Stürme auf des Königs Gemüt waren zu viel für seine durch die Kuren angegriffenen Nerven. Anscheinend krank ward er in das Meßmersche Haus zurückgefahren. Erst ward der Arzt geholt, dann Bismarck. Unterdessen bestellte König Johann zum andern Morgen früh sechs Uhr einen Extrazug, um ihn und den König Wilhelm nach Frankfurt zu führen.

Als Bismarck aber kurz vor elf Uhr den König verließ, brachte er die vom Könige unterschriebene endgültige Antwort zurück, daß derselbe nun und nimmermehr zu diesem Fürstentage nach Frankfurt gehen werde. Bismarck erzählte mir, er habe dem Könige gesagt, wenn er

nach Frankfurt gehe und befehle, daß er, Bismarck, ihn begleite, dann wolle er wohl als sein Schreiber mitgehen, aber nicht als sein Ministerpräsident. Aber den preußischen Grund und Boden betrete er dann nicht wieder, denn er müsse sich dann des Landesverrats schuldig wissen, so sicher sei er, daß der Schritt zu Preußens Verderben führe. Darauf habe der König die abschlägige Antwort unterschrieben.

Mit diesem Bescheide ging Bismarck noch abends um elf Uhr in das Hotel des Königs von Sachsen und brachte diesem das Schreiben, dessen Inhalt er dem Herrn v. Beust mitteilte. Letzterer sagte zu Bismarck, er werde sogleich den Extrazug für den andern Morgen abbestellen, denn der König Johann sei nicht willens, ohne König Wilhelm nach Frankfurt zurückzukehren und werde nun den andern Tag versuchen, ihn zu bereden. Da erklärte Bismarck mit voller Entschiedenheit dem Herrn v. Beust:

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß, wenn morgen früh sechs Uhr der Extrazug mit dem König Johann nicht abgefahren ist, dann ist um 8 Uhr ein Bataillon Preußen aus Rastatt in Baden, und ehe mein König aus dem Bett aufsteht, ist sein Haus durch Truppen besetzt, die keinen andern Auftrag haben, als keinen Sachsen mehr hereinzulassen!"

Beust erwiderte, Preußen habe nicht das Recht, Truppen im Frieden nach Baden marschieren zu lassen, das würde Bundesbruch und Friedensbruch sein. Da fuhr Bismarck auf:

„Bundesbruch und Friedensbruch sind mir ganz gleichgültig. Wichtiger ist mir das Wohl meines Königs und Herrn. Heute habt Ihr ihn schon krank gemacht. Morgen soll er Ruhe haben. Einen König habt Ihr uns in Wien und Dresden schon ruiniert. Daß Ihr uns den zweiten nicht auch zugrunde richtet, dafür stehe ich, solange ich Ministerpräsident bin, und wenn es nötig ist, mit meinem Kopf."

Damit endigten die Unterhandlungen, und man trennte sich. Es wurde Befehl gegeben, daß Bismarck sowohl als auch ich sofort benachrichtigt werden sollten, wenn König Johann früh sechs Uhr nicht abgedampft wäre. Von dieser Verabredung erfuhr der König vorläufig nichts, ebensowenig von den energischen Worten, mit denen Bismarck den König von Sachsen zur Abreise bewogen hatte.

Nach meiner Auffassung war an diesem Abend der große Staatsmann am größten. Er hat später Erfolge gehabt, die mehr in die Augen sprangen, als ihm bedeutende Unterstützung von allen Seiten zuteil wurde, als Armeen hinter ihm standen, welche seinen Plänen Nachdruck gaben. Aber damals stand er mit seiner Ansicht fast ganz allein da.

Der König billigte sie, wäre aber gezwungen gewesen, ihn fallen zu lassen, wenn er seine Meinung nicht durchführte. Die liberalen Parteien waren ihm feindlich. Die Konservativen stieß er durch sein Projekt der direkten Wahlen vor den Kopf. Und in diesem kritischen Augenblicke drohte er ganz Deutschland ohne Autorisation des Königs mit Friedensbruch, eine Drohung, die ihm den Kopf kosten konnte, und unter einem Monarchen, wie Karl I. von England oder Ludwig XVI. von Frankreich, den Kopf gekostet haben würde.

Wir erhielten um sechs Uhr früh keine Nachricht von einer Änderung des Reiseplanes des Königs Johann und gaben uns nun der Ruhe hin. Um neun Uhr früh wurde mir gemeldet, daß der König aufgestanden sei. Ich begab mich zu ihm, um nach seinen Befehlen zu fragen und fand ihn sehr angegriffen vor einer Tasse Kaffee sitzen, in der er gedankenlos mit dem Löffel herumrührte, ohne zu frühstücken. Er machte den Eindruck, als ob er vollständig gebrochen sei. Er fragte, ob der König von Sachsen abgereist sei. Ich bemerkte, daß ich das vermute. Eine direkte Erkundigung im Hotel des Königs wünschte er aber nicht. Als ich nach dem Befinden des Königs fragte, klagte er, er habe gar nicht geschlafen. Der Gedanke, sich mit allen seinen Standesgenossen, Vettern, Neffen und Freunden zu verfeinden und an der Spitze einer Nation zu stehen, auf die er sich nicht verlassen könne, die in allen Zeitungen alles angreife, was er unternehme, dieser Gedanke habe ihn nicht schlafen lassen. Ich versuchte, dem König zuzureden und stellte ihm vor, kein Mensch könne wissen, ob das, was er unternehme, das Allerbeste sei. Aber wenn man etwas, wie er, in der besten Absicht für das Wohl seines Landes begonnen habe, so sei immer das beste, mutig bei der begonnenen Bahn zu bleiben. Das Bewußtsein des guten Gewissens und Konsequenz im Handeln verleihen eine große Gewalt. Der König meinte, das sei leicht gesagt von dem, der es nicht zu verantworten habe.

Rastatt. Da ich den König so erschüttert fand, schoß mir ein glücklicher Gedanke durch den Kopf. Ich stellte ihm vor, daß seine Nerven etwas erschüttert seien und er irgend etwas tun müsse, um sie wieder zu stärken, und als er mir vorhielt, er habe ja nun ein Vierteljahr fast nur für seine Gesundheit gelebt, und es sei nun endlich Zeit, damit aufzuhören, sagte ich ihm, er brauche nur einmal einen Tag lang an keine äußere Politik zu denken und etwas Erquickendes, Stärkendes zu unternehmen, z. B. eine Landpartie. Der König ließ beide Arme sinken, sah mich groß an und sagte dann: „Herr, sehe ich Ihnen aus wie zu einer Landpartie?" — „Es kommt nur darauf an, wohin, Euer Majestät", sagte ich, „z. B. nach Rastatt, die preußischen Bataillone zu besichtigen."

Kaum hatte ich dies ausgesprochen, so schlug der König mit der Faust auf den Tisch, daß der Kaffee aus der Tasse überlief und sagte: „Das ist ein guter Gedanke. Ich habe ohnedies Üchtritz gesagt, daß ich die Bataillone einmal sehen wollte. Schreiben Sie ihm gleich, daß ich morgen früh nach Rastatt komme. Eine Truppenbesichtigung ist die beste Antwort auf diese Einladung zum Fürstenkongreß." (Üchtritz war Kommandant von Rastatt.)

Ich schrieb und telegraphierte. Der König gewann seine ganze Energie und Elastizität wieder, und am andern Morgen führte uns ein Extrazug nach Rastatt. Der König war in der herrlichsten Laune von der Welt. Mit leuchtendem Auge jagte er zu Pferde vom Bahnhof auf den Exerzierplatz, wo die vier preußischen Bataillone aufmarschiert standen und ihm ein Gefechtsexerzieren vorstellten. Die Truppen machten ihre Sache recht brav, aber ich glaube, an diesem Tage hätten sie auch unter aller Würde exerzieren können, er wäre doch nicht unzufrieden gewesen, so glücklich war der König, wieder unter seinen blau uniformierten Landeskindern zu sein.

Auf dem Exerzierplatz standen als Zuschauer die Offizierkorps der österreichischen und badischen Besatzungstruppen und baten, dem Könige vorgestellt zu werden. Auf diese Bitte antwortete der König, erst wolle er seine eigenen Truppen sehen. Nachdem er die Truppen gesehen und gelobt, die preußischen Offiziere begrüßt hatte, ritt er an die genannten fremden Offizierkorps heran und ließ sich die Offiziere einzeln nennen.

Es lagen hier besondere Vorgänge vor, welche die Lage noch pikanter machten. Vor mehr als einem Jahre waren viel Reibereien zwischen österreichischen und preußischen Soldaten vorgekommen. Bei solchen Schlägereien waren österreichische Offiziere arretiert worden, welche ihre Soldaten gehetzt hatten. Diese Offiziere waren von ihren Vorgesetzten ungestraft in das Innere der Monarchie versetzt worden. Die Stimmung zwischen den österreichischen und preußischen Truppen war eine gespannte geblieben, wenn auch der feine Takt des Generals v. Üchtritz weitere Reibungen seit Jahresfrist vermieden hatte.

Nachdem der König sich die Offiziere hatte vorstellen lassen, rief er sie zum Kreise an sich heran, um ihnen einige Worte zu sagen.

Auf den Gesichtern sämtlicher badischer und österreichischer Offiziere war der Ausdruck der größten Spannung bemerkbar. Es war gar zu natürlich, daß sie von dem Munde des Königs Andeutungen über seine Abwesenheit von Frankfurt erwarteten. Der König sagte mit erhobener Stimme und jede Silbe betonend, langsam folgendes: „Mein Kommandant meldet mir, daß seit einem Jahre keine Schlägereien zwischen

meinen Truppen und den Ihrigen stattgefunden haben. Ich kann dies nur dem Einfluß der Herren Offiziere zuschreiben und freue mich, Gelegenheit zu haben, Ihnen, meine Herren, dafür meinen Dank hiermit aussprechen zu können." Darauf wandte der König sein Pferd und galoppierte in heiterster Stimmung nach der Stadt. Der General v. Üchtritz gab dem Könige ein déjeuner dinatoire, zu welchem alle Stabsoffiziere der Garnison geladen waren, auch die badischen und österreichischen. Hierbei war der König von der ausgesuchtesten Heiterkeit und Liebenswürdigkeit. Die badischen, aber noch mehr die österreichischen Stabsoffiziere machten ganz unglaublich lange, verblüffte Gesichter.

Äußerst befriedigt, kehrte der König nach Baden zurück. Die Landpartie hatte ihren Erfolg gehabt. Die Nerven des Königs waren vollkommen gekräftigt.

Am Abend war Lord Loftus mit seiner Gemahlin bei der Königin zum Tee geladen. Dieser englische Diplomat war mir wegen seines Betragens zuwider, als er zurzeit des Krimkrieges in Berlin Sekretär war. Indessen war er beim König Wilhelm und der Königin Augusta gern gesehen, denen er viel verdankte, denn er war vor vierzehn Jahren auf deren Fürwort bei der Königin Victoria im englischen Staatsdienst angestellt, zu einer Zeit, wo es ihm pekuniär recht schlecht ging. Augenblicklich war er englischer Gesandter in München, aber seine Gesundheit nötigte ihn immer, in Baden zu leben, so lange der König dort war. Mit seinem hochmütigen Spionierwesen suchte er von mir herauszuhorchen, welche Bedeutung unser Besuch in Rastatt habe. Er fragte mich, ob der König die Festung besichtigt. Ich sagte nein. — Loftus: „Die Festung Rastatt hat aber doch einen bedeutenden strategischen Wert." — Ich: „O nein." — „Bei einem Kriege gegen Frankreich ist doch Rastatt das Bollwerk, wenn Sie von Straßburg aus bedroht werden?" — „Wir werden von Straßburg aus nicht bedroht, denn wir werden es nehmen." — „Aber wenn Frankreich Sie angreift?" — „Frankreich greift uns nicht an, sondern wir werden Frankreich angreifen. Ich bitte Sie überhaupt daran festzuhalten, daß wir uns vor anderen nicht fürchten, sondern daß andere sich vor uns zu fürchten haben." — „Aber Sie werden mir doch zugeben, daß, wenn man einen unruhigen Nachbar hat, es nichts Verletzendes hat, wenn man sich dagegen schützt." — „Der einzige Schutz gegen die Unruhe des Nachbarn, wenn sie lästig wird, ist der, daß man noch unruhiger wird als er, und ihn besiegt, damit er aus Angst Ruhe hält." — „Oh! Das ist aber gar keine diplomatische Antwort!" — „Sie werden von mir auch nie diplomatische Antwort erhalten, sondern stets nur eine preußische soldatische. Und als preußischer Offizier muß ich es mir verbitten, uns immer so hinzustellen, als ob wir uns vor den Fran-

zosen fürchteten." — Ich habe damals dem Lord Loftus gegenüber lediglich meinem Übermut die Zügel schießen lassen, weil ich den Mann nicht leiden konnte, und in der Paradoxe des Übermuts prophezeite ich richtig, was ich nicht zu hoffen wagte.

Fernerer Aufenthalt in Baden. Die Stimmung des Königs ward in den folgenden Tagen noch fester und zuversichtlicher. Es kamen die Zeitungen aus der Heimat an, welche sich über des Königs Weigerung gegen den Frankfurter Fürstentag äußerten. Alle Parteien, die Konservativen wie die Liberalen, ja selbst die Fortschrittlichen, jubelten dem König zu wegen seiner energischen Haltung gegen österreichische Übergriffe. Als der König inne wurde, daß er in dieser Frage die ganze Nation hinter sich habe, da schwanden die letzten Zweifel; frohen Mutes und sicheren Schrittes ging er den einmal betretenen Weg weiter. Die Freude aller Preußen über des Königs Festigkeit war allerdings einmütig. Bismarck erzählte mir in diesen Tagen, daß ein politischer Flüchtling von 1848, der bis jetzt die Bitte um Erlaubnis zur Rückkehr in die Heimat verschmäht hatte, ihm aus Spanien schrieb, er habe auf der Reise gelesen, welche Antwort der König erteilt. Jetzt sei er stolz darauf, ein Preuße zu sein. Er bitte jetzt um die Erlaubnis, zurückkehren zu dürfen und wolle einer solchen Regierung jeden Dienst leisten. Er bitte ihn als Abschreiber anzustellen, wenn man ihn anders nicht verwerten könne. (Ich weiß nicht genau, glaube aber, dieser Flüchtling war Lothar Bucher.) — Auch Ihre Majestät die Königin hörte ich nach einigen Tagen sagen, es sei doch ein wahres Glück, daß der König nicht nach Frankfurt gegangen.

Dazu kamen Detailnachrichten über die Verhandlungen in Frankfurt. Die deutschen Fürsten wurden täglich mehr inne, daß es auf weiter nichts abgesehen sei, als daß Österreich die ganze Macht Deutschlands benutzen wollte, um sich den Besitz seiner außerdeutschen Länder zu sichern und so durch einen diplomatischen Schachzug die Macht wiederzugewinnen, die es vor vier Jahren im Kriege an Frankreich eingebüßt. Es wollte damit nur seiner alten Tradition folgen, nach der es immer geschlagen wurde und immer mit der Feder wiedergewann, was es mit dem Schwerte verloren. Da regte sich der Widerspruch der deutschen Fürsten. Es kam zu den heftigsten Erörterungen zwischen den gekrönten Häuptern. Als zwei derselben in einer solchen Sitzung die Hand an den Degen legten, da ist Kaiser Franz Joseph selbst erschrocken und hat gerufen: „Aber, meine gnädigsten Herren, wir sind ja hierher gekommen, um unseren Völkern ein Beispiel der Einigkeit zu geben, nicht des Zwistes!", worauf Oldenburg und Bayern die Degen stecken ließen.

Jetzt wurde der Aufenthalt in Baden immer lustiger. Die Sorge um die Person des Königs nahm ab, denn er wurde täglich frischer und zuversichtlicher, auch von Mordversuchen verlautete nichts mehr, wie ich früher schon bemerkte; die Aussicht auf eine interessante, ereignisreiche politische Zukunft nahm zu, und so verbrachten wir noch einige recht unterhaltende Tage in Baden, während sich die übrigen deutschen Fürsten in Frankfurt weiter zankten.

Rückkehr von Baden nach Berlin.

Eines Abends erfolgte der Befehl, der König werde den anderen Morgen früh nach Berlin reisen. In der Nacht wurde gepackt, und früh um sechs Uhr entführte uns der Extrazug aus Baden. Dieser Reiseplan war bis zum letzten Augenblick geheimgehalten, in dem es noch Zeit war, den Extrazug zu bestellen, denn der König wollte einem erneuten Versuch aus dem Wege gehen, ihn nach Frankfurt zu entführen. Diese Stadt mußte vermieden werden. Deshalb benutzte der Extrazug die neue Bahn Darmstadt—Aschaffenburg, ging über Bamberg nach Coburg zum Besuch der dort in der Nähe weilenden Königin von England, und dann über Eisenach und Wittenberg nach Berlin, wo die Ankunft nach einer Reise von vierundzwanzig Stunden erfolgen sollte.

Wir reisten pünktlich ab. Der König war in der rosigsten Stimmung. In Darmstadt konnte der Extrazug nicht in den Bahnhof einfahren. Der Zugführer meldete, es fahre eben ein Extrazug aus Frankfurt ein mit dem Großherzoge und dem Könige von Bayern. „Also doch ein Überfall", sagte der König, „das wird lustig." — „Sollen wir die Stöcke in die Hand nehmen?", fragte Alvensleben, und der König lachte herzlich. Als wir in den Bahnhof einfuhren, waren die genannten Herren bereits nach der Stadt hineingefahren, ohne zu wissen, daß der König von Preußen ihnen so nahe war. Sie hatten sich zufällig zu derselben Stunde nach Darmstadt begeben, denn es war der Jahrestag des Todes der Großherzogin, einer bayerischen Prinzessin, Schwester des Königs, deren Andenken sie ehren wollten. Es fand sich aber der Minister für Altenburg ein, der dem Könige Nachricht von dem ihm sehr anhänglichen Herzoge aus Frankfurt brachte. Tags zuvor hatte der Herzog dem Kaiser Franz Joseph gegenüber gegen die vorgeschlagene Vergewaltigung Preußens Protest eingelegt. Der Kaiser hatte versucht, den Herzog einzuschüchtern und hatte ihm erklärt, man sei zusammengekommen, um etwas Reelles zustande zu bringen. Für den Herzog eines so kleinen Landes gezieme es sich nicht, Opposition zu machen, sondern er habe sich lediglich zu fügen. Darauf erklärte der Herzog mutig, noch bestehe die

Bundesverfassung, zu deren friedlicher Änderung Einstimmigkeit erforderlich sei. Wenn er protestiere, so sei dies sein durch die Verfassung garantiertes Recht. Wenn der Kaiser ihn durch Gewalt, also durch Krieg zwingen wolle, so werde er das abwarten. Dem schüchternen, höflichen und bescheidenen Herzog ward diese energische Sprache so schwer, daß er noch denselben Abend an einem nervösen Fieber erkrankte. Um so höher ist ihm die Energie anzurechnen. In Aschaffenburg kamen noch weitere neueste Nachrichten aus Frankfurt, wie die Disharmonie im Kongreß immer zunehme, und wohl informiert setzte der König die Reise fort.

In Bamberg aßen wir um ein Uhr. Dann ging es nach Coburg weiter. Bei der Königin von England blieb der König mit der Königin allein und mußte noch einmal dinieren, ebenso ich mit dem Gefolge. Während der König noch mit der Königin Victoria promenierte und sich unterhielt, mußte ich mit dem Gefolge und einem unerwachsenen Sohne der Königin Croquet spielen und erregte durch meine vollständige Unkenntnis dieses mir ganz fremden Spiels die Unzufriedenheit der Söhne und Töchter Albions. Dann fuhren wir über Hildburghausen weiter. In dem genannten Ort wollte der König Tee trinken. Der Bahnhofsrestaurateur hatte den Kopf ganz verloren und wollte erst noch ein Kalb schlachten lassen, um Koteletts servieren zu können. Dazu war natürlich keine Zeit. Der König begnügte sich mit Tee und Brot. Auch davon genoß man wenig, denn der Tee verdiente mehr den Namen „Heuwasser".

Als der Extrazug sich weiter in Bewegung setzte, zog sich der König aus dem Salon in das anstoßende Kabinett zurück, um sich dort auf dem Divan zum Schlafen hinzulegen. Im Salonwagen richtete sich Bismarck auf der einen Chaiselongue, Alvensleben auf der anderen ein. Für mich blieb ein in der Ecke stehender Sessel übrig. Als der König sich zurückzog, befahl er mir, ihn auf der letzten Station vor Berlin zu wecken, damit er sich umziehen könne, denn er wollte nicht in Zivil in Berlin ankommen, wo er „großen Empfang", nämlich durch alle Spitzen, bis auf die Regimentskommandeure herab, befohlen hatte. Die Kammerdiener mit der Garderobe des Königs saßen in einem anderen Waggon, der nur zu erreichen war, wenn der Zug hielt. Da ich den Befehl erst erhielt, als der Zug schon in Bewegung war, konnte ich auch nicht erst fragen, welches die letzte Station sein werde.

So ging die Reise weiter. Als Alvensleben und Bismarck in meiner Nähe schnarchten, nickte auch ich trotz der unbequemen Lage ein, in der ich saß. Denn nachdem die vergangene Nacht mit Einpacken statt mit Schlafen verbracht war, forderte die Müdigkeit ihre Rechte. Ich wachte halb auf, als wir einmal hielten. Es war noch Nacht. Ich fragte nach der Station, erfuhr, es sei Erfurt, und erregte den Unwillen von Bis-

marck und Alvensleben, daß ich sie im Schlafe störte. Wieder nickte ich ein, wieder hielt der Zug. Es war noch dunkel, aber der Tag schien nahe. Die Station hieß Wittenberg. Nun war ich schon öfter mit dem Extrazug auf dieser Linie gefahren, aber niemals von Wittenberg bis Berlin in einem Dampf. Daß die Kunst des Eisenbahnfahrens sich habe vervollkommnen können, das zog ich in meiner Verschlafenheit nicht in Erwägung. Ich dachte sicher, der Zug müsse in Jüterbogk oder Luckenwalde noch einmal halten, und dann sei es Zeit, den König zu wecken und die Kammerdiener zu rufen.

Allmählich wurde es Tag, und als wir nach Jüterbogk kamen, war es ganz hell. Der Zug pfiff, fuhr langsamer, aber er hielt nicht. Ebenso ging es in Luckenwalde, ebenso endlich in Groß-Beeren. Jetzt schwebte mir deutlich die Folge meines Mangels an Vorsicht vor Augen. Der König werde in seinem bestäubten Zivilanzuge am hellen Tage auf dem Bahnhofe ankommen, wo eine so zahlreiche Gesellschaft ihn befohlenermaßen in Gala erwartete. Das war geradezu unmöglich! Welche Vorwürfe der Pflichtvergessenheit würden mir gemacht werden!

Ganz kurz vor Berlin, etwa in der Gegend von Lichterfelde, riß ich das Fenster auf und ließ meinen Plaid weit hinausflattern, so daß er auf das Dach des Wagens schlug. Sofort erfolgten die Notpfiffe, und der Zug stand bald still! Der König hatte bis dahin fest geschlafen. Von dem plötzlichen Halten des Zuges wachte er auf, kam in den Salon und fragte, was denn geschehen sei. Ich sagte ihm ganz ruhig, er habe ja befohlen, sich vor der Ankunft umzuziehen, wir seien dicht vor Berlin. Bismarck und Alvensleben rieben sich den Schlaf aus den Augen, die Kammerdiener wurden geholt, für mich war kein Raum im Wagen zum Toilettemachen, also setzte ich mich, am sechsten September früh einhalb sechs Uhr, in den Graben neben der Bahn und wechselte Kleidung von Kopf bis zu Füßen, und als alles fertig war, fuhren wir nach Berlin ein.

Die anwesende Generalität usw. hatten Nachricht, daß der Zug auf dem Felde gehalten und waren in Sorge um ein Unglück gewesen.

Der König begrüßte alle sehr freundlich und fuhr dann nach dem Palais. Als ich wieder neben ihm im Wagen saß, fragte er mich, wie denn das eigentlich gekommen, daß man auf dem Felde gehalten. Ich beichtete ihm nun meinen Irrtum und meine Angst. Er aber meinte, das sei ihm sehr lieb, denn er habe gar zu gut geschlafen, und ich hätte mich ja sehr glücklich aus der Affäre gezogen. Allerdings würde es ihm äußerst unangenehm gewesen sein, wenn er in diese Versammlung hätte in Zivil-Reisekleidern treten müssen. Dann lachte er herzlich über die Art, wie ich den Zug angehalten.

Es ist dies das einzige Versehen, das mir in den achteinhalb Jahren meines Dienstes als Flügeladjutant bei zwei Monarchen widerfahren ist, und ich habe die Folgen noch glücklich vermieden.

Einige Tage der Ruhe taten mir recht gut. Ich hatte vom zwölften August bis sechsten September ununterbrochen und in sehr bewegter Zeit den Dienst gehabt. Die beiden letzten Nächte hatte ich fast gar nicht geschlafen, aber ich hatte vorher, ohne eine Kur zu gebrauchen, ein Kurleben in gesunder Luft geführt und fühlte mich sehr wohl. Deshalb erholte ich mich auch von den Strapazen der letzten Tage schnell.

Truppenübungen.

In diesem Jahre sollte ein großes Manöver stattfinden. Das Gardekorps war bestimmt, gegen das dritte Armeekorps zu fechten. Die mecklenburgischen Truppen kamen ebenfalls, um an diesem Manöver teilzunehmen.

Voraus gingen kleinere Übungen, von denen ich beim Gardekorps so vielen beiwohnte, als es mein Dienst beim Könige gestattete. Ausnahmsweise machte in diesem Jahre die große Herbstparade des Gardekorps den Anfang der Manöverzeit und ward vor dem Ausmarsch abgehalten. Ebenfalls ausnahmsweise verregnete diese Parade auf das Entsetzlichste. Es ist das einzige Mal, daß ich mit diesem Könige naß geworden bin.

Überhaupt hatte das Gardekorps diesmal nicht viel Glück. Schon bei den kleinen Übungen machten einige Generale Fiasko. Da war unter anderen ein General, ein nobler, braver Mann, wegen seiner sehr schönen Figur vor nicht ganz zwei Jahren als Brigadekommandeur ins Gardekorps versetzt, aber kein Taktiker, noch weniger Stratege. Er erkundete das Terrain vor einem Manövertage und fand einen Wald, der Rehhahn genannt. Da sagte er zu seinem Adjutanten: „Wissen Sie was, ich gehe in den Rehhahn." Der Adjutant fragte ihn nach dem Auftrag und der Generalidee. „Davon habe ich noch nichts erhalten", meinte der General, „aber in den Rehhahn gehe ich doch, der gefällt mir." Und so geschah es. Ohne Rücksicht auf die Lage und den Auftrag ging er in den Rehhahn mit seinen Truppen und ward dort von den grausamen Schiedsrichtern für gefangen erklärt.

Derselbe General erregte später noch einmal den ernstesten Unwillen seines Divisionskommandeurs, des Generals Vogel v. Falckenstein, der ihm zurief: „Aber um Gotteswillen, was machen Sie denn da schon wieder?", worauf der geängstigte Herr mit weinerlicher Stimme rief: „Ja, der Oberst hier, der spricht mir immer drein."

Man muß auch beim Manöver Glück haben, wie im Kriege. Ein Kavalleriefühter aber hatte Unglück. Er sollte einen günstigen Augenblick zur Attacke benutzen. Er wurde gerufen, und alle hohen, entscheidenden Persönlichkeiten sahen sich nach ihm um. Aber er war vor seiner Kavalleriemasse nicht zu finden. Man rief seinen Namen, aber vergebens.

Der Prinz Friedrich Karl und das dritte Armeekorps. Glücklicher war das dritte Armeekorps um diese Zeit mit Führern bedacht. Eine Menge selbsttätiger, denkender und frischer Generale und Obersten befanden sich in demselben, denen die Übungen Vergnügen machten. An der Spitze zeigte der Prinz Friedrich Karl sein Korps dem Königlichen Oheim zum ersten Male.

Nach dem Manöver fand in Frankfurt das Diner statt, zu dem der König die Stabsoffiziere geladen hatte. Der Prinz bat den König um die Erlaubnis, sein Wohl ausbringen zu dürfen. Er tat dies in einer glänzenden Rede. Er sprach von dem Kitt der Brandenburger mit dem preußischen Königshause, ging von der Vergangenheit auf die Gegenwart über und bat den König, für die hoffentlich tatenreiche Zukunft seine Brandenburger wieder voranzuschicken. Der König war sehr ergriffen und wandte sich zu seinem Bruder, dem Prinzen Carl, mit den Worten: „Carl, ich gratuliere Dir zu solch einem Sohne."

Das dritte Armeekorps erwarb sich beim Korpsmanöver und bei der darauffolgenden Parade die Zufriedenheit des Königs im hohen Grade, der, einmal günstig gestimmt, auch alles unwillkürlich im günstigen Lichte sah, was beim Korps vorfiel. Sämtliche Offiziere schrieben dies glückliche Resultat, nach dem sich ja ein jeder Offizier sehnt, dem Führer und der Führung zu, und da es dem Prinzen auch gegeben war, mit dem gemeinen Mann zu plaudern und sich beim Soldaten populär zu machen, so war er von dieser Zeit an der Abgott des Korps. Hier, an diesen beiden Manövertagen, ist sein Ruf als Feldherr begründet worden.

Die Stimmung des gemeinen Mannes im dritten Armeekorps ist aber maßgebend für die Ansicht der Bevölkerung von Berlin, in die die ausgedienten Soldaten von zwei Regimentern dieses Korps zurückkehren. Der Prinz wurde daher auch bald nach diesem Manöver der Abgott des Berliner Volks und ist es geblieben.

Das Diner der Stände von Lebus. Die große Parade des dritten Armeekorps fiel sehr zur Zufriedenheit aus. Nach derselben gaben die Stände des Lebuser Kreises dem Könige ein Diner auf einem kleinen Bahnhofe. Es waren dort zu diesem Behufe hölzerne Schuppen entweder besonders gebaut oder hergerichtet, so daß man sich in den prächtigsten

Salons zu befinden wähnte. Die Weine waren von Borchardt aus Berlin. Wer das Diner geliefert, weiß ich nicht mehr. Aber das weiß ich, daß es an Speisen und Getränken nur das Ausgesuchteste gab, was man sich denken konnte. Ich saß zwischen zwei Gastgebern von den Kreisständen, und wenn der eine aufhörte, mir Essen und Trinken aufzunötigen, so fing der andere an. Es war eine harte Arbeit, denn ich fühlte außerdem die Verpflichtung, meinen Kopf klar zu erhalten, da ich an diesem Tage den Dienst hatte und meinen Kopf möglicherweise noch gebrauchen sollte. Die Weine waren sehr gut, aber auch durchweg sehr schwer. Vor dem provisorischen Dinergebäude machten die vereinigten Musikkorps der sämtlichen Infanterie-Regimenter des Armeekorps unter Leitung des Kapellmeisters Piefke vom Leib-Regiment einen satanischen Lärm.

Als die langdauernde Tafel endlich aufgehoben war, merkte ich erst, wie schwer mein Kopf geworden war. Nie in meinem Leben habe ich so, wie jetzt, an mein Pflichtgefühl appellieren müssen. Aber des Menschen Wille kann sehr stark sein. Ich überwand meine körperliche Schwäche durch diesen Willen. Es gelang mir, gerade zu stehen und zu gehen. Der König, den, wie ich schon einmal bemerkt, Getränke nie berührten, fühlte, wie es schien, das Bedürfnis, seine Nerven noch etwas anzuregen und begab sich bald nach Aufhebung der Tafel mitten in den Kreis der Musici gerade vor Piefke. Meine Pflicht führte mich neben (links rückwärts) den König.

Da standen wir nun in dem von Bretterschuppen rings umgebenen Raum. Vor uns dirigierte auf einem erhöhten Stand der Piefke die Musik und machte beim Taktieren noch ärgere Sprünge als zuvor, denn die Nähe des Monarchen belebte ihn. Dicht hinter mir donnerten zweihundert vereinigte Trommeln zuweilen derartig an mein weinschweres Haupt, daß ich Keulenschläge zu erhalten glaubte. Den König schien dieser Spektakel sehr angenehm zu berühren. Er strich sich wiederholt lächelnd und befriedigt den Schnurrbart und sah sich wohlgefällig um. Von der Dinergesellschaft war niemand dem Könige in den Kreis der Regimentsmusiken gefolgt. Alle anderen hörten sich die Musik lieber aus einer respektvollen Entfernung an. Mir aber donnert dieser Margaretenwalzer noch heute schmerzhaft in die Ohren, wenn ich daran denke.

Ich erhielt noch einige Aufträge vom Könige, die ich pünktlich und richtig besorgte. Aber ich war angenehm berührt, als auf der Rückfahrt nach Berlin so viel vornehme Gäste in den Eisenbahn-Salonwagen befohlen wurden, daß für mich kein Platz mehr darin war, und ich in ein anderes Coupé steigen mußte, wo ich unbemerkt bis Berlin schlafen konnte.

Die großen Manöver. Die Manöver zwischen dem III. Armeekorps und dem Gardekorps fanden in der Gegend von Müncheberg statt. Der König nahm Quartier in dem dem Grafen Flemming gehörigen Schlosse Buckow, der dazu aus Baden kam, wo er Gesandter war. Das Gardekorps hatte immer Unglück in diesem unblutigen Kriege; ich konnte mich des Gefühls aber auch nicht erwehren, daß die Schiedsrichter sehr zu gunsten der Truppen des Prinzen Friedrich Karl entschieden. Ob bewußt oder unbewußt, kann ich nicht sagen. Wiederholt griff der König ein und wurde sogar einige Male sehr ungehalten, weil den Truppen des III. Armeekorps die schreiendsten Überschreitungen der Manöverbestimmungen ungerügt hingegangen waren.

Nach den Diners in Buckow habe ich den König zum ersten Male in meinem Leben rauchen sehen. Er verlangte dort immer nach Tische eine Zigarre. Sobald alle rauchten, ließ er die seinige allmählich ausgehen. Er sagte dabei, es gehöre zum Manöver, daß man nach Tische rauche. Ich fragte ihn, als ich allein war, einmal, warum er denn sonst nie rauche, da er doch beim Manöver geraucht. „Ich kann auch rauchen, sagte er, aber es schmeckt mir nicht." Bei solchen militärischen Diners steckte er sich also bloß eine Zigarre an, damit alles rauchen konnte und sich behaglich fühlte. Einen liebenswürdigeren König kann man sich allerdings nicht denken.

Nach der Beendigung des Kampfes zwischen dem Gardekorps und dritten Armeekorps fanden noch Kavalleriezerzitien bei Berlin unter dem General v. Mutius statt, welcher zu deren Leitung aus Breslau dazu kommandiert war. Es waren die sämtlichen Regimenter des Gardekorps, dritten Armeekorps und des mecklenburgischen Kontingents vereinigt. Das Tummeln von siebzig bis achtzig Eskadrons dauerte viele Tage und bot eine Menge sehr interessanter Momente dar.

Der König erschien jeden Tag in der Uniform eines anderen Regiments, als Gardes du Corps, Garde-Kürassier, Garde-Dragoner, Garde-Ulan, Garde-Husar. Wenn er an das Regiment herangeritten kam, dessen Uniform er trug, dann wurden alle Reiter desselben unruhig. Die preußische Disziplin hinderte zwar laute Ausbrüche des Beifalls, aber die Soldaten rückten, obgleich „Stillgesessen!" kommandiert war, auf den Pferden hin und her, machten lange Hälse und freudestrahlende Gesichter, und wenn auch dadurch die Richtung verloren ging, so sah doch der sonst auf die Ordnung streng achtende Kriegsherr schmunzelnd darüber hinweg, weil er die Gedanken der Leute erriet. Als ich eines Tages dabei den Dienst hatte, fragte ich beim Nachhausefahren den König, ob er, da sich die Regimenter so freuten, morgen auch als Garde-Husar kommen werde. „Das kommt aufs Wetter an", sagte er. „Denn

ich habe nur eine einzige und zwar ganz neue Schabracke zu dieser Uniform. Wenn es regnen sollte, verdirbt sie mir, und sie ist sehr teuer." Es regnete natürlich den anderen Tag nicht, und der König erschien als Garde-Husar.

Volksstimmung in Berlin.

Es war deutlich bemerkbar, wie die Stimmung der Berliner Bevölkerung sich zugunsten des Königs geändert hatte, seit er aus Baden zurückgekehrt war. Wo er sich zeigte, drängte sich das Volk um ihn. Die „Hochs" und die „Hurras" wollten kein Ende nehmen. Das ganze Volk schien froh zu sein, daß er in der äußeren Politik ein entscheidendes Wort gesprochen hatte. Von dem Mißmut, der die Geister zum Teil im Frühjahr geleitet hatte, war nichts mehr zu bemerken. Es wäre auch wirklich unbegreiflich gewesen, wenn die Persönlichkeit des Königs nicht schließlich die populärste Erscheinung in Berlin geworden wäre. Sein Wesen war den Berlinern sympathisch, er war selbst durch und durch ein Berliner, d. h. von der guten, alten Art und dachte und fühlte mit dem soliden Berliner Bürger. Diese Menschenrasse, welche bei der raschen, durch Zuzug bewirkten Zunahme der Bevölkerung der Stadt immer in die Minderheit gedrängt wurde, ist lebensfroh und lebenslustig, von Natur friedlich und häuslich, wenn gereizt, voll Mut und opferwillig und immer pflichttreu. Die Vorliebe für den Soldatenstand haben diese Menschen seit Jahrhunderten mit der Muttermilch eingesogen. Und wenn der echte Berliner auch oft mehr räsonniert und renommiert, als es dem die strenge Ordnung liebenden Monarchen angenehm sein konnte, so wußte derselbe doch, was davon zu halten war.

Wie sehr er mit dem kleinen Berliner Bürger fühlte und sympathisierte, bemerkte ich einmal an einem Pfingsttage. Der König hatte Tränen in den Augen, weil — schlecht Wetter war. „Die armen Leute", sagte er, „die sich auf die Feiertage gefreut haben, dauern mich gar zu sehr. Der solide und ehrbare kleine Handwerker, der jahraus, jahrein fleißig ist, hat nur die großen Festtage Weihnachten, Ostern und Pfingsten, um sich seines Lebens zu freuen. Nur Pfingsten bietet ihm die Aussicht, mit der ganzen Familie ins Freie zu ziehen. Wenn ihm Pfingsten verregnet, hat er das ganze Jahr nichts. Ja, die liederlichen Leute, die werden davon wenig berührt, die treiben sich alle Tage herum."

Solange der König durch die Wühlereien der Fortschrittspartei und ihres Anhangs in der öffentlichen Meinung so verlästert wurde, hätte ich oft gern solche und ähnliche Züge und Aussprüche des Königs veröffentlicht. Aber das hätte nichts geholfen, denn die Wühler hätten dagegen

verbreitet, so etwas werde nur gemacht und sei nicht wahr. Jetzt endlich brach sich erst die Wahrheit Bahn, und wie das so mit der Stimmung des Volks geht, sobald sie günstig geworden ist, glaubt es alles Gute, was erzählt wird, und das Gegenteil findet keinen Glauben mehr.

Die Fortschrittspartei ballte die Faust in der Tasche. Sie setzte ihre Opposition methodisch fort. Preußen seufzte weiter unter dem Druck des budgetlosen Zustandes, denn das Abgeordnetenhaus bewilligte gar nichts mehr. Die alten Steuern liefen also weiter. Aber der Untergang der Welt, mit dem die Fortschrittspartei gedroht hatte, war nicht eingetreten. Im Gegenteil, das Volk befand sich bei diesem Seufzen wohler denn je, und da der budgetlose Zustand nun schon im dritten Jahre gedauert hatte, so fing der Jammer darüber an, den Reiz der Neuheit zu verlieren.

Stattdessen sah man neuen Dingen entgegen, welche vom Könige ausgingen. Sein selbstbewußtes Auftreten in der deutschen Frage ließ erwarten, daß er mit Kraft werde handeln können. Dieses Handeln mußte eintreten, mußte bald eintreten, und es trat ein.

Beginn der dänischen Frage.

Daß der Frankfurter Fürstenkongreß wie eine Seifenblase auseinandergegangen war, ist bekannt und gehört der Geschichte an. Als es zum energischen Auftreten kam, fand Österreich doch nicht die Entschlossenheit bei den Höfen von Baiern und Sachsen, auf die es gerechnet hatte, und der Kongreß genehmigte einstimmig alle Vorschläge Österreichs unter dem Vorbehalte, daß Preußen ihnen beitrete. Preußen trat nicht bei, also blieb alles beim alten.*)

*) Der Inhalt des von Österreich vorgeschlagenen Verfassungsentwurfes bezweckte im wesentlichen: Befugnis des Bundes, gemeinnützige Einrichtungen aller Art seiner Gesetzgebung und Verwaltung zu unterstellen, Beteiligung von Landesdelegierten an der Gesetzgebung, Ernennung eines Direktoriums als Exekutivbehörde, in der Österreich in gleicher Weise wie im Bundestage das Präsidium haben sollte. Ferner ein Bundesgericht, das auch unter anderem über Streitigkeiten zwischen Regierung und Volksvertretung eines Einzelstaates über Auslegung der Landesverfassung entscheiden sollte. Durch diese Einrichtung hoffte man besonders Preußen bei dem schwebenden Verfassungsstreite zu gewinnen. Bei einem Angriffe auf den Bund oder einen Teil des Bundesgebietes sollte das Direktorium die Mobilmachung leiten und den Bundesfeldherrn ernennen. Eine Kriegserklärung könne der Bundestag mit zwei Drittel Majorität erlassen.

Bei der am 1. September stattfindenden Abstimmung über das Ganze wurden zwei Fragen gestellt: 1. Nimmt die Versammlung das Schlußergebnis der Verhandlungen an? 2. Hält die Versammlung sich so lange an diese Beschlüsse gebunden, bis die nicht erschienenen Bundesmitglieder diesen Entwurf entweder abgelehnt oder andere Vorschläge gemacht haben? Beide Fragen wurden mit 24 von 30 Stimmen bejaht.

Die nächste Folge war eine heftige Mißstimmung in Wien gegen die Regierungen von Dresden, München, Hannover und Stuttgart, denen man alle Schuld daran beimaß, daß Österreich einen Mißerfolg zu verzeichnen habe. Auf der anderen Seite waren die vier kleinen deutschen Königreiche sehr stolz darauf, daß sie den Ausbruch von Feindseligkeiten zwischen Preußen und Österreich durch ihre Haltung verhindert hätten. Beust und v. der Pfordten erfanden „die dritte deutsche Großmacht", womit sie die eng alliierten genannten vier Königreiche bezeichneten und ihre Myrmidonen trompeteten triumphierend in die Welt, daß diese dritte deutsche Großmacht auch ferner die Einigkeit und den Frieden in Deutschland erhalten würde. Dadurch schaffe sie eine so ungeheure Macht, nämlich die vereinigten drei deutschen Großmächte, daß mit der Zeit ganz Europa ihr folgen müßte. Dadurch würden diese vier Königreiche die entscheidenden Gebieter Europas werden.

Das waren allerdings Gründe, gegen welche die Götter selbst vergebens kämpfen. Vorläufig war die Folge davon, daß sich Österreich Preußen wieder näherte. Bismarck als gewandter Staatsmann benutzte diese Stimmung des Wiener Hofes, und so kam es, daß, nachdem man in der ganzen Welt im September dem Ausbruch eines Krieges zwischen Österreich und Preußen entgegengesehen hatte, noch denselben Herbst diese beiden Staaten in der dänischen Frage Hand in Hand gingen und noch im Winter durch ihr kriegerisches Vorgehen jene „dritte deutsche Großmacht" ihre Unbedeutendheit auf das Grausamste fühlen ließen.*)

Privatangelegenheiten.

Ich habe in der Erzählung meiner Erlebnisse als Flügeladjutant des Königs Wilhelm von meinem mehr privaten Leben wenig oder gar nicht gesprochen, weil sich da nichts Erwähnenswertes zugetragen hat. Daß ich

Am 22. September lehnte Preußen jede Erörterung über die einzelnen Punkte ab und empfahl weitere Verhandlungen durch Ministerkonferenzen, wenn vorher über drei Hauptpunkte Einigung erzielt sei: 1. Veto für Preußen und Österreich gegen die Erklärung eines Bundeskrieges; 2. Wechsel des Präsidiums bei den Bundesbehörden zwischen Preußen und Österreich; 3. ein aus direkten Wahlen hervorgegangenes deutsches Parlament statt der Landtagsdelegierten als Gegengewicht gegen partikulare Interessen.

Hiermit war bei den herrschenden Anschauungen Österreichs und der Mehrzahl der deutschen Staaten jede Hoffnung auf Verständigung ausgeschlossen.

*) Die Einigung Preußens mit Österreich wurde dadurch erreicht, daß, während im übrigen Deutschland die Einsetzung des Augustenburgers lebhaft befürwortet wurde, in Wien keinerlei Sympathie hierfür vorhanden war. Diesen Punkt benutzte Bismarck der sich hierin mit der österreichischen Ansicht vereinigte, zu einer Verständigung, indem er nicht die Erbfolge in den Elbherzogtümern, sondern nur die Verfassungsfrage zum Ausgang der Erörterungen machte.

den Sitzungen der Prüfungskommission weiter beiwohnte, daß ich jeden Winter das Kriegsspiel der Offiziere der Garnison Berlin eifrigst betrieb, daß ich ferner an dem sogenannten „demokratischen Klub“ teilnahm, würde nichts Neues gegen das früher schon Erzählte bringen. Im Kriegsspiel wurde im Herbst 1863 sofort ein Krieg der Bundestruppen gegen Dänemark in Holstein in Szene gesetzt, und auf dem Plane wurden die Preußen gründlich aus Holstein herausgeschlagen.

Außerdem muß ich, voll Dank gegen mein Schicksal, erwähnen, daß meine Kopfnerven sich wieder soweit gestärkt hatten, daß ich mich wieder bei Jagden beteiligen konnte. Ich trat auch einem Büchsen-Schießverein von Offizieren der Garnison Berlin bei, welcher im Sommer alle Dienstage und Freitage in der Hasenhaide schossen. Dieser Verein hatte sehr strenge Regeln und notierte jeden Schuß in die Akten, die von einem erwählten Schützenmeister kurrent erhalten wurden. Es ward freihändig auf hundertzwanzig Schritt gegen eine Scheibe geschossen, welche zwei Fuß im Durchmesser und zwölf Ringe hatte. Die Grafen Brandenburg und ein Herr v. Grüneberg waren dort unbedingt die besten Schützen, und es kam vor, daß sie auf zehn Schuß hundertundelf Ringe schossen, gewiß ein seltenes Resultat. Ich konnte mich mit diesen nicht messen, gewann aber doch mehr Schießfertigkeit als früher und schreibe es dieser Übung zu, daß ich mich auf den Gemsjagden in Gastein nicht gerade blamiert habe.

Mein Dienst ließ mir oft viele Tage freie Zeit. So konnte ich auch in der Jagdzeit manchen Jagdeinladungen zu meinen Verwandten in Schlesien folgen. Auch an den Hofjagden nahm ich wieder teil, begleitete den König meist nach Letzlingen und erlebte im Herbst 1863 die sehr interessante Wiedereinweihung des historischen Jagdschlosses Friedrich Wilhelms des Ersten zu Wusterhausen.

Einweihung von Königs-Wusterhausen.

Dieses Schloß war bisher als Landwehrzeughaus verwendet worden und dadurch ganz verfallen. Der König ließ es restaurieren und gab es seiner alten Bestimmung wieder.

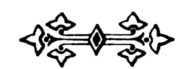
Unter der Regierung des Königs wurden auch die Königlichen Jagden überhaupt wieder in eine bessere Verfassung gebracht. Es wurden nur solche Gäste eingeladen, welche wirkliche Jäger waren, mit Ausnahme von Wrangel, der auf alle Jagden mitging und sich so unjagdmäßig als möglich betrug. Die Treiben gingen jetzt schnell und geordnet vor sich, und die Ausbeute nahm von Jahr zu Jahr zu, bis sie die fabelhaften Zahlen erreichten, die jetzt die offiziellen Berichte davon in den Zeitungen veröffentlichen.

In Wusterhausen war schon einige Zeitlang besondere Sorgfalt auf die Pflege des Wildes verwendet, und die erste Jagd daselbst, welche zwei Tage dauerte, lieferte eine ganz bedeutende Strecke an Sauen und Damwild.

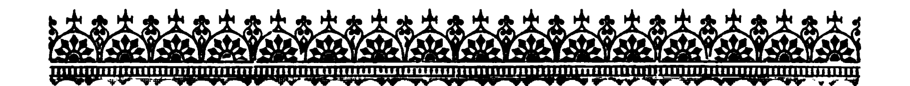
Der König erlegte auch in einem Treiben zwei Dächse. Außer dem König kam niemand auf einen Dachs zu Schuß. Das kam daher, weil die beiden Dächse vorher eingefangen und während des Treibens dicht vor dem Könige, diesem unbemerkt, freigelassen waren. Als er sich darüber verwundert äußerte, daß niemand anders als er auf einen Dachs zu Schuß gekommen, redete die Jägerei ihm vor, der Dachsbau sei gerade hinter dem Stand, den man ihm gegeben, und der Dachs, wenn gejagt, laufe auf den Stand zu. Der König tat, als ob er es glaube. Das nächste Jahr wurde dasselbe Treiben des Windes wegen in einer anderen Richtung genommen, also erhielt der König einen anderen Stand. Er schoß wieder zwei Dächse. Nachher sagte er lächelnd, die Jägerei sei von merkwürdiger Höflichkeit gegen ihn. Sie habe sogar die Dächse instruiert, schnell ihren Bau zu verlegen, wenn er auf einem anderen Stand des Windes wegen stehe.

Das Schloß von Wusterhausen war ganz so wiederhergestellt, wie es zuzeiten Friedrich Wilhelms des Ersten gewesen war. Unten war ein großer Saal neu hergerichtet, dessen Deckgewölbe durch mächtige, mitteninne stehende Pfeiler getragen werden, und in diesem Saal wurde gespeist. Oben über demselben war das Tabakskollegium, ein niedriger Saal, von dem aus ringsherum Türen in kleine Zimmer führen. In diesen kleinen Zimmern wohnten früher die Mitglieder des Kollegiums, jetzt die Prinzen des Königlichen Hauses. Alle übrigen Gäste wurden in der Stadt einquartiert. So auch ich beim Apotheker.

Abends nach dem Diner mußte sich die ganze Jagdgesellschaft im Tabakskollegium versammeln. Da lagen auf dem großen, mittelsten Tisch gerade solche weißen Tonpfeifen, wie sie dort im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts im Gebrauch waren. Auch standen da große Näpfe mit Tabak, den sich jeder in die Pfeife stopfen konnte. Der König stopfte sich die erste Pfeife und brannte sie an, und jeder mußte ein gleiches tun, zum ehrenden Andenken an den Ahnherrn Seiner Majestät.







Anlagen.

Anlage 1.

Allerhöchst befohlene Ordnung des Ceremoniels

bei dem am 14. Oktober 1861 stattfindenden

feierlichen Einzuge

Seiner Majestät des Königs

und

Ihrer Majestät der Königin

in Königsberg.

Montag den 14. Oktober, Mittags 12 Uhr, werden Ihre Königlichen Majestäten durch das Brandenburger Thor Ihren feierlichen Einzug in Königsberg halten.

Kurz vor der Stadt, woselbst Ihre Königlichen Hoheiten der Kronprinz und die Prinzen des Königlichen Hauses, die dienstthuenden General- und Flügel-Adjutanten, der Ober-Präsident, der Ober-Bürgermeister und die städtischen Behörden, so wie die Deputirten der Stadtverordneten und der Kaufmannschaft, Ihre Majestäten erwarten, werden Seine Majestät der König Allerhöchst Sich zu Pferde setzen.

Es ordnet sich folgender Zug:

1. zufolge alten Anrechts:
   das Fleischergewerk der Stadt Königsberg mit seiner Standarte und seinen Heer-Pauken;
2. 1 Zug des 3. Cürassier-Regiments mit Musik und Standarte;
3. 2 Königliche Flügel-Adjutanten;
4. Seine Majestät der König, umgeben von Ihren Königlichen Hoheiten dem Kronprinzen und den Prinzen des Königlichen Hauses zur Rechten, und zur Linken (etwas seitwärts) der

dienstthuende General- und der dienstthuende Flügel-Adjutant Seiner Majestät;

5. zwei Königliche Stallmeister;
6. Ihre Majestät die Königin in einem achtspännigen Galawagen; gegenüber Ihrer Majestät der Königin Allerhöchstdero stellvertretende Oberhofmeisterin.

   Am Schlage des Wagens (etwas rückwärts) reiten rechts der Ober-Stallmeister Seiner Majestät des Königs, links der Gouverneur von Königsberg;
7. die anwesenden Generale;
8. die dienstthuenden General- und Flügel-Adjutanten Seiner Majestät;
9. die Adjutanten Ihrer Königlichen Hoheiten des Kronprinzen und der Prinzen des Königlichen Hauses;
10. die Hof-Equipagen mit dem Gefolge Ihrer Majestät;
11. die Wagen der städtischen Deputirten.

Sobald Ihre Königlichen Majestäten das Thor erreichen, werden 101 Kanonenschüsse abgefeuert.

Innerhalb des Thores werden Ihre Königlichen Majestäten in herkömmlicher Weise begrüßt.

Die Schützengilde und die Innungen und Gewerke der Stadt bilden Spalier, schwenken, nachdem Ihre Königlichen Majestäten vorübergezogen, ab, und schließen sich dem Zuge an. Musik-Chöre gehen jedem Gewerke voraus.

Es wird mit allen Glocken geläutet.

Im Schlosse, woselbst Ihre Königlichen Hoheiten die Kronprinzessin und die Prinzessinnen des Königlichen Hauses Sich versammelt haben und Ihre Majestäten erwarten, haben sich:

1. das Offizier-Corps,
2. sämmtliche Civilbehörden, und
3. die Geistlichkeit

zum Empfange Allerhöchstderselben aufgestellt.

Berlin, den 1. Oktober 1861.

Der Ober-Ceremonienmeister:
Stillfried Graf Alcantara.

Anlage 2.

Allerhöchst befohlene
Ordnung des Ceremoniels
bei dem am 22. Oktober 1861 stattfindenden
feierlichen Einzuge
Seiner Majestät des Königs
und
Ihrer Majestät der Königin
in Berlin.

Dienstag den 22. Oktober, Mittags 12 Uhr, werden Ihre Majestäten, von Frankfurt herkommend, den feierlichen Einzug in Berlin halten. Dies geschieht in folgender Ordnung:

1. vorauf reiten zwei Züge des Garde-Kürassier-Regiments mit den Trompetern und der Standarte an der Spitze;
2. zwei sechsspännige Königliche Equipagen, in denen die dienstthuenden Kammerherren Ihrer Majestät der Königin sich befinden;
3. zwei sechsspännige Königliche Equipagen mit den dienstthuenden Ober-Hof- und Obersten Hofchargen, und zwar in der ersten der Ober-Hof- und Haus-Marschall Seiner Majestät des Königs und der Ober-Hofmeister Ihrer Majestät der Königin, in der zweiten der Oberst-Kämmerer und der Oberst-Marschall;
4. eine Kompagnie des Regiments Gardes du Corps mit den Trompetern und der Standarte an der Spitze;
5. zwei Flügel-Adjutanten;
6. Seine Majestät der König, umgeben von Ihren Königlichen Hoheiten dem Kronprinzen und den Prinzen des Königlichen Hauses; der Gouverneur zur Rechten, und zur Linken (etwas seitwärts) der dienstthuende General- und der dienstthuende Flügel-Adjutant Seiner Majestät;
7. zwei Königliche Stallmeister;
8. der große Königliche Staatswagen, mit acht Pferden bespannt, in welchem Ihre Majestät die Königin und Ihre Königliche Hoheit die Kronprinzessin sich befinden.

   Auf der rechten Seite, neben den Hinterrädern, reitet der Ober-Stallmeister, auf der linken Seite der Kommandant.

   Auf den Tritten des Wagens stehen die Königlichen Leib-Pagen;

9. eine Kompagnie des Regiments Gardes du Corps;
10. ein sechsspänniger Königlicher Wagen mit den Ober-Hofmeisterinnen Ihrer Majestät der Königin und Ihrer Königlichen Hoheit der Kronprinzessin;
11. ein sechsspänniger Königlicher Wagen mit den Palastdamen Ihrer Majestät der Königin;
12. ein sechsspänniger Königlicher Wagen mit den Hofdamen Ihrer Majestät der Königin;
13. ein sechsspänniger Wagen Ihrer Königlichen Hoheit der Kronprinzessin mit den Hofdamen Höchstderselben;
14. ein Zug des Garde-Kürassier-Regiments.

Mit Allerhöchster Genehmigung Seiner Majestät des Königs werden die vor dem Frankfurter Thore aufgestellten berittenen Korps der Bürgerschaft von Berlin sich vom Thore aus an die Spitze des Zuges setzen.

Am Frankfurter Thore, außerhalb der Stadt, empfangen der Gouverneur, der Kommandant der hiesigen Residenz, die anwesenden aktiven Generale und der Polizei-Präsident von Berlin Ihre Königlichen Majestäten, und schließen sich die Generale dem Zuge nach Nr. 9 an.

Sobald Ihre Königlichen Majestäten das Thor erreichen, werden 101 Kanonenschüsse abgefeuert.

Innerhalb des Thores werden Allerhöchstdieselben von dem Ober-Bürgermeister und den städtischen Behörden von Berlin empfangen.

Der vorbeschriebene Zug bewegt sich im Schritt über den Alexanderplatz und durch die Königsstraße nach dem Königlichen Schlosse, und zwar über den Schloßplatz, die Schloßfreiheit entlang, nach dem Lustgarten.

Die Einfahrt ist durch Portal V. bis zur Wendeltreppe, woselbst die Obersten Hof-, Ober-Hof- und Hofchargen Ihre Majestäten erwarten und Allerhöchstdenselben durch den Schweizersaal nach den Elisabeth-Kammern bis zum gelben Saal vortreten. Ihre Majestäten wollen geruhen, Sich vom dekorirten Balkon (über Portal II.), ebenso wie nachher auf der Lustgartenseite vom dekorirten Balkon (Portal IV.), der versammelten Bürgerschaft zu zeigen.

Die Innungen und Gewerke erwarten den Augenblick, wo Ihre Königlichen Majestäten auf dem Balkon (über Portal IV.) erscheinen, um den herkömmlichen Zug durch das Königsschloß — Einmarsch durch Portal I., Abmarsch durch Portal V. nach der Schloßbrücke — zu beginnen.

Berlin, den 1. Oktober 1861.

Der Ober-Ceremonienmeister:
Stillfried Graf Alcantara.



Namen- und Sachverzeichnis.

A.

B.

G.

H.

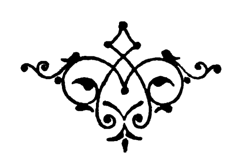
J.

K.

R.

S.

T.



Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn,
Berlin SW., Kochstraße 68–71.



